Das heutige Spanien

von

Gustav Rasch.

Zweite Ausgabe.

Stuttgart.
Verlag von J. G. Kötzle.
1871.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Don José Maria Orense,

Marquis von Albaida,

Chef der spanisch-republikanischen Partei

gewidmet.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Kapitel.

Spanien und die Spanier.

Deutscher Hochmuthsdünkel. Deutsche Urtheile über Italien, Schweden, Frankreich und über die Südslaven. Gewöhnliche Beurtheilung Spaniens und der Spanier. Die preußische Zündnadel und die Preußenseuche. Rabies borussica. Arnold Ruge. Die Bidassoa. Urtheil eines Diplomaten in Madrid über Spanien. Das religiöse Spanien — heute und vor hundert Jahren. Der Glaube todt. Haß und Verachtung gegen das Pfaffenthum und gegen die Pfaffen. Zerstörung der Mönchsklöster. Keine Mönchskutte in Spanien. Die Nonnenklöster auf dem Aussterbe-Etat. Der Kampf der Spanier gegen Papst und Papstthum. Aufhebung der Güter zur todten Hand. Gewissensfreiheit. Freie Gemeinden. Parallele zwischen Spanien und Deutschland. Das politische Spanien. Verachtung des Königthums. Die aragonische Königsformel. Freiheitlicher und republikanischer Geist des spanischen Volks. Die österreichischen und spanischen Bourbonen. Der „elende Bursche und niederträchtige Geselle". Vier Revolutionen auf einmal. Das gegenwärtige politische Spanien ist republikanisch. Die Zukunft Spaniens. Das spanische Heer. Der Bürgerstand und die Bauern. Die spanische Frau. Schönheit und Tugenden. Der Typus der spanischen Frau. Spanische Bildung und Fähigkeit. Die Literatur vor 1808. Physiognomie des Landes. Gastfreundlichkeit und Liebenswürdigkeit. „Alles steht zu Ihrer Disposition." Gefühl der Gleichheit. Ritterlichkeit und Kühnheit. Urtheil Garrido's über Spanien und die Spanier.

In der deutschen Individualität steckt ein ganz eigenthümlicher Hochmuthsdünkel, sobald es sich um Beurtheilung anderer Völker und Nationalitäten handelt, der sich auf

der andern Seite zu eigener, enormer Ueberschätzung hinaufschraubt. Dieser Dünkel, von dem selbst hochgebildete und freisinnige Männer oft nicht frei sind, äußert sich in diesem Falle in Herabsetzung und Verkennung der Eigenschaften und Fähigkeiten anderer Nationalitäten, sowie in den krassesten Vorurtheilen. Daß der Beurtheiler diese Nationalitäten aus eigener Anschauung gar nicht kennt, thut bei dem deutschen Dünkel nichts zur Sache. Er schaut sie aus der Vogelperspective an, und setzt sich sein Urtheil aus traditionellen Ueberlieferungen, aus mit ihm auf die Welt gekommenen Vorurtheilen und aus logischen Schlüssen zusammen. „Das Land der Läuse, der Flöhe und der Wanzen", was Nicolai einst von Italien schrieb, spukt noch heute in den Köpfen von Millionen von Deutschen, wenn sie von dem schönsten und interessantesten Kulturlande von Europa sprechen. Daß der Italiener falsch, betrügerisch, faul und nichtswürdig ist, ist eine in Deutschland ganz allgemein herrschende Anschauung. Der Schwede ist liederlich, leichtsinnig und dem Trunk ergeben, sagen die Deutschen; der Franzose ist ebenso leichtsinnig wie der Schwede und krankt an der Großmachtsseuche; der Südslave, der Rumäne, der Wallache, der Bulgare ist zu jeder nationalen und freiheitlichen Selbstständigkeit vollkommen unfähig. Der große nationale und politische Entwicklungsprozeß, den die Italiener, die Schweden, die Franzosen, die Südslaven während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts durchgemacht haben, wird vollkommen ignorirt. Selbst die letzten zwanzig Jahre, die Zeit der Eisenbahnen und der Dampfschiffe, haben nur wenig in diesen krassen, vor-

urtheilsvollen und albernen Anschauungen aufzuräumen vermocht; denn die Touristenschwärme, welche seitdem Europa von Konstantinopel bis nach Cadix und vom Nordcap bis Catanea durchstreifen, haben nur ihre Vergnügungszwecke im Auge, verkehren deßhalb auf ihren Ausflügen nur mit Gastwirthen, Kellnern, Lohndienern und Kutschern und bringen ganz dieselben Anschauungen aus den besuchten Ländern wieder mit nach Hause, welche sie hineingetragen haben; denn um die Culturzustände derselben sich zu bekümmern, hatten sie weder Zeit noch Lust.

Am allerschlimmsten sind bei dieser Beurtheilung fremder Völker in Deutschland immer die Spanier weggekommen. Spanien ist weit und in Spanien reist sich's schwer; eigene Anschauung hat deßhalb in Betreff Spaniens in deutschen Köpfen noch weit weniger aufzuräumen vermocht als in Betreff anderer europäischer Volksstämme. Ueber Spanien herrschen in Deutschland meistens noch die Anschauungen des vorigen Jahrhunderts. Weil das unglückliche Land während drei Jahrhunderte das Land des krassesten Despotismus und des fanatischsten Pfaffenthums gewesen ist, so muß es heute noch das Land der Bigotterie, des Aberglaubens, des katholischen Fanatismus sein; weil in Spanien drei Jahrhunderte hindurch „erbärmliche Bursche und niederträchtige Gesellen" bourbonischen Stammes die Freiheit und Sebstständigkeit des Volkes mit Füßen getreten haben, so muß das Volk für eine freiheitliche, politische und volkswirthschaftliche Auferstehung ganz unfähig geworden sein. Die in den bourbonischen Hof- und Beamtenkreisen herrschende Depravation,

Unsittlichkeit und Verkommenheit haben, sagt man, das ganze spanische Volk inficirt. Der Mangel an Schulbildung und gelehrtem Wissen hat Spanien in einen Sumpf von Dummheit verwandelt. Das spanische Volk hat es trotz aller politischen Kämpfe und Revolutionen der letzten fünfzig Jahre zu einem andauernden Zustande constitutioneller Freiheit und Selbstverwaltung nicht bringen können; deßhalb kann auch aus Spanien niemals etwas werden. In der Beurtheilung des Einzelnen hat man noch den Spanier im Kopfe, der als Abenteurer und Soldat in den Eroberungskriegen seiner Könige in Amerika, in Afrika und in Indien focht und, um Beute, Ruhm und Titel zu erwerben, sich in allen Welttheilen umhertrieb; deßhalb muß die Zeit, wo in Spanien Jedermann Edelmann, Mönch oder Soldat war, den Maßstab für die Beurtheilung des modernen Spaniens abgeben, und deßhalb ist der Spanier blutdürstig, grausam, ruhmsüchtig, golddurstig. Daß der Spanier faul ist, versteht sich von selbst, weil ja alle Stämme lateinischer Race faul sind. Es gab eine Zeit in Spanien, wo die Inquisition die Unabhängigkeit des Geistes erstickt hatte, wo das Volk seine politische Unabhängigkeit in der künstlich und absichtlich von seinen Königen erweckten Großmachtsseuche vergaß, wo die Spanier in Unwissenheit versunken und im Elend verthiert waren, wo auf je elf Seelen Ein Mönch oder Ein Priester gerechnet wurde, wo drei Viertel des Grund und Bodens im Besitz der Krone, der Adeligen und der Priester waren, wo der Pöbel in Madrid auf der Straße zum Trotz der Liberalen sang: „Wer da frei sein will, erfahre: „Volk

und König sind in Spanien. Das Gesetz vom König kommt es und das Volk ist ihm gehorsam." Natürlich muß es in Spanien heute noch ebenso sein. Der Spanier ist knechtisch, charakterlos, servil, in den Händen der Aristokraten und der Priester, behauptet man; alle Revolutionen der letzten vierzig Jahre sind nichts als das Werk ehrgeiziger und unzufriedener Generale und Abenteurer, woran das Volk gar keinen Theil genommen hat. Jemand, der weder lesen noch schreiben kann, muß ja auch politisch unfähig sein. Für eine constitutionelle Verfassung gehört eine gewisse Reife; für eine republikanische Verfassung ist eine noch größere Reife erforderlich; deßhalb ist das spanische Volk weder für eine constitutionelle Verfassung noch für die Republik zu gebrauchen. Die Spanier sind ihrem Untergange nahe, wie überhaupt alle Stämme lateinischer Race. Die Spanierin ist liederlich, leichtsinnig, faul, habsüchtig und dumm, wie die Italienerin. Nur der Deutsche ist in Europa Träger der Cultur, des Fortschritts, der politischen Freiheit. Und der Preuße behauptet dies natürlich nur von sich selbst allein und schließt Alles, was nicht mit dem preußischen Ladestock oder seit dem letzten dynastischen Kriege mit der Zündnadel im Leibe auf die Welt gekommen ist, selbst in Deutschland aus den Reihen der modernen Culturträger aus. Alles das sind Urtheile, welche man in Deutschland alle Tage über Spanien hören kann, wenn das Gespräch auf „das Land voll Sonnenschein" jenseits der Pyrenäen kommt. Selbst ein so gelehrter und hochgebildeter Mann, wie Arnold Ruge, erzählt in seiner Vorrede zu dem von

ihm in's Deutsche übersetzten Garrido'schen Werke: „Das heutige Spanien", daß er ganz erstaunt gewesen wäre, als ihm im Jahre 1854 ein sächsischer Tabakshändler, der lange Jahre in Spanien gelebt und gereist sei, bei einem Besuche in Brighton ganz besondere Mittheilungen über spanische Zustände gemacht habe. „Man irre sich über Spanien, habe er gesagt, „es sei dort ganz anders und viel besser, als man es sich bei uns vorstelle. Die Keller der Inquisition seien Salzlager und sonstige Waarenspeicher; die Pfaffen hätten ihre Macht verloren; die Jugend dächte so frei, wie bei uns; die Universitäten seien lebendig." Wie kann man sich da noch über die absurdesten Urtheile in Deutschland über Spanien und die Spanier wundern, wenn ein Mann von der Bildung und der Gelehrsamkeit Arnold Ruge's, der schließlich auf seine alten Tage auch noch von der „Preußenseuche" befallen ist, sich erst durch einen reisenden sächsischen Tabakshändler über spanische Zustände unterrichten lassen muß! Und an dem deutschen Hochmuthsdünkel, von dem ich oben sprach und der den Deutschen andere Völker so verkennen läßt, litt Arnold Ruge doch nie, wie ich aus eigenem Umgang mit ihm während unserer gemeinsamen Flüchtlingszeit in London weiß; um so wunderbarer ist es, daß jetzt schließlich noch der preußische Dünkel seine Gehirnthätigkeit umnebelt hat.

Ich habe die Pyrenäen ohne alle Vorurtheile gegen Spanien und gegen das spanische Volk überstiegen, obschon ich auch vor meinem Besuch in Spanien im Gespräche mit Deutschen, welche sich viele Monate in Spanien auf=

gehalten und das Land vielfach bereist hatten, Gelegenheit genug gehabt habe, mir mit all' den Vorurtheilen, deren ich erwähnte, den Kopf vollzupropfen. Vielleicht war indeß noch irgend ein Rest von Vorurtheilen stecken geblieben? Ich nahm mir deßhalb vor, als ich über die Bidassoa fuhr, Alles zu vergessen, was ich über Spanien in Deutschland gehört und gelesen hatte — eine alte Gewohnheit, welche ich während der verflossenen zehn Jahre in Italien, in der Türkei, in Serbien, in Rumänien, in England, Frankreich und Schweden immer festgehalten habe. Und als ich in Madrid in Begleitung des dortigen Arztes, Dr. Reinhold Brehm, den ersten Besuch bei dem holländischen Gesandten, Baron Yttersum, einem genauen Kenner spanischer Zustände, machte, sagte er: „Wenn Sie nach Spanien gekommen sind, um Land und Volk zu studiren und zu schildern, so erlaube ich mir, Ihnen einen Rath zu geben.“ —

„Und welchen Rath, Herr Baron?“ —

„Vergessen Sie Alles, was Sie in Deutschland über Spanien gelesen und gehört haben. In Deutschland kennt man Spanien gar nicht. Alles ist hier anders, wie man in Deutschland denkt. Spanien kennt nur der Spanier, und nur der spanische Schriftsteller versteht sein Land zu beurtheilen und zu schildern, weil der deutsche Schriftsteller fast immer seinen mitgebrachten Vorurtheilen, sowie seinen eigenen Anschauungen Rechnung trägt.“

Ich mußte unwillkürlich lachen; denn es waren kaum drei Tage verflossen, seitdem ich an der Bidassoa den Entschluß gefaßt hatte, Alles zu vergessen, was ich über

Spanien wußte. „Seien Sie unbesorgt", erwiederte ich dem hochgebildeten und geistvollen Diplomaten, „alle mein aus mündlichen Mittheilungen, sowie aus deutschen und französischen Schriftstellern über Spanien und die Spanier geschöpftes Wissen haben die Wogen der Bidassoa verschlungen, als ich über die historische Brücke fuhr."

So habe ich Spanien aus eigener Anschauung kennen gelernt, und fand ein ganz anderes Land und ein ganz anderes Volk, als welches man mir jenseits der Pyrenäen geschildert hatte. Meine Schilderungen werden deßhalb in Deutschland Manchem paradox erscheinen, und der deutsche Hochmuthsdünkel wird das Seinige thun, dieselbe in noch grellerem Lichte erscheinen zu lassen. Mag es darum sein — es ist mir in Betreff Italiens und der südslavischen Volksstämme ja schon oft so ergangen*) — aber ich werde das Bewußtsein, sowie die Ueberzeugung behalten, Spanien und seinem tapfern, intelligenten, schönen und freiheitlichen Volke gerecht gewesen zu sein.

Wir sind in Deutschland gewohnt, das religiöse Spanien noch in der Beleuchtung vergangener Jahrhunderte zu betrachten. Spanien war drei Jahrhunderte hindurch das Land des religiösen Fanatismus, die Stätte des krassesten Katholicismus, die Heimath der Priester und der Mönche. Noch im Jahre 1781 haben in Spanien die Scheiterhaufen der Inquisition gelodert. Die Inquisition

---

*) S. Frei bis zur Adria. Von Gustav Rasch. Berlin 1860. I. Band. Die Völker der untern Donau. Von Gustav Rasch. Breslau 1866.

war mächtiger geworden als das Königthum, welches dieselbe zur Unterdückung der Freiheit und der Unabhängigkeit des Geistes geschaffen hatte. Das Geschöpf war seinem Schöpfer über den Kopf gewachsen. Bei den Auto-da-fés „des heiligen Amtes“ erhob sich der Sessel des Großinquisitors hoch über den Thron des Königs, und der Großinquisitor nahm dem Könige oder seinem Stellvertreter vor dem Beginn des Priesterfestes wie einem Beamten den Eid ab, die katholische Religion zu schützen und die Ketzer und die Abtrünnigen zu verfolgen, und das Volk rief: „Viva!“ Noch im Anfang dieses Jahrhunderts gab es in Spanien 150,000 Priester, Mönche und Nonnen. Auf 1000 Einwohner kamen immer 11 Pfaffen. Das Volk war götzendienerisch, bigott, fanatisch; der große Haufe verthiert und versumpft in Müssigang. Die Hälfte aller Kalendertage waren Festtage; jedes Dorf, jedes Schiff, jede Gesellschaft, jede Familie hatte einen besonderen Heiligen. An allen Straßenecken, vor allen Kirchthüren standen Nischen mit Heiligenbildern. Halb Spanien war den Priestern als Almosen in den Schooß gefallen; die andere Hälfte hatte sich das Königthum und der Adel angeeignet. Jede Unabhängigkeit des Geistes war in den Flammen der Scheiterhaufen erstickt. Das Volk war arm geworden, während ungeheure Schätze in den Kirchen und den Klöstern aufgesammelt waren und die Virgen del Pilar in Saragossa, die Virgen de Montserrat und die Virgen de Toledo Schmuck von fabelhaftem Werthe trugen.

Man hüte sich zwischen dem religiösen Spanien des

vorigen Jahrhunderts und zwischen dem heutigen Spanien in religiöser Beziehung irgend eine Parallele zu ziehen. Das gegenwärtige Spanien ist nicht mehr katholisch. Im heutigen Spanien ist der Glaube todt. Die größte Mehrzahl des spanischen Volkes ist gegen den Glauben und gegen die Religion vollständig gleichgültig geworden oder besteht aus Ungläubigen. Diejenigen, welche noch an die Mysterien des Katholicismus glauben, sind Heuchler. In den untersten Kreisen des Pöbels findet man hie und da noch Fetischdienst und Bigotterie. Die frühere Ehrfurcht gegen die Priester hat sich in den bittersten Haß und in grenzenlose Verachtung umgewandelt. Die Kirchen sind leer von Andächtigen. Nirgends in Europa, selbst in Italien nicht, habe ich so viele und so fürchterliche Flüche gegen die Pfaffen aussprechen hören, wie in Spanien. Niemals habe ich in Spanien einen Priester von Leuten aus dem Volke grüßen oder ihn gar mit Achtung behandeln sehen. In den Wirthshäusern, in den Schenken, im Postwagen, in den Eisenbahncoupé's war Niemand geneigt, einem Priester Platz zu machen, und wer ihm einen Platz einräumte, that es mit Widerwillen. In allen Städten, welche ich besucht habe, verweigerten die Bürgermeistereien und die Stadtverordnetenversammlungen jeden Beitrag zu der Frohnleichnams-Procession; in vielen Städten verboten die Bürgermeistereien die Abhaltung derselben. In Spanien gibt es heute kein Mönchskloster mehr, während es zu Ende des verflossenen Jahrhunderts noch 9000 Mönchsklöster zählte. Das spanische Volk hat vor vierunddreißig Jahren die Klöster mit Feuer und

Schwert vertilgt, Tausende von Mönchen wie wilde Thiere erschlagen oder in die Flammen ihrer brennenden Klöster gestürzt, und die Regierung gezwungen, die Gebäude und Grundstücke an Gemeinden und Private zu verkaufen und das bewegliche Eigenthum der Klöster sammt Altarbildern, Amuletten und Reliquien unter den Hammer zu bringen. Die letzten Reste der religiösen Häuser, worin sich als Missionäre verkleidete Jesuiten versteckt hatten, haben die Stürme der September-Revolution weggeweht und ihre Bewohner über die Pyrenäen geworfen. Die Nonnenklöster sind schon vor dreißig Jahren auf den Aussterbe-Etat gesetzt. Im September hat das Volk sie mit stürmender Hand niedergerissen und alle revolutionären Junten haben ihre Abschaffung und den Verkauf ihres Eigenthums decretirt. In allen spanischen Städten fand ich große Ruinenmassen; diese Ruinen waren die Ueberbleibsel der im vergangenen Herbste vom Volke niedergerissenen Nonnenklöster. An anderen Orten waren die Klostergebäude in Schulen, Hospitäler, Bibliotheken und Theater verwandelt. Hätte die provisorische Regierung diesem gegen die Nonnenklöster sich erhebenden Sturme nicht Einhalt gethan, so gäbe es heute kein Nonnenkloster mehr in Spanien. In ganz Spanien habe ich keine Mönchskutte gesehen. Jeder fremde, einem ausländischen Orden angehörende Mönch muß augenblicklich die Kutte ablegen, sobald sein Fuß den spanischen Boden betritt. Alle Drohungen des Papstes und der Erzbischöfe mit Excommunicationen und den Strafen der Hölle waren nicht im Stande, den öftern Verkauf der geistlichen Güter,

den die Regierungen, vom Volke gedrängt, vorzunehmen gezwungen waren, aufzuhalten. Auf alle päpstliche und priesterliche Drohungen antwortete das Volk mit Hohnlachen und zahlreiche kleine Hufenbesitzer sind heute Eigenthümer der ehemaligen geistlichen Güter.

Diese Umwandlung des Landes der Priester und der Mönche, des einstigen Sitzes des katholischen Fanatismus, ist das Werk der Revolutionen der letzten vierzig Jahre. Spanien hat während der letzten vierzig Jahre einige fünfzig Aufstände und Revolutionen erlebt, theils Volksaufstände, theils Militäraufstände, und diese Revolutionen und Aufstände haben das katholische Spanien in das Land des Unglaubens und des Priesterhasses verwandelt. Alle Aufstände gegen die Mönche und gegen die Priester hat aber das spanische Volk allein unternommen, ohne Hilfe der Soldaten. Jede Regierung wurde in Spanien gestürzt, sobald sie anfing, sich mit dem Priesterthum zu vereinbaren. Mit der Kerze, die der mächtige Ministerpräsident O'Donnel in der Procession der Nonne Patrocinio trug, erlosch sein afrikanischer Ruhmesglanz, und der „niederträchtige Geselle und der elende Bursche", wie Castelar Ferdinand den Siebenten in seiner berühmten Rede für die Gewissensfreiheit nannte, hat es nie gewagt, das heilige Amt der Inquisition wiederherzustellen, als das Madrider Volk den Palast der Inquisition verbrannt und alle Inquisitoren wie tolle Hunde todt geschlagen hatte, welche ihm in die Hände gefallen waren. Im Kampfe gegen Priesterthum und Mönchsthum sind seit vierzig Jahren alle Parteien einig

gewesen, soweit sie in politischen Fragen auch auseinandergingen. Mit der Regeneration Spaniens im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts beginnt auch der Kampf des spanischen Volkes gegen die Kirchen- und Klostergüter. In den berühmten Sitzungen vom 17. August und vom 6. Okt. 1820 schafften die Cortes die „todte Hand" ab, nachdem sie am 27. September desselben Jahres das Aufhören der Majorate und der Servituten beschlossen hatten. Wenn auch die absolutistische Regierung Ferdinands des Siebenten diese Entscheidungen der Cortes für nichtig erklärte, so bestand eines der ersten Resultate der großen Revolution gegen die Mönche und Klöster darin, daß die Cortes die Gesetze von 1820 bis 1823 wieder in Kraft setzten und in ihrer Sitzung vom 2. September 1841 die Abschaffung der todten Hand auf die Ordensgeistlichkeit ausdehnten. Die Reactionsperiode von 1843 bis 1853 gab den Geistlichen allerdings die noch nicht verkauften Güter wieder zurück; aber eines der ersten und bedeutendsten Gesetze, welches die Cortes nach der Revolution von 1854 proklamirten, war das Gesetz, welches die Geistlichkeit wieder aller ihrer Güter beraubte. Selbst die Conservativen, welche die Verfassung von 1837 im reactionären Sinne umarbeiteten, wagten nicht, mit den die Religion betreffenden Paragraphen eine Aenderung vorzunehmen. Wir finden die Worte „mit Ausschluß jedes anderen Cultus" nicht mehr darin vor. Die öffentliche Meinung gegen das Priesterregiment war in Spanien bereits eine Macht geworden, vor der sich selbst die Despoten und die Moderado's beugen mußten. Auch die reactionären Re-

formatoren von 1845 hatten nicht den Muth, gegen die freiheitliche Strömung, welche sich auf dem religiösen Gebiet seit zwanzig Jahren geltend gemacht hatte und immer gewaltiger wurde, einen Damm aufzuwerfen. Das spanische Strafgesetzbuch von 1851 weiß nur noch von einem „öffentlichen“ Vergehen gegen die Religion. Der Cultus einer anderen als der apostolisch-römischen Religion war in einer Vereinigung von unter zehn Personen nicht mehr strafbar. In der Constitution von 1854 finden wir bereits die Bestimmung: „Die katholische Religion ist Staatsreligion; aber Niemand darf wegen seiner religiösen Ansichten verfolgt werden.“ Ich weiß recht wohl, daß die Lage der Protestanten in Spanien auch noch seit dem Jahre 1854 eine sehr gedrückte und traurige war, daß öffentliche Vereinigungen der Protestanten zu gottesdienstlichen Zwecken verboten waren, daß der Abschluß evangelischer Ehen und Mischehen sowie Taufen nur in den Amtswohnungen der auswärtigen Gesandten und Consuln stattfinden durften, daß spanischen Staatsangehörigen, welche Mischehen mit Protestanten eingingen, das Heimathsrecht entzogen worden ist — aber alle diese Repressivmaßregeln gegen die Cultusfreiheit beruhten einzig und allein auf administrativer und polizeilicher Willkür, nicht auf verfassungsmäßig gültigen Gesetzen. Das spanische Volk kann doch Niemand für Willkürmaßregeln seiner Regierung verantwortlich machen. Im spanischen Volke ist die Strömung für die Cultusfreiheit schon vor der September-Revolution von Jahr zu Jahr mächtiger geworden. Während der Regierungen O'Donnel's, Narvaez's und

Gonzales Bravo's haben bereits, sowohl in den Städten wie auf dem platten Lande in Spanien nächtliche Versammlungen zur Feier evangelischer Gottesdienste stattgefunden, welche von Tausenden besucht wurden und hunderttausende von Bibeln sind schon während dieser Zeit heimlich über ganz Spanien verbreitet worden. Während und nach der Septemberrevolution fanden in allen spanischen Städten umfassende Kundgebungen zu Gunsten des Protestantismus statt. Die Demonstration für die Cultusfreiheit war eine der größten Demonstrationen, denen ich in Madrid beigewohnt habe. Einige Tage nach der Entdeckung des „Quemadero" von San Cruz fand auf der ehemaligen Brandstätte der Inquisition eine Volksversammlung von mehr als 40,000 Menschen statt, und diese Massendemonstration beschloß die Errichtung eines Monumentes zur Erinnerung an die von den Cortes gewährte Cultusfreiheit auf demselben Platze, wo drei Jahrhunderte die Scheiterhaufen der Inquisition gelodert hatten. Heute haben sich in Madrid, Sevilla, Barcelona, Malaga, Cordoba, Cadix, Alicante, Santander, Saragossa, Valladolid und in vielen anderen Orten zahlreiche evangelische Gemeinden gebildet, welche ihre Mitglieder nach Tausenden zählen. Ueberall ist der Bau von evangelischen Gotteshäusern in Angriff genommen; überall ist die Errichtung von Schulen im Werke. Ich habe in diesen neuen evangelischen Gotteshäusern Predigten beigewohnt, welche den Priester, weil er das Dasein eines persönlichen Gottes läugnete und Christus das von der Orthodoxie gefertigte, Jahrhunderte alte Gewand abstreifte, in Berlin, wie den

Prediger Schäfer, vor das Tribunal der Criminaljustiz gebracht haben würden.

In keinem europäischen Lande ist das Königthum in der Achtung der Menschen so tief gesunken, wie in Spanien. Nur die Verachtung des Priesterthums steht der Verachtung des Königthums gleich. Diese Verachtung ist das Resultat einer dreihundertjährigen Despotie, wie sie auf keinem andern europäischen Lande gelastet hat. Die Regierungen sämmtlicher österreichischen und spanischen Bourbons, mit Ausnahme nur eines einzigen Königs — ich meine Karl den Dritten — sind in der europäischen Regentengeschichte beispiellos. Die Monarchie ist in Spanien ebenso todt wie der Glaube. Daß die Monarchie in Spanien drei Jahrhunderte vorgehalten hat, ist der Großmachtsseuche und der Inquisition zuzuschreiben. Im Rausch des Ruhmes ertränkten die Könige den unabhängigen, freiheitsdürstenden Sinn der Castilianer und der Arragonier, während die Inquisition die Unabhängigkeit des Geistes im Rauch ihrer Scheiterhaufen erstickte. Vor der perfiden, despotischen und mit Blut befleckten Regierung eines Karl des Fünften und eines Philipps des Zweiten besaß Spanien Verfassungsformen, welche freier waren, als sie seit dem Fall des Römischen Reiches bei irgend einem europäischen Volke geherrscht haben. Die berühmte Krönungsformel der Arragonier lautete: „Wir, von denen eben Jeder so viel ist wie Du und die wir Alle zusammen mehr sind als Du, wir machen Dich zum König. Wenn Du nach den Gesetzen des Staates regierst, werden wir Dir gehorchen; wo nicht, nicht.“ Das war das Recht zum Aufstande,

was der in Saragossa hingerichtete Großrichter Lanuza mit seinem Blute besiegelte! Diesen freiheitlichen Geist der Spanier des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts haben weder die Blutströme der Großmannsseuche ertränken, noch die Rauchwolken der Scheiterhaufen ersticken können. Seit Beginn dieses Jahrhunderts ist er mit der nationalen Erhebung des spanischen Volkes gegen „Bonaparte" neu erstanden und von Jahr zu Jahr mächtiger geworden trotz aller Deportationen, Hinrichtungen und Füsiladen eines Ferdinand, eines Narvaez und eines O'Donnel, trotz aller Depravationsversuche einer Königsfamilie, welche nur in den Bourbonen auf dem neapolitanischen Throne ihres Gleichen gefunden hat, und in Schlechtigkeit und Erbärmlichkeit die französischen Bourbons weit hinter sich läßt. Der „Re Bomba" und der „niederträchtige Bursche" Castelar's gleichen sich auf ein Haar. Dieser vor fünfzig Jahren neuerwachte und auferstandene freiheitliche Geist der Spanier des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts ist der eigentliche Grund der fünfzig Revolutionen, welche in kaum einem Menschenalter das alte Spanien von Grund aus umgestaltet haben. Zwischen dem heutigen politischen Spanien und dem politischen Spanien vor hundert Jahren gibt es eben so wenig eine Parallele, wie zwischen dem heutigen religiösen Spanien und dem religiösen Spanien zur Zeit der österreichischen und spanischen Bourbonen. Ueber Spanien sind seit einem Menschenalter vier Revolutionen auf einmal hereingebrochen, die religiöse, die politische, die intellectuelle und die industrielle, und auf allen diesen vier Gebieten schreitet

das moderne Spanien seinem gewissen Siege entgegen. Wer diese Behauptung für paradox erklärt, der studire die Zustände Spaniens vor dem Jahre 1808 und schaue sich das gegenwärtige Spanien an. Wenn er auf irgend einem dieser vier genannten Gebiete Parallelen entdeckt, will ich ihm zugestehen, daß meine Behauptung wirklich paradox ist.

Aber ich habe es hier jetzt nur mit dem politischen Spanien zu thun! Das gegenwärtige, politische Spanien ist republikanisch. Diese Thatsache vermögen nicht einmal die Moderados und die Progressisten zu leugnen, wenn sie sich auch alle erdenkliche Mühe gegeben haben, den zusammengefaulten Königsthron in Spanien noch einmal wieder aufzurichten und in Europa eine Puppe zu finden, welche sie darauf setzen, um diese Königspuppe als Handhabe ihrer eigenen egoistischen Zwecke zu verwenden. Wie oft habe ich von ganz genauen Kennern spanischer Zustände, sowohl von Spaniern selbst wie von Deutschen und Franzosen, welche jahrelang im Lande wohnen, gehört: „Eine conservative Regierung ist in Spanien unmöglich geworden; die constitutionellen Ueberzeugungen und Principien sind vollständig erloschen; die einzige Zukunft beruht in der Republik, sowie die Föderativrepublik wegen der Verschiedenheit der Landestheile, aus denen Spanien besteht, die einzige Regierung ist, unter der es aufblühen kann und wird.“ In dieser Anschauung stimmten spanische Generale und Staatsmänner mit auswärtigen Diplomaten und Consulatsbeamten, mit preußischen Kaufleuten, welche selbst vom Großmachtskitzel gestochen waren,

und mit deutschen und französischen Ingenieuren, welche beim Bau der spanischen Eisenbahnen jahrelang Zeit gehabt haben, die Landbevölkerung zu studiren, überein. In keinem europäischen Lande habe ich so viel von der Republik sprechen hören, wie in Spanien, selbst in Italien nicht. Die Republik bildete den Gegenstand der Unterhaltung in den Abendgesellschaften, in den Foyers der Theater, in den Kaffeehäusern und Restaurants, in den Coupés der Eisenbahnen und im Postwagen, auf den Alamedas und auf den Stiergefechtplätzen. Wenn die erste Frage des Spaniers, der zufällig mit mir im Kaffeehause, auf der Straße oder im Eisenbahncoupé zusammentraf, darin bestand, ob ich Engländer oder Franzose oder Deutscher sei, so war die zweite Frage bestimmt: „Sind Sie auch Republikaner?“ Wann hört man wohl in Deutschland eine solche Frage? Das spanische Volk hat auf seiner politischen Laufbahn zwei Perioden hinter sich, in denen der Deutsche noch bis zum Halse steckt; ich meine die Perioden des Großmachtsschwindels und des Königthums. Spanien hat beide Perioden auf einmal abgemacht und ist mit beiden fertig. Der gegenwärtige politische Entwickelungsprozeß in Spanien ist republikanischer Natur. Falls heute in Spanien ohne Druck einer Regierung über die Frage: Monarchie oder Republik? abgestimmt würde, so würde die Republik aus der Wahlurne emporsteigen. „Phantasien, Uebertreibungen,“ höre ich so Manchen in Deutschland ausrufen, der diese Zeilen liest und der auf der Promenade vor jedem Mitgliede seiner eigenen Dynastenfamilie den Hut herunterzieht und

seinen Oberkörper zu den Beinen in rechtwinkliche Richtung versetzt. Das von den Deutschen so viel geschmähte Spanien kennt diese Ehrfurchtsbezeugungen gar nicht. Unter allen europäischen Volksstämmen haben die Spanier die Idee der Gleichheit der Menschen am meisten in sich aufgenommen. Aber ich habe für meine Behauptung, daß Spanien ein republikanisches Land ist, einen andern Beweis, den mir Niemand streitig machen kann, weil er auf einer vollendeten Thatsache beruht. Die Thatsache ist die, daß bei den kurz vor den Corteswahlen stattfindenden Gemeindevorstandswahlen die Wahl der den Ayuntamiento's angehörenden Mitglieder fast überall republikanisch ausgefallen ist.

„Das Herz nordischer Völker ist eine Pumpe", sagt ein geistvoller spanischer Schriftsteller, „das spanische Herz ist ein Springbrunnen". Niemals habe ich in so treffender Weise die Individualität und den Charakter des Spaniers gezeichnet gefunden, als mit diesen wenigen Worten: „Das spanische Herz ist ein Springbrunnen!" Die Liebe, der Haß, die kühne waghalsige Ritterlichkeit, die Ausdauer, die Tapferkeit, die Entschlossenheit, die Aufopferungsfähigkeit des Spaniers — Alles das wird mit diesen Worten geschildert. Unter allen europäischen Völkern, welche ich gesehen habe, ist kein Volk so großer Thaten fähig, wie das spanische. Unter einer dreihundertjährigen depravirender Herrschaft von Pfaffen und Despoten, wie sie Spanien erlebt hat, wäre das Herz jedes anderen Volkes gestorben; das spanische Herz sprudelt noch heute, wie vor drei Jahrhunderten. Die Depravation, welche

diese drei Jahrhunderte hindurch in Spanien mit allen Mitteln vom Königthum und von der Inquisition in Scene gesetzt wurde, hat nur die mit dem Königthum und der Inquisition engverbundenen Kreise depravirt. Das Herz des spanischen Volkes ist nicht davon berührt worden. Der kleine Bürgerstand in den spanischen Städten, die Landbevölkerung, die Gebirgsbewohner wissen nichts von den Lastern, die am Hofe von Madrid, in der Aristokratie, im Priesterthum und in einem kleinen Theile der Bourgeoisie geherrscht haben und heute noch herrschen. Diesen Menschen ist der Egoismus, die Stellensucht, der Golddurst, die Neigung zum Diebstahl und zur Unterschlagung, die Lüderlichkeit der Beamtenwelt und der Creaturen der Bourbonen ganz fremd geblieben, während alle Tugenden des castilischen und arragonischen Geistes des sechszehnten Jahrhunderts in ihnen fortleben. Die spanische Frau steht über der italienischen, der deutschen und weit über der französischen Frau. Ihr Herz ist ein Springbrunnen von Liebe, Aufopferung und Treue gegen Mann und Kinder; ihre Anhänglichkeit für die Familie ebenso groß, wie ihre Aufopferungsfähigkeit. Hastig und aufbrausend in ihren Leidenschaften, in ihrer Liebe, in ihrem Haß, in ihrer Rache, ist sie ebenso treu wie ergeben. Von der Coquetterie, von der Frivolität, von der Putzsucht der Französin weiß die Spanierin nichts. Wie oft habe ich in Spanien von Deutschen gehört, die mit Spanierinnen verheirathet waren: „Es gibt keine treuere, ergebenere und aufopferndere Frau, wie die Spanierin!“ Wie oft haben mir deutsche Ingenieure, welche Jahre lang

unter der Landbevölkerung gelebt haben, wenn sie mit mir von spanischen Mädchen und Frauen sprachen, gesagt: „Alle Achtung vor der spanischen Frau!“ In Deutschland werden auch diese Behauptungen paradox klingen. Trotz alledem sind sie richtig. In Spanien hat sich kein Ausländer anders zu mir ausgesprochen, wenn die Rede auf die spanische Frau kam. Die körperliche Schönheit der Spanierin ist charakteristisch wie die Schönheit der Italienerin und Französin; für mich ist die Spanierin die schönste! Frau Europa's, noch schöner als die Magyarin!! Die Formen der Spanierin sind von ebenmäßiger Gestalt, schlank und doch üppig; Füße und Hände sind klein, schmal und zart; das Auge mandelförmig, der Augapfel feurig, glühend und von tiefem, glänzendem Farbenton; das Haar reich und voll; der Typus des Gesichts edel. Graziös in ihren Bewegungen und Umgangsformen, ist die Spanierin intelligent, außerordentlich leicht auffassend und gelehrig, wenn sie auch nicht lesen und schreiben kann. Eine deutsche Freundin in Granada, Frau Hedwig Henrich, lud mich zuweilen mit ihren spanischen Freundinnen zum Thee ein. „Sehen Sie die beiden jungen Mädchen an,“ sagte sie eines Abends, „wie intelligent und gescheidt — und sie können beide weder lesen noch schreiben.“ Diese große, natürliche Intelligenz findet sich ebenso in der Individualität des spanischen Mannes. „Ich unterrichte zwei junge Spanier, welche auf unserem Comptoir angestellt sind, in kaufmännischen Wissenschaften,“ sagte mir der Disponent des belgischen Consuls in Malaga, Herr Schulte, ein Deutscher aus

der Rheinprovinz, „sie sind ohne jede Schulbildung, aber ihre Intelligenz, ihre Auffassungsgabe sind ebenso merkwürdig, wie ihr Eifer im Lernen und die Fortschritte, welche sie in den Wissenschaften machen." Ich verkehrte in Madrid häufig mit einem neunzehnjährigen Studenten der dortigen Hochschule, Riccardo Saureu de Morentin, dem Schwager meines Freundes Dr. Brehm, und habe häufig seine natürliche Intelligenz, seine schnelle Auffassung, sein freiheitliches Wesen im Stillen bewundert und unwillkürlich eine Parallele mit deutschen Studenten von demselben Alter gezogen, die sehr zum Nachtheil der letzteren ausfiel. Wenn man die spanische Jugend der heutigen Zeit kennen lernt und sich den Zustand der Bildung, der Literatur und Wissenschaft im Jahre 1808 vergegenwärtigt, so findet man die Contraste oft unbegreiflich. Im Jahre 1808 dienten beim Unterricht noch die Bücher aus dem Mittelalter. Die Generation von 1808 kannte noch kein neues Werk über Naturwissenschaften, Philosophie oder Astronomie. Die geistliche Censur unterdrückte alle neuen wissenschaftlichen Werke in der Furcht, sie möchten der katholischen Religion nachtheilig werden. Theater und Literatur waren in vollstem Verfall; Bücher wurden im Jahre 1808 in Spanien, mit Ausnahme von Legenden und Wundergeschichten, gar nicht gedruckt. Im ganzen Lande gab es nur vier Zeitungen, die zweimal die Woche erschienen und nur vier Quartseiten füllten. Ein Bauer der lesen und schreiben konnte, war zu Anfang dieses Jahrhunderts in Spanien eine Seltenheit, und wenn ein Mädchen oder eine Frau lesen konnte, so

galt dies keineswegs als ein Beweis für ihre Sittlichkeit. Alle diese Zustände von geistiger Verkommenheit, Dummheit und Versumpfung hat die elastische Kraft des spanischen Geistes überwunden. Der spanische Geist ist ein Springbrunnen, wie das spanische Herz.

Die Physiognomie des spanischen Landes gleicht derjenigen des spanischen Volkes. Der Stolz, die Kühnheit, die Ruhe bei gewaltiger Leidenschaft, die Verachtung der Feigheit, die Treue im Haß und in der Liebe, der Schicksalstrotz im spanischen Nationalcharakter gleichen der Schroffheit und Nacktheit der spanischen Berge, der grandiosen Einsamkeit der langgedehnten Ebenen, dem Mangel an sinnlichem Reiz in der Dekoration der Natur. Der spanische Charakter hat das Gepräge des Großartigen und Gewaltigen wie die Natur des Landes. Zwei Jahrhunderte lang hat die spanische Nation in allen Welttheilen Gewaltiges geleistet wie keine andere europäische Nation. Die Geschichte der Entdeckung, Eroberung und Ansiedlung Amerika's durch die Spanier muß uns nach dem Ausdruck des Schriftstellers Prescott oft viel weniger als treue Erzählung wirklicher Begebenheiten, als wie einer jener Romane der irrenden Ritterschaft erscheinen, die im Mittelalter so beliebt waren. Die spanischen Feldzüge in Afrika und Asien, die kühnen Schiffer, welche zuerst das Cap Horn und das Cap der guten Hoffnung umsegelten, gleichen Zaubermärchen und Märchengestalten. Alle diese Thaten fallen leider in die Periode der Großmachtsseuche, wo die Spanier in der Unterdrückung der Völker eine Vergütung für die Rolle fanden, ein Opfer

ihrer Könige zu sein; aber diese Thaten liefern doch auch zugleich einen Beweis für das Großartige und Gewaltige der Natur dieses Volkes. Heute sind die Zeiten der Großmachtsseuche für das spanische Volk vorüber und alle großen Eigenschaften des spanischen Nationalcharakters sind während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auf dem Gebiete der politischen und religiösen Freiheit in der Abschüttelung einer dreihundertjährigen Geistesknechtschaft und in der Schöpfung eines neuen Spaniens thätig geworden. Nur Italien, nicht einmal Frankreich kann sich ähnlicher heroischer Thaten für die Freiheit rühmen, wie sie der Spanier seit einem halben Jahrhundert vollbracht hat. Deutschland weiß von solchen Thaten nichts zu erzählen. Die Deutschen fechten für ihre Könige und Dynastieen, und wenn sie die alte Dynastie los geworden sind und die neue ihnen nicht gefällt, so rufen sie nicht nach der Republik, sondern senden Loyalitätsadressen an den ehemaligen „Landesvater" und jubeln ihm entgegen, wenn er in seine „getreue Residenzstadt" wieder einzuziehen beliebt. Das ist der Knechtssinn, der dem Deutschen im Blute steckt, während das Gefühl der Gleichheit in Spanien alle Schichten der Bevölkerung durchdrungen hat! Von Junkerthum und Adelsanmaßung weiß Spanien nichts. Der Graf, der Herzog, der Baron, der sich einbildet, daß sein Adelstitel ihn ein, zwei oder drei Stufen höher stelle, als das „skrophulöse Gesindel", von dem die deutschen Professoren und Historiker sich zu reden unterstehen konnten, ohne daß das skrophulöse Gesindel auch nur die Hand gerührt hat, würde in Spanien dem Fluch

eines allgemeinen Hohngelächters anheimfallen. In Cordova zeigte man mir einen solchen „Conde“ auf der Straße als eine seltene Rarität und als ein Unicum seiner Klasse; aber man lachte ihm in's Gesicht, wenn er auf der Straße erschien. „Signora“ — Frau — war die Anrede, womit die Männer und Frauen der Landbevölkerung die Königin Isabel begrüßten, wenn sie auf ihrer Reise in irgend einem Dorfe Halt machte. Außer dem Bettler habe ich niemals einen Spanier gesehen, der den Rücken beugte, wie der Deutsche es zu thun gewohnt ist, wenn er mit einem „Höhergestellten“ spricht. Das Gefühl des „Niedrigergestelltseins“ ist dem spanischen Charakter vollkommen fremd. Der Spanier ist höflich, artig und zuvorkommend, aber das Unterthänigkeitsgefühl ist ihm ebenso fremd, wie der Unterthanensinn. Ich könnte hunderte von Beispielen erzählen, mit welcher Artigkeit und Zuvorkommenheit mir von ganz unbekannten Personen in Spanien auf der Straße, im Postwagen, auf der Eisenbahn, in Gasthöfen begegnet worden ist, wovon ich in Deutschland nichts zu berichten weiß. Und wenn der Deutsche dem Spanier den Vorwurf macht, daß diese Artigkeit und Höflichkeit in nichts als leerem Wortkram bestehe, so muß ich auch diesem Vorwurf auf das Entschiedenste widersprechen. Ich habe in Spanien eine Gastfreundschaft kennen gelernt, wie in keinem anderen europäischen Lande. Ganz unbekannte Menschen, mit denen ich auf der Reise zusammentraf, haben mich mit Anerbieten von Erfrischungen, Früchten, Eßwaaren, Cigarren oft in Verlegenheit gesetzt. Andere zahlten mein

Frühstück und Mittagessen, ohne eine andere Verbindlichkeit zu haben, als die etwa aus der Thatsache hervorging, daß sie sich mit mir unterhalten hatten, und wurden ernstlich böse, wenn ich mich widersetzte. Personen und Familien, an welche ich empfohlen war, haben alle Zeit und alle Mittel verwendet, um mir den Aufenthalt in ihrer Stadt angenehm zu machen. „Alles steht zu Ihrer Disposition“, ist in der spanischen Umgangssprache eine ebenso gebräuchliche Wendung wie in Deutschland: „Wie befinden Sie sich?“ Aber es ist keine Redensart. Und so schließe ich denn meine Schilderung dieser edlen, tapferen und freiheitlichen Nation mit den Worten meines Freundes Garrido, die ich mit voller Ueberzeugung unterschreibe: „Wir Spanier sind ein zähes Volk. Acht Jahrhunderte haben wir unablässig gefochten, um unseren Kopf durchzusetzen, Spanien und die Spanier für ihren Glauben ganz allein zu erobern. Wir haben es erreicht. Wir haben dann unsere Waffen siegreich in fremde Welttheile getragen; wir haben Amerika bevölkert und das größte Reich der civilisirten Welt gegründet. Auch haben wir es nicht vergessen, was wir einst im Rathe der Völker waren und wenn wir heute die politsche, die geistige und sociale Freiheit noch nicht erreicht haben, so steht doch soviel fest, daß wir mit ungewöhnlicher Kühnheit und glänzenden Thaten für sie gekämpft haben. Unsere Zähigkeit werden wir aber auch dem neuen Geiste widmen und unser Ehrgeiz wird es sein, als Helden der Freiheit in Europa wieder gut zu machen, was wir als Helden der geistigen und politischen Knechtschaft verbrochen haben.

Wir haben uns seit 1854 jedes Jahr für die Republik geschlagen; wir sind immer in der Vereinzelung niedergeworfen worden; aber es ist gewiß, daß diese Vereinzelung aufhören und die Zeit eines gemeinsamen Handelns kommen wird. Wenn Europa nicht eilt, seine verlorene Freiheit wieder zu erobern, so werden wir Spanier noch einmal, wie 1820 und gewiß mit besserem Erfolg den Anfang machen."

Zweites Kapitel.

Freiheitskämpfer und Freiheitsmärtyrer.

Die waghalsige Ritterlichkeit und der spanische Charakter auf dem Gebiete politischer, nationaler und religiöser Kämpfe. Begeisterung und Kampf für die Idee. Kämpfer und Märtyrer. „Viva la republica.“ Hunderttausend Leichen. Der Grund der spanischen Aufstände. Parteicoalitionen und Egoismus. Daoiz, Jacinto und Velarde. Die „dos de maio.“ Schreckensregierung. „Der niederträchtige Geselle.“ Riego, Empecinado, Porlier. Ein wahrer Priester und ein Held. General Mina. Die Generale Quiroga, Arco Aguero und Lopez Banos. Milans del Bosch. Die Generale Vidal, Valdes, Manzanares, Marquez und Torrijos. Der Märtyrertod Torrijos. Eine Erinnerung an Serrano. Die spanische Armee und ihr demokratischer Character. Parallele zwischen der spanischen und den deutschen Armeen. Schreckensherrschaft der Moderados und der Pfaffen in der Periode von 1843 bis 1854. Das Revolutionsjahr von 1854. Brigadegeneral Hore. Oberst Bone. General Zurbano und sein Sohn. Republikanische Aufstände. Die republikanischen Freiheitskämpfer und Märtyrer der letzten fünfzehn Jahre. Massenhinrichtungen unter der Regierung der Königin Isabel. Blutige Plätze in Madrid. Fünf und sechszig Sergeanten. Zwanzig Sergeanten. Fünftausend Leichen.

Die waghalsige Ritterlichkeit im spanischen Charakter, welche wir während der Zeit der spanischen Großmachtsseuche in den Ruhmesthaten der afrikanischen und amerikanischen Feldzüge und Eroberungen bewundern müssen, hat sich auf dem Gebiete des Kampfes für nationale,

politische und religiöse Freiheit, den das spanische Volk mit so enormer Zähigkeit und mit so großer Energie seit einem halben Jahrhundert begonnen hat, in der glänzendsten Weise gezeigt und eine zahllose Menge Märtyrer geschaffen, mehr als irgend ein europäisches Land aufzuweisen hat. Ueberall sehen wir seit fünfzig Jahren in Spanien, wie unter dem Antrieb vulkanischer Begeisterung einzelne Männer aufstehen und ganz auf eigene Faust für die Freiheit das Schwert ziehen. Ob der Aufstand gelingen wird, oder nicht; ob die Mittel ausreichen, einen Erfolg zu sichern; ob Zeit, Ort, Verhältnisse für ihr Unternehmen günstig sind — Alles das überlegen sich diese begeisterten Kämpfer weiter nicht. Sie streiten für eine Idee; sie gehorchen einer inneren Stimme, welche sie vorwärts treibt und ihnen das Schwert in die Faust drückt — das ist genügend, um sie zum Siege oder auch zum Tode zu führen. Mit derselben Begeisterung gehen sie in den Kampf mit Gegnern, deren Zahl sie unbeachtet lassen, wie auf's Schaffot, welches schon hinter der Scene für sie aufgeschlagen wird, ohne daß sie es für nöthig halten, den Vorhang aufzuheben, der es kaum verhüllt. Kaum ist ein Aufstand niedergeschlagen, kaum sind die Flintenschüsse verhallt, welche hunderte von Freiheitskämpfern niedergestreckt haben; noch schwebt der Pulverrauch am sonnenfunkelnden, spanischen Himmel, und schon sehen wir andere Schwadronen aus den Thoren reiten, ihnen voran dasselbe Banner, welches wir so eben auf dem öffentlichen Platze in einer Blutlache am Boden erblickten und unter Trompetenklang hören wir denselben

Ruf erschallen, unter dem die eben erschossenen Märtyrer ihre tapfere Seele im Morgensonnenschein ausgehaucht haben: „Viva la Republica!“ Alle spanischen Städte wissen von diesen Kämpfern und diesen Märtyrern zu erzählen. Die Ziffer der letzteren rechnet sich nicht nach Hunderten, sondern nach Hunderttausenden. Despoten und Pfaffen schreiben die Urtheile der niedergeworfenen Freiheitskämpfer immer mit Blut. Spanien hat seit vierzig Jahren zweiundfünfzig Aufstände erlebt, abgerechnet den großen siebenjährigen Krieg, den alle vereinigten Schattirungen der spanischen Fortschrittspartei oder des spanischen Liberalismus, wenn man so sagen will, gegen die Carlisten und gegen die Pfaffen, also gegen „Thron und Altar“ fochten, und welcher der spanischen Freiheitspartei, schlecht gerechnet, hunderttausend Streiter gekostet hat. Hunderttausend Kämpfer der Freiheit mit dem Schwert und hunderttausend Leichen; welche Ziffer!

Diese dem spanischen Volkscharakter eigene waghalsige Ritterlichkeit und vulkanische Begeisterung sind der Grund fast aller spanischen Aufstände der letzten fünfzig Jahre gewesen. Die Parteicoalitionen spielen dabei allerdings eine zweite, der Egoismus aber nur bei einzelnen Aufständen eine untergeordnete Rolle.

Daoiz, Jacinto und Velarde sind die unsterblichen Namen dreier spanischer Offiziere, mit denen die lange Reihe der spanischen Freiheitsmärtyrer dieses Jahrhunderts beginnt. Ganz allein begannen sie an dem berühmten „dos de maio“ mit ihren drei Kanonen den Kampf gegen die ganze französische Kriegsmacht in Madrid. Sie

sahen ihren Untergang voraus; aber sie hofften, daß ihr Untergang das Signal für Tausende von Gleichgesinnten sein würde, die ebenso vereinzelt, wie sie, Bonaparte und seine Banden herausfordern würden, bis ihr Märtyrerthum den allgemeinen Landsturm gegen die Franzosen einläuten müßte. Die ganze zwanzigjährige Regierung König Ferdinands, „der Geißel Spaniens", ist voll von ähnlichen kühnen Thaten begeisterter Freiheitsstreiter, wie von den Schmerzen ihres Märtyrerthums. „Alles wurde zum Tode verurtheilt", sagt Garrido, „man kann nicht einmal annäherungsweise die Zahl der Schlachtopfer angeben. Die Schreckensherrschaft, deren sich die Liberalen nicht hatten bedienen wollen, um die Freiheit zu retten, wurde nun gegen sie eingeführt und dauerte acht Jahre ununterbrochen fort zum Vortheil des Despotismus. Frankreich und England hatten eine Masse Flüchtlinge aufzunehmen, die durch eine freiwillige Verbannung der unersättlichen Wuth der Reaktion aus dem Wege gingen." *) Alle Kerker waren voll von politischen Eingekerkerten; Galgen, Garotta und Gewehrfeuer arbeiteten unaufhörlich, um die Todesurtheile des ebenso feigen wie blutdürstigen Tyrannen zu vollstrecken. Riego hatte sich edel und ritterlich gegen ihn benommen und ihm auf dem Wege nach Cadix das Leben gerettet. Riego wurde in Madrid, in einen Sack gehüllt, an den Galgen gehenkt. General El Empecinado, der kühne Guerillaführer, dessen Thaten gegen

---

*) S. das heutige Spanien von Fernando Garrido. Leipzig 1867. Seite 33.

Bonaparte und gegen die Franzosen in Aller Munde waren, wurde ganz in ähnlicher Weise in Galicien hingerichtet. „Welcher Spanier“, sagt ein spanischer Schriftsteller, „würde es je vergessen können, daß der Held Empecinado wie ein armer Sünder unter den Galgen geschleift ward, und als er, mit wunderbarer Kraft die schmachvollen Stricke zerreißend, sich an das Volk wandte, das er befreien geholfen, mit blutdürstigem Muerrageschrei begrüßt und unter dem Rabengekrächze der Mönche von den Schergen halb zerfleischt und halb gehenkt, kaum im Sterben von dem Backenstreich des Schinders verhöhnt wurde!“ Aber der Tod Empecinado's konnte den Obersten Porlier nicht schrecken. Auch Oberst Porlier hatte zu den tapfersten Kämpfern des Freiheitskrieges gegen Bonaparte gehört. Wie Empecinado, war er der Meinung, man müsse den König an seinen Eidschwur, die Cortes und die Constitution von 1812 aufrecht zu erhalten, erinnern. An der Spitze eines kleinen Soldatenhaufens bemächtigte er sich der beiden Städte Corunna und Ferrol und erließ einen Aufruf an das Volk. Aber, während er gegen Santjago zog, welches sich gegen ihn erklärt hatte, fanatisirten die Mönche und Pfaffen in Ferrol und Corunna den Pöbel für „Thron und Altar“, führten mit vorgetragenen Fahnen, Kreuzen und Reliquien einen Sturm auf die kleine Porlier'sche Besatzung aus und trieben dieselbe, sowie die liberalen Behörden aus der Stadt. Bei dieser Nachricht ergriff ein panischer Schrecken die kleine Armee Porlier's. Ein Trupp Soldaten verließ ihn nach dem anderen. Der tapfere General blieb mit ein Paar

Offizieren allein. Er wurde gefangen genommen und nach Corunna geführt, wo er auf dem öffentlichen Platze erschossen wurde. Auf dem Friedhofe von Corunna befindet sich sein Grab, und auf seinem Grabsteine ist die Grabschrift zu lesen, die er selbst verfaßte. Sie lautet: „Hier ruht die Asche Don Juan Maria Porlier's, General der spanischen Armee. Glücklich in all seinen Unternehmungen gegen die Feinde des Vaterlandes, starb er als Opfer der politischen Zwietracht. Fühlende Seelen, ehrt die Asche eines Unglücklichen!"

Da ich in Galicien bin, muß ich doch noch eines anderen spanischen Patrioten gedenken, der in Galicien geboren ist und den „der niederträchtige Bursche" in Madrid hängen ließ. Es war ein — Geistlicher, ein wahrer Priester und kein Pfaffe. Don Francisco Ximenes y Ribeira, der Sohn armer Eltern, kam nach Madrid mit leeren Händen, ohne andere Protektion, als seinen glänzenden Geist und sein großes Herz; aber im öffentlichen Concurs gewann er die Stelle eines Canonicus an der Kirche von Santa Isidora. Er bekleidete diesen Posten vierzig Jahre hindurch; denn es war natürlich, daß der Mann, der, im beleidigenden Gegensatz zum großen Haufen der spanischen Geistlichkeit, ebenso gelehrt als fromm, ebenso sittlich als gläubig und ebenso duldsam gegen Andere als streng gegen sich selbst war, daß ein solcher Mann nicht höher befördert werden konnte. Allein er zählte unter den gebildeten Klassen zahlreiche Jünger und Schüler, die sich später mit der Feder sowohl wie mit dem Degen auszeichneten. Er selbst wurde nach vierzig Jahren eines

wahrhaft apostolischen Lebenswandels im Jahre 1823 zur Feier von Fernando's des Siebenten Rückkehr aus Cadix — — gehenkt; er zog das Schaffot einem Bisthum vor, welches ihm angeboten wurde, wenn er dem Befehl des Königs gehorchen und gegen die Constitution von 1812 predigen wolle. Er starb wie ein Weiser und verzieh seinen Henkern von ganzem Herzen. Noch in seinem letzten Augenblicke gedachte er mit väterlicher Liebe seiner Schüler, und einem derselben, der als Verbannter in Frankreich lebte, schrieb er einen denkwürdigen Brief, dessen Schluß hier einen Platz finden möge: — — . . . „Endlich, mein geliebtes Kind, schone dich und spare dein Leben auf für den Dienst deines Vaterlandes, wenn es dich je wieder zu Hülfe rufen sollte. Wenn es aber in seinem Undank verharrt, dich zu verkennen und zu verstoßen fortfährt, diene ihm überall, wo Gott dich leben läßt, aus der Ferne, indem du wirst, was du stets zu werden versprochen hast. Bleibe edel und gut; suche deinem Vaterlande Ehre zu machen; sei es, indem du dich den Wissenschaften und der Literatur widmest, sei es, indem du das Schwert führst. Vergiß nie, was ich dich gelehrt und dir eingeprägt habe. . . . Aber sieh, die Stunde schlägt, wo ich meine Seele ihrem Schöpfer zurückgeben soll. . . ."*)

Wie arg die Conservativen und die Pfaffen während der letzten zehn Jahren der Regierung des Vaters Isabels gewirthschaftet haben, kann man darnach abmessen, daß die Zahl der nach seinem Tode aus der Verbannung

*) So Manuel de Cuendias.

Zurückkehrenden über 12,000 betragen hat. Aber Garotta und Galgen, Füsiladen, Kerker und Verbannung schreckten die tapferen Herzen nicht, welche, den Degen in der Faust, jährlich für die spanische Freiheit aufstanden und diese niederträchtige Regierung zu stürzen versuchten. Der Spanier kennt die Lauheit und die Abspannung nicht, welche in Deutschland ein verunglückter Aufstand zur Folge hat und Jahrzehnte überdauert. Auf den verunglückten Aufstand, den General Mina im Jahre 1814 zu Gunsten der Constitution in Cadix machte, die König Ferdinand feierlich beschworen und gleich hinterher gebrochen hatte, folgten die Aufstände der Generale Lacy und Porlier. „An der Bidassoabrücke brachen alte Wunden auf", singt Uhland von dem Helden Mina, dem berühmten spanischen Freiheitsstreiter gegen Bonaparte und seine Söldner, als er nach seinem unglücklichen Aufstande mit seinem schwachen Häuflein und einer zerschossenen Fahne am spanischen Grenzstrom lagerte. Wie viel spanische Patrioten und Freiheitskämpfer sind seit jenen Tagen über diese Brücke gegangen, um das bittere Brod der Verbannung zu essen! Kein europäisches Volk hat eine in seinen Freiheitskämpfen so berühmt gewordene Brücke aufzuweisen. Den Generalen Lacy und Porlier gelang es nicht, die Bidassoa zu erreichen. Beide wurden hingerichtet. Den Tod des braven Porlier in Corunna habe ich geschildert. Kaum hatten sie ihr Leben für die Freiheit geopfert, so erhoben die Generale Riego, Quiroga, Arco Aguero und Lopez Banos mit einigen Bataillonen dasselbe Banner, welches so eben im Kampfe unterlegen war.

Das Glück begünstigte sie. Die ganze Division, welche gegen sie ausgesandt wurde, ging zu ihnen über. Das Volk von Madrid feierte den gelungenen Aufstand mit einem blutigen Auto da fé. Den Scheiterhaufen dieses Auto da fé bildete der Palast der Inquisition. Seine Opfer waren diesmal die Pfaffen, welche in Spanien Hunderttausende von religiösen Märtyrern geschaffen haben. Alle Inquisitoren, welche das Volk in die Hände bekam, starben unter den Knütteln oder Messern auf der Straße oder in den Flammen ihres brennenden Palastes. Als die Liberalen nach kaum zwei Jahren durch ihre Vertrauensduselei und durch ihre Vereinbarungssucht alle Früchte der Revolution von Neuem verloren hatten, brach eine noch gräulichere Reaction über Spanien herein, als die ersten sechs Jahre der Regierung Ferdinands. Aber das spanische Herz erblaßte auch nicht vor den rothen Schrecken dieser Reaction! Ueberall erhoben tapfere und ritterliche Freiheitsstreiter das Banner der Revolution, um die verlorene Freiheit wieder zu erobern; geheime Gesellschaften erstreckten sich über das ganze Land und unterstützten die Aufstände. Wie viel Märtyrer der Freiheit haben diese zehn schrecklichen Jahre geschaffen! Wieder sehen wir den Helden Mina unter den Kämpfern. Zum zweiten Male lagerte er „mit einem schwachen Häuflein und der zerschossenen Fahne" am Ufer der Bidassoa. Der Oberst Milans del Bosch, der heutige Stadt-Commandant von Madrid, dann die Generale und Obersten Valdes, Manzanares, Vidal, Marquez, Chapolangarra standen nacheinander mit ihren Bataillonen

auf. Die letzten Fünf starben auf dem Schaffot durch Henkershand. Doch noch eines Tapfern oder eigentlich fünf und sechszig Tapferer muß ich gedenken. In Malaga führte man mich auf den Riegoplatz, den schönsten Platz der Stadt. Blumenparterres, exotische Gewächse, Orangenbäume, Rosenbäume und die silbernen Wasserstrahlen von Springbrunnen bilden seine Decoration. In der Mitte des Platzes erhebt sich eine Denksäule mit dem Namen des Generals Torrijos und fünf und sechszig Offizieren, Sergeanten und Soldaten. General Torrijos kam, begleitet von einem Häuflein Tapferer zu Schiff von Gibraltar. Er hatte Verbindungen mit der in Malaga liegenden Garnison angeknüpft und hoffte sich Malaga's zu bemächtigen, um von dort aus einen Aufstand in Andalusien gegen den blutdürstigen und grausamen König Ferdinand zu organisiren. Die kühnen Freiheitskämpfer geriethen gleich bei ihrer Landung in einen Hinterhalt des bourbonischen Generalcapitains Moreno. Der General wurde mit fünf und sechszig seiner Begleiter gefangen genommen; alle übrigen blieben im Kampfe auf dem Schlachtfelde. Das vom Generalcapitain niedergesetzte Kriegsgericht verurtheilte sämmtliche Gefangene zum Tode durch Erschießen. Francisco Serrano, heute Regent von Spanien, damals Lieutenant bei den Douaniers, trug das Todesurtheil nach Madrid, um es dem Könige zur Bestätigung vorzulegen. Er ritt in seinem Schergeneifer auf dem Wege mehrere Pferde zu Tode, erhielt dafür das Ritterkreuz des Ferdinandordens und den Grad als Capitain bei der Linie. Während seines eiligen Todes-

rittes durch die Mancha versuchten die politischen Freunde des Generals Torrijos denselben zu retten. Mit Hülfe einiger Schmuggler-Chefs wäre seine Befreiung gelungen; aber als sich um Mitternacht die Thüre seines Kerkers öffnete, erklärte der General, ohne seine fünf und sechszig Kampfgefährten nicht fliehen zu wollen. Sie zu retten war unmöglich. Am andern Tage lagen sie sämmtlich, um ihren General geschaart, mit durchschossener Brust und mit zerschmetterten und zerrissenen Gliedern todt auf dem Sande des Riegoplatzes, auf dem sich heute zwischen Blumen, Lorbeeren und Rosen ihre Denksäule erhebt.*)

Ich muß hier nun von der spanischen Armee sprechen. Die meisten Freiheitsmärtyrer hat in Spanien die Armee aufzuweisen. Keine europäische Armee kann diesen Ruhm für sich beanspruchen. Die französische Armee verweigert großen freiheitlichen Volksbewegungen gegenüber der Regierung den Gehorsam; oft haben Abtheilungen der italienischen Armee sich während der letzten fünfzig Jahre für die nationale und politische Freiheit auf eigene Faust erhoben; aber keine europäische Armee ist wie die spanische der Träger und die Stütze aller freiheitlichen Bewegungen der Nation geworden. Aber nein! Der Ruhm der spanischen Armee ist noch größer. Sie hat immer in den freiheitlichen Strömungen, welche durch das Volk gingen,

---

*) S. Vom spanischen Revolutionsschauplatze. Spanische Zustände, Charakteristiken und Geschichte von Gustav Rasch. Wien. 1869.

die Initiative ergriffen, — eine großartige und eigenthümliche Erscheinung gegenüber den deutschen Soldaten, welche auf Befehl des obersten Kriegsherrn die Freiheit niedertrampeln und Eltern, Geschwister und Freunde niederschießen. Der Grund dieser Erscheinung in der spanischen Armee ist in dem freiheitlichen Geist des spanischen Volkes zu suchen, den weder Inquisition noch Despotie jemals haben ersticken können; er ist im spanischen Charakter zu finden, in diesem Charakter voll Muth und Rittersinn, Schicksalstrotz und Verachtung der Feigheit, voll Kühnheit und Leidenschaft. Man hat in Deutschland diese durch die spanische Armee getragenen Revolutionen häufig als durch einige ehrgeizige Köpfe, unzufriedene Generale, nach Beförderung und Belohnung strebende Offiziere hervorgerufen erklären wollen. Das ist eine ebenso erbärmliche wie der Geschichte widersprechende Lüge, absichtlich erfunden von denen, welche in dem Soldaten nur den Knecht der Disciplin und des militärischen Gehorsams sehen wollen und den Bürger in demselben ausstreichen möchten, so lange er „zweierlei Tuch" trägt! Höchstens kann man der spanischen Armee vorwerfen, daß manche militärische Revolutionen aus Parteicoalitionen hervorgegangen sind; aber der Zweck dieser Parteicoalitionen war immer die Erringung der politischen Freiheit, und die Regimenter, welche sich erhoben, waren von dieser Idee durchdrungen. Man rechne sich doch die spanischen Militäraufstände zusammen. Mir sind zwei und fünfzig bekannt. Und unter diesen zwei und fünfzig kenne ich nur fünf, welche reaktionäre Zwecke verfolgten und sofort

wieder erloschen, während von den übrigen sieben und vierzig mehrere gewaltige Dimensionen annahmen und fünf Mal die ganze Armee mit sich fortrissen. Viermal hat die Armee Spanien gerettet, einmal als die Generale Riego, Quiroga und ihre glorreichen Waffengefährten auf der Insel Leon an der Spitze ihrer Regimenter die Verfassung von 1812 ausriefen, die freisinnigste Verfassung, welche jemals ein europäisches Volk gehabt hat; das zweite Mal im Jahre 1840, als die vereinigte Armee unter Espartero das Pronunciamento der Stadtverordneten von Madrid auf ihre Fahne schrieben, das dritte und vierte Mal in den Jahren 1854 und 1868, als die Armee Spanien von dem Regiment der Conservativen und der Pfaffen befreite, welche das Land entehrten und das Volk depravirten. Nein, die spanische Armee besteht nicht aus Junkern und unintelligenten Bajonetten, sondern aus Bürgern, deren politische Ueberzeugung die Kriegszucht und die Disciplin überwiegt.

Ehre und Ruhm der spanischen Armee! Zum ersten Mal lobt meine Feder eine Armee. Sehen wir die lange Reihe der Freiheitsmärtyrer an, welche aus dieser Armee seit dem Tode des „elenden Gesellen und niederträchtigen Burschen" ihr Blut nicht in Großmachtsseuche für sogenannten Kriegsruhm, sondern für die Freiheit vergossen haben. „Der niederträchtige Bursche" hatte kaum seinen verpesteten Athem ausgehaucht, so erhob sich Oberst Cayetano Cardero in Madrid mit seinem Regiment für die Verfassung von 1812. Die ganze Nordarmee folgte sofort seinem glorreichen Beispiel und gleich darauf stürmten

dreitausend königliche Leibgarden unter Führung von drei Unteroffizieren das Sommerschloß von La Granja und zwangen die Regentin Christine, die Verfassung von 1812 zu beschwören, während das Volk in ganz Spanien aufstand, die Mönchsklöster anzündete und alle Mönche todtschlug oder in die Flammen warf, welche ihm in die Hände fielen. Die Revolution, welche die liederliche und spitzbübische Regentin Christine drei Jahre später aus Spanien vertrieb, ging wieder von der Armee aus. Soldaten und Milizen stürmten in der Nacht vom 19. August ihren Palast in Madrid und steckten ihn in Brand, während die ganze Armee das Pronunciamento der Stadtverordneten von Madrid proklamirte.

Die Periode der rückläufigen Bewegung von 1843 bis 1854, wo die Conservativen sich wieder des Staatsruders bemächtigten und ihre Herrschaft durch den Schrecken und durch den Belagerungszustand aufrecht erhielten, ist so reich an Freiheitsmärtyrern, wie, außer in Italien, die Reaktionsgeschichte keines europäischen Volkes. In dem Städtchen Carral in Galicien sind im Jahre 1843 einmal an einem einzigen Tage 27 Offiziere standrechtlich erschossen worden. In demselben Jahre wurden in einer catalonischen Stadt 400 Menschen ohne allen Prozeß hingerichtet. Sie wurden von der Polizei bei Nacht und Nebel in ihren Häusern festgenommen, fortgeführt und auf freiem Felde unter dem Vorwande, sie hätten entfliehen wollen, sämmtlich von den Polizeischergen niedergeschossen. In dasselbe blutige Jahr und in das folgende Jahr fallen die Aufstände der Obersten Ametler, Par,

Betllera, Baiges, Herbella für den revolutionären Regierungsausschuß, der sich in Barcelona gebildet hatte. Hauptmann Jose Avucilla erhob sich mit seiner Compagnie zu Leon. Die Garnisonen von Vigo und Saragossa schlossen sich der Revolution an. Alle catalonischen Städte hallten von den Flintenschüssen wider, welche nach Niederwerfung des Aufstandes die Freiheitskämpfer niederstreckten, die nicht schon im Kampfe gefallen waren. Das folgende Jahr wurde mit Trompetenklängen und Gewehrfeuer der sich gegen die Regierung der Carlisten und Pfaffen erhebenden Regimenter eingeläutet. Aufstände in Carthagena und in Alicante. Oberst Boné, die Generäle Ruiz und Santa Cruz standen mit ihren Regimentern auf. Volksaufstände unterstützten die Pronunciamento's der Soldaten. In Alicante und Carthagena unterlagen die Freiheitskämpfer. Den aufständischen Offizieren, Soldaten und Milizen in Carthagena gelang es, über das Mittelmeer nach Algier zu entkommen. Oberst Boné, dreißig Anführer der Milizen und viele Sergeanten und Soldaten geriethen in Alicante in die Hände der bourbonischen Schergen. Sie wurden sämmtlich niedergeschossen. Das schreckte den General Zurbano und seine Söhne, deren Castelar in seiner Rede für die Republik im Cortespalaste zu Madrid gedachte, nicht. Sie standen mit ihren Regimentern gegen die Regierung auf — um in der Ebene von Rioja für die Freiheit im Kampfe zu fallen. In Spanien ist in den vierziger Jahren kein Jahr ohne Kampf für die Freiheit vorüber gegangen. Im Jahre 1846 standen in allen galizischen Städten die

Besatzungen gegen die Regierung der Conservativen auf. Daß die französische Revolution des acht und vierziger Jahres, welche den Thron der Orleans stürzte, im spanischen Volke einen begeisterten Widerhall fand, kann man sich denken. Die Straßen in Madrid ertönten von dem Rufe „viva la republica“, und die Republikaner unterlagen erst nach einem vier und zwanzigstündigen Kampfe, den sie gegen die ganze Besatzung geführt hatten. Republikanische Aufstände in Valencia, Alicante und Arragonien; in den catalonischen Gebirgen hielten sich zweitausend republikanische Soldaten achtzehn Monate lang im Guerillakriege. Am 7. Mai besetzte „das Regiment von Spanien“ die Plaza mayor in Madrid und proclamirte den Aufstand gegen die Regierung, um nach einem heißen Kampfe von einigen Stunden zu unterliegen. Im Juli erhoben sich in Sevilla zwei Regimenter mit ihren Chefs an der Spitze für die Republik. Das Unternehmen scheiterte; aber es gelang den Aufständischen, sich nach der nahen portugiesischen Grenze durchzuschlagen.

Das große Revolutionsjahr 1854, wo die ganze Armee sich auf einmal erhob, um das Land von der entehrenden und verächtlichen Regierung der Moderado's zu befreien, läutete wieder ein ächt ritterlicher Zug spanischen Nationalcharakters ein. Brigadegeneral Hore entfaltete das Banner der Empörung in Saragossa. Es war zu früh. Andere Regimentschefs, welche ihm ihren Beistand zugesagt hatten, überlegten noch, während sein Regiment schon im Kampfe war. Die tapfere Brust von Kugeln zerrissen, blieb er todt auf dem Platze. Aber an dem

Gewehrfeuer, welches seine gefangenen Kameraden niederstreckte, entzündete sich die Flamme des Aufstandes durch ganz Spanien. Die Mitte des Jahres war noch nicht gekommen, als die Freiheit im ganzen Lande triumphirt hatte. Seit dem Aufstande dieses denkwürdigen Jahres hat man sich in Spanien jedes Jahr für die Republik geschlagen. Das Banner der spanischen „Föderativrepublik“ trat an die Stelle der Fahne, unter der bis dahin die Fortschrittspartei mit der Devise der Constitution von 1812 gekämpft hatte. Die republikanische Partei marschirte seit dieser Zeit an der Spitze der freiheitlichen Strömung, welche das neue Spanien schuf. Die Republikaner wurden eine wohlorganisirte Macht, welche in der Armee einen großen Anhang fand und eine der Hauptfactoren der Septemberrevolution wurde, die das Regiment der letzten Bourbonen stürzte.

Die republikanischen Freiheitskämpfer und Freiheitsmärtyrer sind seit dieser fünfzehnjährigen Periode nicht mehr zu zählen. Schon das Jahr 1856 ist voll von diesen Aufständen gegen das den Pfaffen, den Carlisten und der römischen Curie in die Hände gerathene Ministerium O'Donnel. General Ruiz, Generalcapitain der Provinz Gerona, General Rios Rosas, Generalcapitain von Galicien, General Falcon, Generalcapitain von Saragossa, General Gurrea von Logrono, der Oberst des Regiments von Aragonien in Malaga erhoben sich mit allen ihren Truppen. Sie wurden immer in der Vereinzelung niedergeworfen; die Gefangenen wurden niedergeschossen, auf die Galeere geschickt, deportirt, garottirt

— aber alle Niederlagen schreckten das spanische Herz nicht von neuen Kämpfen und Gefechten ab. Im Jahre 1859 brachen in Alicante, in Olivenza, in Sevilla republikanische Militäraufstände aus. O'Donnel und Narvaez glaubten mit Massenerschießungen und Massenhinrichtungen den republikanischen Geist zu ersticken. Der Pulverdampf sollte den Rauch der Scheiterhaufen ersetzen, in deren Flammen „das heilige Amt der Inquisition" die religiösen Märtyrer tödtete. Während der Reactionsperiode von 1856 bis 1868 sind in Spanien über 5000 Freiheitskämpfer erschossen oder hingerichtet worden. General Don Carlos Gärtner, der intime Freund und die rechte Hand des Marschalls Narvaez, behauptete freilich immer, wenn ich mit ihm darüber sprach, die Zahl sei zu hoch gegriffen; aber andere spanische Offiziere haben mir diese Ziffer als richtig oder auch als noch zu niedrig bestätigt. Man führte mich in Madrid auf zwei Plätze in der Nähe der castilischen Quelle, wo an einem Morgen fünf und sechszig und an einem anderen Morgen ein und zwanzig Sergeanten auf einmal erschossen wurden. Die bourbonischen Schergen feuerten so lange in die haufenweis aufgestellten Unglücklichen, bis alle niedergestreckt waren, und denen, welche mit ihren zuckenden und sterbenden Gliedern den Boden bedeckten, wurde mittelst Revolverschüssen das Gehirn zerschmettert.

Drittes Kapitel.

Klöster und Klostergeschichten.

Das Klosterleben eines Hieronymiten im Escorial. Dicke, lustige Brüder, zügellose Schlemmer, wunderliche Heilige. Ein Hieronymit auf Reisen. Das Evangelium des Müssigganges. Die Klosterkapelle zum blutigen Christus in Toledo. Judenverfolgungen und Judenmorde. Eine Jungfrau Maria. Zeichen und Wunder. Amulette und Reliquien. Klosterschätze. Schamlose Ausbeutung des Volkes Seitens der Klöster, Mönche und Pfaffen. Saufereien und Orgien in den Klöstern. Nächtliche Feste. Festtage. Dreiviertel des Nationalbesitzes Güter zur todten Hand. Das gegenwärtige Spanien. Der fünfzigjährige Kampf gegen das Pfaffenthum und seine Resultate. Ausrottung der Mönche. Zerstörung der Klöster. Der brennende Inquisitionspalast. Die Laster der Revolution. Pfaffenjagd durch ganz Spanien. Mendizabal, der religiöse Reformator Spaniens. Neue Reformen. Aufhebung der Klöster. Verkauf der Klostergüter. Verhöhnung des päpstlichen Bannes. Im Escorial. Der Pfaffenkönig Philipp der Zweite. Die Laster der Revolution im Jahre 1854. Zweiter Verkauf der Klostergüter. Der Klostersturm im Jahre 1869. Zerstörung der Nonnenklöster. Eine traurige Parallele zwischen dem heutigen Spanien und dem heutigen Deutschland. Tausend Klöster in Oesterreich und Achthundert neue Klöster in Preußen während zehn Jahren. Das rauhe Haus in Berlin und seine Devise. Die Klöster in der sogenannten Hauptstadt des Norddeutschen Bundes. Kloster in Moabit. Ein Berliner Pfaffe. Apathie des deutschen Volkes.

Man kann sich keinen Begriff machen von den Mühseligkeiten und Kasteiungen, mit denen so ein armer Hieronymit sein Lebe lang geplagt ist. Denkt nur! Acht Stunden lang täglich muß er essen und trinken;

acht Stunden muß er ganz still und ruhig im Bette liegen; acht Stunden muß er sich von diesen anstrengenden Arbeiten erholen, und die ganze übrige Zeit muß er mit Beten verbringen. Da nur eine eiserne Gesundheit solche Herkulesmühen ertragen kann, so stellt die Ordensregel fest, daß jeder Bruder stark genug sein muß, um täglich drei Pfund Fleisch, ein Pfund Gemüse, zwei Pfund feines Brod und fünf Maaß Wein ohne Beschwerde verdauen zu können...... Der Novize, welcher diese Probe nicht besteht, wird zurückgewiesen; wenn ein Pater der vorgeschriebenen Diät sich zu entziehen suchte, käme er nach la Trappe; aber die guten Hieronymiten sind so gehorsam und diensteifrig, daß man kein Beispiel von einer solchen Verbannung hat. Und gerade diese strenge Diät, verbunden mit trefflicher Chocolade im Escorial und den Extrastärkungen, welche der große Grundbesitz des Ordens möglich macht, ... verbunden mit der gesunden Luft, der geräumigen Wohnung und der Gnade Gottes, endlich mit dem frohen Bewußtsein, im Ueberfluß zu schwimmen und dabei vollkommen überflüssig auf der Welt zu sein, ... diese strenge Diät, sagen wir, ist der Gesundheit der guten Väter so zuträglich, daß sie fast nie vor dem fünfundsiebenzigsten oder achtzigsten Lebensjahr das irdische Jammerthal verlassen, um in das Paradies oder in .... das Parterre zu kommen."

So schildert ein spanischer Schriftsteller das Leben der Hieronymiten im Escorial*). Der Mönchs-

*) Don Manuel de Cuendias.

typus, den der ebenso feige, wie blutdürstige und bigotte Sohn Karls des Fünften im Kloster von San Lorenzo — so ist der eigentliche Name des Escorial — schuf, war eine kurzlebige Species; aus seinem religiösen Fanatismus wurden bald habgierige Grausamkeit, heuchlerische Bigotterie, intriguanter Jesuitismus. Die Hieronymiten der verflossenen beiden Jahrhunderte und die von der blutigen Revolution im Jahre 1835 verjagten Mönche waren gar dicke, lustige Brüder, zügellose Schlemmer, kurz ein Geschlecht von wunderlichen Heiligen.

„Die Hieronymiten", fährt mein spanischer Gewährsmann fort, „reisen nie allein; die Ordensregel verbietet es. Ein Espolista zieht immer vor ihnen her. Der Espolista ist eine Art Courier, der vor dem Maulthier des reisenden Bruders marschirt, ihm in den Sattel hilft, den Steigbügel hält und den Zügel in die Hand steckt. Der Espolista bedient auch „Seine Gottseligkeit", wärmt ihr Bett in den Posada's, wo sich keine passende „Moza" — Kellnerin — findet, deckt den Tisch und zieht Seiner Ehrwürden beim Schlafengehen die Stiefel aus; füllt den Bocksschlauch mit dem besten Wein, den Reisesack mit kaltem Geflügel, mit Schinken, in Wein und Zucker gekocht, und mit der unumgänglichen Wildpretpastete. Die Ordensregel will, daß ein Hieronymit nie ohne Mundvorrath reise; sonst könnte er manchmal gezwungen sein, die vorgeschriebene Diät nicht vollständig zu halten. Da aber das Wohl des Ordens über Alles geht, so würde ein Hieronymit lieber das Doppelte oder Dreifache der verordneten Ration seinem Magen auferlegen, als sein Seelenheil in Gefahr bringen ...."

„Platz gemacht, damit der gute Pater vorbei kann, der sich nach seiner Wohnung im Escorial begibt! Seht, Seine Gottseligkeit duselt! Sie ist wahrscheinlich erschöpft von einer schlaflosen Nacht. Wir wetten, Seine Ehrwürden hat sie mit gottgefälligen Werken verbracht, wird eine vornehme Sünderin bekehrt oder in einem Spielhaus gepredigt und, um den habgierigen Weltkindern zu zeigen, daß ein frommer Christ nicht am Mammon hängen soll, große Summen gewonnen haben; denn Fortuna begünstigt stets die Heiligen .... und Geschickten. Das heißt, der fromme Pater hat nicht etwa falsch gespielt, Gott bewahre; er hat höchstens einige Karten bei Seite geschoben, welche seinen weisen Berechnungen hinderlich gewesen wären, und auch das that er in der besten Absicht; erstens um nicht das Geld der Armen zu verlieren; denn all' sein Geld gehört den Armen und den Frommen, die es ihm gegeben haben, damit er dafür Messen lese oder es zu wohlthätigen Zwecken verwende, das heißt, damit er sich dann und wann ein ‚Bene' thue; zweitens, weil ‚Seine Ehrwürden' den Don Quixote gelesen und das Sprüchwort Sancho Pansa's nicht vergessen hat: ‚Quien roba a un ladron, gana cien dias de perdon' — ‚Wer einen Dieb bestiehlt, gewinnt hundert Tage Ablaß.' — Nun ist aber der Mann Gottes überzeugt, daß jeder Spieler außer ihm ein Dieb ist, und könnte ein Mönch seines Ordens zu viel Ablässe haben? — Halt! Er wacht auf und sucht seine Bota *). Die

---

*) Bota ist ein Weinschlauch aus Bocksfell.

Straßen sind so staubig! Wenn Seine Gottseligkeit nicht öfters einen tüchtigen Schluck Valdepenna's nähme, könnte sie ja heut' Nacht keine Metten singen."

Das ist ein Bild der sich im Kloster von San Lorenzo mästenden Hieronymiten aus jener Zeit, wo die Mönche in Spanien „das Evangelium des Müssiggangs" — Evangelio de los trouanes — predigten und sich zwei Drittel des Landes hatten als Almosen in den Hut werfen lassen. Das Bild der Hieronymiten in San Lorenzo würde für jedes andere spanische Mönchskloster und Nonnenkloster passen. Jedes Kloster hatte seinen eigenen Heiligen oder Wunderthäter, der für Geld Wunder aller Art und unglaubliche Kuren verrichtete und so den rohen Aberglauben des Volkes zum Besten der Klosterkasse ausbeutete. Das eine Kloster machte dem andern erbitterte Konkurrenz. Wenn ein Kloster eine Jungfrau ausstellte, welche die Hände bewegte oder welcher das Haar wuchs, so war ein anderes Kloster sein Nebenbuhler und hatte einen Christus, der schwitzte, und in einem dritten Kloster schwitzte der Christus wirkliches Blut. Auf dem Zocodover, dem alten maurischen Marktplatz in Toledo, zeigte man mir die Ruine einer Klosterkapelle, welche den Namen „del santissimo Christo de la sangre" — „zum heiligsten, blutigen Christus" — führte. Die Klosterkapelle hat den Mönchen viel Gutes gethan. Das in derselben aufgestellte Christusbild hat ihnen ganz unglaubliche Summen eingebracht. Jeder Kranke, der in vollem Glauben seine Füße küßte und vorher ein Stück Geld in eine neben dem Christusbilde angebrachte Büchse warf, wurde sofort

gesund. Der Lahme warf die Krücken weg, der Blinde konnte sehen, der Aussätzige wurde rein von Geschwüren; jede Krankheit verschwand beim Kuß des Gläubigen. Das Wunder offenbarte sich einst in gräßlicher und sonderbarer Weise. In einer Nacht brachen die Juden in die Klosterkapelle ein. Eine einsame Lampe brannte zu den Füßen des Bildes. Die verfluchten Juden zündeten Fackeln an, leuchteten dem Heilande höhnisch in's Gesicht, ohrfeigten ihn und schlugen ihn mit ihren Schuhen, ohne daß der Herr sie einer Antwort würdigte. Darüber erbittert, durchbohrten sie seine Seiten mit einem Brecheisen, rissen ihn vom Kreuze und verbargen ihn in einem Stalle. Aber der Heiland wollte sich rächen und blutete die ganze Nacht aus den Seitenwunden, so daß ein Prälat, der an dem Stalle vorbeiging und Blutspuren bemerkte, hinter das gräßliche Verbrechen kam. Die reichsten Juden wurden sofort verhaftet und auf dem Zocodover lebendig verbrannt, ihr Vermögen natürlich zu Gunsten des blutenden Christus konfiscirt. Aus Dankbarkeit für die ihm gewordene Genugthuung fuhr der Heiland nun fort, Wunder zu wirken. Das Blut hörte nicht auf zu fließen und eine göttliche Medizin für die Gläubigen, sowie eine immerfließende Goldquelle für die Pfaffen zu sein. Die Goldquelle dieses blutigen Christus hat Jahrhunderte hindurch geströmt. Dies ist eine Wundergeschichte statt vieler! Ich könnte sie zu vielen Dutzenden erzählen, wenn sie nicht zu einfältig wären. In Cadiz habe ich in einem Nonnenkloster noch heute einen ähnlichen blutenden Christus entdeckt. Doch da ich gerade in Toledo bin, so will ich

den Leser nur einige Schritte weit führen, um ihm zu zeigen, welche Schätze die Mönche und Pfaffen in Spanien aus Almosen, Ablaßzetteln, Geschenken, Erbschaften und Wunderkuren zusammengebracht haben. In einer Seitenkapelle der berühmten Kathedrale befindet sich eine Statue der heiligen Jungfrau Maria aus schwarzem Holz — nach den Worten des hohen Liedes: „Schwarz bin ich, aber lieblich, ihr Töchter Jerusalems“; — die Jungfrau sitzt auf einem Thron, den ein säulengetragenes Himmel-Dach aus vergoldetem Silber beschattet; ihre Krone ist eine einzige große Juwelenmasse, an der man einen schönen Smaragd und eine Taube aus Perlen bemerkt, die unter einem diamantnen Kreuze hängt. Ihre Ringe, Halsbänder und Armbänder sind zahllos. Natürlich sind sie sämmtlich von Gold und mit Massen von Edelsteinen bedeckt. Der Mantel der Mutter Gottes ist ganz ein Gewebe aus feinen Perlen von fast unberechenbarem Werthe. Derartige Jungfrauen habe ich in Spanien noch zwei gesehen, die „virgen del Pilar“ in Saragossa und die „virgen de Montserrat“ in Catalonien. Welcher Schmuck dieser drei Jungfrauen der kostbarste wäre, möchte schwer zu taxiren sein. Doch, das sind nur drei Muttergottesbilder, Ueberbleibsel aus den fürchterlichen Revolutionen, mit denen die Spanier unter ihren Mönchen und Pfaffen aufgeräumt haben! Während der letzten drei Jahrhunderte war es Mode in den wetteifernden Klöstern geworden, ihre Heiligen in dieser Weise mit Gold, Perlen und Edelsteinen herauszuputzen. Mit fanatischer Beredsamkeit pries der Mönch von der Kanzel die Wunderkraft

seines Heiligenbildes und riß das Heiligenbild des benachbarten Klosters mit den gemeinsten Schmähungen herunter. Was vermochte es nicht alles! Es vertrieb die Pest; es schützte die Heerde vor ansteckenden Krankheiten und vor den Anfällen der Räuber und wilden Thiere; es ließ regnen und die Sonne scheinen, wie es jedem Gläubigen Bedürfniß war und wie er es für sein Geld haben wollte. An den Klosterthüren wurden Amulette und wunderthätige Reliquien verkauft. Was war die Kunst der Aerzte gegen diese Amulette und Reliquien? Die Aerzte heilten die Krankheiten mittelst Arznei; die Amulette und Reliquien heilten die Krankheiten aber ohne Arznei, und wenn die Kranken sich in ihrem Vertrauen auf Amulette und Reliquien täuschten und elend hinstarben, so hinterließen sie dem Kloster ihr Geld für Messen, in der stillen Hoffnung, diese Messen würden mit besserem Erfolg ihre Seele retten, als die Amulette gehabt hatten, welche ihre Gesundheit wiederherstellen sollten. Jede Kultusaufführung ließen sich die Pfaffen und Mönche besonders von den Gläubigen, welche sie hören wollten, mit baarem Gelde bezahlen. Und an besondern Heiligentagen und andern Festtagen wurden um Mitternacht große Festlichkeiten, Tänze und Weinspendungen veranstaltet, welche mit wilden Saufereien und unzüchtigen Orgien endeten, Alles „in dei gloriam“ — zum Ruhm des Herrn. Die Hälfte aller Kalendertage waren ja Festtage, und die Festtage mußten gefeiert werden. In Valladolid führte man mich auf den „campo grande“, wo ehemals die „Königlichen Priesterfeste der Inquisition“ mit flammenden

Scheiterhaufen und Erdrosselungen gefeiert wurden. Der Platz war damals von zweihundert Gebäuden umgeben; unter diesen befanden sich nicht weniger als sechszig Mönchsklöster und vierzig Nonnenklöster. Und am Ende des verflossenen Jahrhunderts, nachdem Mönche und Pfaffen drei Jahrhunderte hindurch in dieser Weise in Spanien gewirthschaftet hatten, war das spanische Volk bis zu der untersten Stufe des Elends und der Knechtschaft hinabgestiegen und befand sich in einer Verkommenheit, zu welcher kein einziges der neueren Völker jemals heruntergesunken ist. Das Elend hatte die Freiheit getödtet. Das Volk war verthiert, abergläubisch, bigott, ein ärgerer Götzendiener als irgend ein Volk in der Welt. Theater, Literatur, jede geistige Bildung waren in vollem Verfall; beim Unterricht dienten die Bücher aus dem Mittelalter. Die geistliche Censur duldete kein neueres phylosophisches, astronomisches oder naturwissenschaftliches Buch, weil sie befürchtete, diese Bücher möchten der katholischen Religion nachtheilig werden. Nur die Pfaffen und die Mönche und Nonnen in den Klöstern florirten, mästeten sich in Schwelgerei und Wohlleben. Der Aberglaube, der sie erzeugt hatte, hatte ja Güter für todte Hand in solcher Masse geschaffen, daß mehr als Dreiviertel des ganzen Grund und Bodens Servituten unterworfen waren. Dreiviertel des Nationalbesitzes in todter Hand! Nur ein Viertel des ländlichen und städtischen Besitzes war noch frei. Das ist ein mit wenigen Strichen gezeichnetes Bild Spaniens während der Kloster- und Pfaffenwirthschaft, während der Zeit, aus der die obige

Skizze der Hieronymiten im Kloster San Lorenzo stammt!

Schauen wir uns nun die Klöster, Mönche und Nonnen des gegenwärtigen Spaniens, des Spaniens an, wie es sich uns nach der Septemberrevolution des verflossenen Jahres zeigt! Wo sind die 9000 Mönchsklöster geblieben; wo sind die 90,000 Mönche hingekommen, welche sich, wie jener Hieronymit, den der spanische Schriftsteller schilderte, in ihren Refektorien mästeten? Sie sind sämmtlich vom spanischen Boden verschwunden, die tonsurirten Sardanapale, die fetttriefenden Pfaffen und die armseligen Kapuziner, die Dicken und die Dünnen! In ganz Spanien, vom Thal von Roncevalles bis zur spanischen See, vom atlantischen Ocean bis zu den Gestaden Andalusiens suchte ich die Mönchskutte vergebens. Auf spanischem Boden darf keine Mönchskutte erscheinen; sogar der einem fremden, ausländischen Orden angehörende Mönch muß, sobald er die spanische Grenze überschreitet, die Kutte ausziehen. Das Gesetz von 1835, welches die Klöster aufhob, gebietet dies ausdrücklich. Zwei bei der Einweihung der Kirche des heiligen Franziskus in Madrid im Jahre 1860 im Gefolge der Königin befindliche Mönche erregten unter der Bevölkerung einen solchen Sturm der Entrüstung, daß sie bald gesteinigt worden wären. Nur mit großer Anstrengung konnte die Leibgarde sie vor der Wuth des Volkes schützen, welches aus den benachbarten Straßen unter dem Geschrei: Nieder mit den Mönchen! in die Kirche stürzte. Die fünfzig Revolutionen, welche die Spanier seit Anfang dieses Jahr-

hunderts gemacht haben, haben die Mönchs- und Nonnenklöster angezündet, niedergebrannt, in Trümmer und Asche verwandelt, und die Besen der Revolution haben die Klöster ausgekehrt, die Mönche todtgeschlagen, die Altäre, die Bildsäulen, die Wunderbilder, die blutschwitzenden Christus- und Marienbilder, die Amulette und Reliquien auf die Straße geworfen. Der von den Generalen Riego, Quiroga und andern Befehlshabern der Armee im Jahre 1820 hervorgerufene Aufstand war nicht nur gegen „den elenden und niederträchtigen Burschen", sondern auch gegen die Mönche und Pfaffen gerichtet. Die erste That, mit der das Volk von Madrid sich an dem Aufstande betheiligte, war das Anzünden des Palastes der Inquisition in der spanischen Hauptstadt. Seit diesem Tage wagte Niemand in Spanien mehr von der Inquisition zu sprechen, als um sie zu verwünschen und ihr Andenken zu verfluchen. Die Cortes beschlossen das erste Gesetz über die Abschaffung der todten Hand. „Kirchen-, Mönchs- und Nonnenklöster, alle Arten geistlicher Gemeinschaften von weltlichen oder Ordensgeistlichen, Hospitäler, milde Stiftungen, fromme Brüderschaften dürfen im ganzen Lande, unter welchem Titel es auch sei, nichts mehr erwerben", schreibt der Artikel 12 dieses Gesetzes vor. In Folge dieses aus der Revolution hervorgegangenen Gesetzes wurde die Zahl der Klöster vermindert, mehrere religiöse Orden abgeschafft, den Mönchs- und Nonnenklöstern verboten, Novizen zuzulassen, und die Güter der aufgehobenen Klöster verkauft. Aber die Revolution von 1820 ging nicht radikal zu Werke. Die

Flammen des Inquisitionspalastes in Madrid und die in den Flammen und unter den Knütteln des Volkes umgekommenen Inquisitoren waren ihre einzige radikale That. In den nächsten zehn Jahren wuchsen die Klöster wieder wie die Pilze; die Refektorien füllten sich mit weit mehr Mönchen, als früher an den langen Tafeln geschwelgt hatten; auf allen Straßen Kirchenfeste und Prozessionen. Da nahm das spanische Volk den Besen der Revolution zum zweiten Mal in die Hand. In der Mitte des Jahres 1835 brach ein Sturm gegen die Klöster, Mönche, Nonnen und Pfaffen los, wie die Geschichte der neueren Zeit ihn nicht zum zweiten Mal gesehen hat. Das spanische Volk erklärte den Mönchen den Vertilgungskrieg. Von allen Höhen und Bergen leuchteten die Flammen der brennenden Klöster. Stürmende Volkshaufen drangen in die Klöster, warfen die Mönche in die Flammen, schlugen sie todt, wo sie ihnen in die Hände fielen, und plünderten die Klosterschätze. In kaum vierzehn Tagen hatte der Brand eines Klosters in Catalonien wie eine ungeheure Hydra die ganze Halbinsel in Flammen gesetzt. Ich habe in Barcellona, Cadiz und Madrid mit Leuten gesprochen, welche jene Zeit aus eigener Anschauung kannten und diesen Sturm gegen die Klöster mit erlebt hatten. Ihre Schilderungen waren entsetzlich. Das Volk hatte die Mönche auf der Straße mit Messern erstochen und mit Knütteln niedergeschlagen. Wie wilde Thiere wurden sie durch ganz Spanien gejagt. Die Mönchs- und Pfaffenjagd war, wie die Hasen- und Raubthierjagd, zur Passion geworden. Man begegnete seinen Bekannten

Morgens auf der Straße, welche, das Gewehr auf der Schulter, die Umgegend der Stadt durchstreiften, um Mönche und Pfaffen zu schießen. Die gegen die Mönche und Klöster ausgebrochene Revolution nahm so gewaltige Dimensionen an, daß die Regierung, wenn sie nicht selbst in diesem Sturm untergehen wollte, nichts Besseres thun konnte, als die Revolution selbst in die Hand zu nehmen. Mendizabal, der große Reformator Spaniens, ergriff die Zügel der Gewalt. Schlag auf Schlag erließ er Reformverordnungen von der höchsten Bedeutung. Unter ihnen steht das Gesetz über die Freimachung weltlicher und geistlicher Güter mit Einschluß der Klostergüter zum Belauf von 4 Milliarden Realen (über eine Milliarde Franken) obenan. Sämmtliche Mönchsklöster, welche 90,000 Mönche gezählt hatten, wurden aufgehoben. Alle Mönche, welche nicht von den wüthenden Volkshaufen todtgeschlagen oder in die Flammen ihrer brennenden Klöster gestürzt waren, wurden auf die Straße gesetzt. Die Nonnenklöster wurden auf den Aussterbe-Etat gebracht. Sie durften keine neuen Novizen aufnehmen und mußten alle Nonnen, die es wünschten, freilassen. Jedes Kloster, was nicht über zwölf Nonnen zählte, wurde geschlossen. Alle leeren Klöster wurden den Stadtverordneten zur Verfügung gestellt, um sie im Nutzen der Stadt zu verwenden und sie in Schulen, Kunstakademien, Gymnasien und Krankenhäuser umzugestalten. Von den Klostergütern wurden für mehr als drei Milliarden Realen (800 Millionen Franken) verkauft. Zum größten Theile gingen sie in die Hände armer Käufer über und

vertheilten sich in kleine Hufen. Alle Zehnten und Erstlinge wurden abgeschafft. Alles bewegliche Gut, was sich in den Klöstern vorfand, wurde unter den Hammer gebracht. Die Statuen, die heiligen Jungfrauen, die blutenden Christusbilder, die Reliquien und Amulette der Altäre, die Leuchter, die Gemälde, das Schnitzwerk wurden in allen spanischen Städten meistbietend verauctionirt. Der Papst und die Bischöfe belegten alle Käufer von Klostergütern mit Interdikt und Exkommunikation; die Weltpriester bedrohten sie mit Verweigerung der Absolution und der Beichte. Die Strafen der Hölle und des ewigen Feuers wurden auf die Häupter derjenigen heraufbeschworen, welche sich weigerten, Erstlinge und Zehnten zu geben. Aber alle Drohungen mit Höllenstrafen, mit Verweigerung der Absolution, alle Bannflüche und Exkommunikationen halfen zu nichts. Käufer fanden sich zu allen unbeweglichen und beweglichen Klostergütern ohne alle und jede Schwierigkeit*). Das war der zweite Sturm, der in Spanien wider die Klöster losbrach! Er hat in der gründlichsten Weise unter ihnen und den Mönchen aufgeräumt. „Wo sind denn eigentlich die Mönche geblieben?“ fragte ich den mich im Escorial, dem ehemaligen Kloster von San Lorenzo, umherführenden Geistlichen, als er mir das Bild des Gründers des Klosters zeigte, Philipps des Zweiten Bild, eines der ähnlichsten und deßhalb widerwärtigsten Bilder dieses elenden

---

*) S. Fernando Garrido. Das heutige Spanien. Leipzig. 1867.

Tyrannen, der das Todesurtheil seines Vaterlandes schrieb? — „Herr", erwiederte er mir, „die Revolution hat sie alle auf die Straße geworfen." Wenn doch der Tyrann, von dem ein spanischer Geschichtschreiber sagt: „König Philipp, so tapfer gegen die Ketzer, wenn ihre Hände gebunden waren und wenn ihr Mund geknebelt war, Philipp konnte kein Pulver riechen und kein anderes Feuer vertragen, als das der Scheiterhaufen," das gehört hätte! Was würde er zu dem Schicksal seiner Betbrüder gesagt haben, welche seine schändliche Seele in den Himmel hineinbeten sollten und die er in diesem Hause so weich bettete, für die er im Kloster nicht weniger als fünf ungeheure Refektorien und vierzig Weinkeller erbauen ließ? —

Auch die Revolution des Jahres 1854 richtete sich von Neuem, wenn auch nicht mehr gegen die Klöster und Mönche — denn diese hatte der revolutionäre Sturm des Jahres 1835 gründlich weggefegt und sie existirten nicht mehr, — aber gegen die Klostergüter, welche noch nicht zum Verkauf gekommen waren. Kirchen und Klöster sind, oder waren, um mich des richtigen Ausdrucks zu bedienen, in Spanien so reich, daß es selbst der Revolution 1835 nicht gelang, auf einmal mit diesem kolossalen Reichthum aufzuräumen. „Im Jahre 1821", sagte mir ein Kaufmann in Sevilla, „gehörten in dieser Stadt unter 9000 Häusern nicht weniger als 7000 der Kirche. Die Cortes von 1854 erließen ein neues Gesetz über die Güter zur todten Hand, welches befahl, daß die Güter des Klerus, der militärischen Orden, der Brüder=

schaften, der frommen Stiftungen und Heiligthümer und sämmtliche andere Güter zur todten Hand ohne Unterschied, ob frühere Gesetze den Verkauf derselben dekretirt haben oder nicht, verkauft werden sollten. In Folge dieses Gesetzes wurden wieder für 5 Milliarden Realen Güter zur todten Hand in Spanien verkauft. Aber trotz dieser enormen Verkäufe betragen die Güter zur todten Hand in Spanien noch heute 5 Milliarden Realen. Der letzte Sturm, welcher gegen die Klöster in Spanien losbrach, ist der Sturm der Septemberrevolution des verflossenen Jahres. Mönchsklöster gab es nicht mehr, aber es hatten sich statt der ehemaligen 9000 Mönchsklöster in Spanien 41 religiöse Anstalten eingeschmuggelt, in denen Priester in einer Art von Vereinigungen zusammenlebten. Meistentheils waren es verkleidete Jesuiten, welche vorgaben, Missionäre für die Kolonien heranzubilden. Der Volksaufstand wandte sich sofort, sobald das Königthum gestürzt und die Königin mit ihren Kreaturen über die Bidassoa nach Frankreich entflohen war, gegen diese modernen Klöster und gegen die Reste von Nonnenklöstern, welche die Stürme der Revolution von 1835 noch übrig gelassen hatten. Ueberall brach das Volk mit stürmender Hand in diese religiösen Anstalten und in die Nonnenklöster ein. Die Geistlichen, welche man in den ersteren vorfand, wurden sämmtlich aus dem Lande vertrieben. Schon der Verdacht, verkleidete Jesuiten zu sein, genügte, um ihrem Leben und Treiben in Spanien ein Ende zu machen. Dann ging es an die Aufräumung der Nonnenklöster. Wenn das spanische Volk selbst einen Aufräumungsprozeß

in die Hand nimmt, so räumt es radikal auf, radikaler als irgend ein anderes europäisches Volk. Es macht das, was es fortschaffen will, der Erde gleich. Was die Flammen nicht zerstören, müssen die Hacke und der Hammer des Maurers vernichten. In dieser Weise hat die Bevölkerung von Barcellona in den Jahren 1854 und 1868 so unter den Forts, Bastionen und Wällen der Festung aufgeräumt, daß man heute die Festung vergebens sucht und Mühe hat, ihre Spuren in einigen noch nicht ausgefüllten Gräben und unbedeutenden Trümmerhaufen zu entdecken. In dieser radikalen Weise begann das spanische Volk auch unter den Nonnenklöstern aufzuräumen. Das im Jahre 1835 gegen die Mönchsklöster angewandte Prinzip wurde im Jahre 1868 gegen sie in Scene gesetzt. Mit stürmender Hand wurde eingebrochen, die Nonnen wurden hinausgeführt und ihnen überlassen, was sie thun wollten, und die Gebäude, falls man sie nicht zu nützlichen Zwecken verwenden konnte oder wollte oder falls sie für Luft und Licht hinderlich waren, der Erde gleich gemacht. Das bewegliche und unbewegliche Eigenthum der Nonnenklöster wurde unter den Hammer gebracht und öffentlich von den revolutionären Stadtbehörden an den Meistbietenden versteigert. Man gelangte bei diesem Aufräumungsprozeß oft zu sonderbaren Entdeckungen. In Sevilla stieß man auf einen Gang, der aus einem Nonnenkloster unter der Erde in ein auf der andern Seite der Straße befindliches Jesuitenkloster führte. In andern Klöstern wurden kolossale Vorräthe von Weinen und Früchten vorgefunden. Der Sturm der Revo-

lution war zu schnell herangebraust, um den Nonnen zu gestatten, sie wegzuschaffen.

Das sind Klöster und Klostergeschichten aus dem heutigen Spanien, einst dem Lande des religiösen Fanatismus, der Inquisition und der Scheiterhaufen. Der Besen der Revolution hat binnen einigen Jahrzehnten mit ihnen Kehraus gemacht. Welch ein trauriges Bild bietet dagegen Deutschland! Die Zeitungen sind voll von haarsträubenden Klostergeschichten, Einkerkerungen, Einmauerungen von Mönchen und Nonnen, Klostergräueln und Klosterschandthaten, wie sie nur die finstersten Zeiten des Mittelalters aufzuweisen haben. Oesterreich besaß im Jahre 1863 nach einer eben bekannt gewordenen statistischen Notiz, welche ich, nebenbei gesagt, für viel zu niedrig gegriffen halte, 720 Mönchsklöster und 298 Nonnenklöster, in denen sich 9660 Mönche und 5798 Nonnen mästeten, während die Klostergüter zu einem Werthe von 62 Millionen Gulden angegeben wurden. Aber das protestantische Preußen übertrifft das katholische Oesterreich noch bei weitem! Die evangelische Kirchenzeitung veröffentlicht statistische Notizen, nach denen in dem protestantischen Preußen unter dem Schutze der Regierung allein in den letzten beiden Jahrzehnten über 800 Klöster und religiöse Anstalten e r b a u t worden sind, in denen sich über 6000 Nonnen, Mönche, Jesuiten und Pfaffen aller Art befinden. Auch ein protestantischer Priesterorden ist während der letzten zwanzig Jahre in Preußen aufgewachsen, ist groß und mächtig geworden und wird von der preußischen Regierung sogar in Staatsdiensten verwendet,

während er seine Fäden und Netze unter allerlei Vorwänden um alle Kreise der Gesellschaft unter der offenen Devise „Krieg gegen alle freiheitlichen Bestrebungen unsrer Zeit“ schlingt. Neuerdings haben diese protestantischen Priester — ich meine „die Brüder des Rauhen Hauses“ — erst wieder in der Nähe von Berlin ein Stammhaus gegründet, welches das Rauhe Haus in Hamburg an Umfang und Wirksamkeit bald bei weitem übertreffen wird. In der sogenannten protestantischen Hauptstadt des Norddeutschen Bundes und in ihrer nächsten Umgebung haben sich seit dem letzten Jahrzehnt Ursulinerinnen, graue Schwestern der heiligen Elisabeth, Töchter des heiligen Karolus Borromäus, Frauen vom guten Hirten, Dominikaner und Franziskaner eingenistet, und schon schleichen die barfüßigen Karmeliterinnen heran. Im Münsterlande wohnt ein Wunderpastor, zu dem, wie vor hundert Jahren in Spanien zu den Wunderbildern des blutenden Christus, Schaaren von Blinden, Lahmen, Gebrechlichen und Kranken aller Art zu Tausenden, von Pfaffen und Mönchen geleitet, täglich in Prozessionen hinziehen, um sich durch seine wunderthätige Berührung heilen zu lassen. In Deutschland werden Amulette und Wunderreliquien öffentlich verhandelt. Die Ufer des Rheins, Westphalen, das Münsterland wimmeln von Jesuiten, Mönchen, Nonnen und Pfaffen aller Grade und Orden. In Moabit, in der Entfernung einer halben Stunde von der sogenannten protestantischen Hauptstadt des Norddeutschen Bundes, ist kürzlich unter großem Pomp wieder eine neue Klosterkirche eingeweiht worden. Ein Berliner Pfaffe hielt

die Festrede und erdreistete sich triumphirend zu sagen: „Die Dominikaner und Franziskaner reichen sich hier die Hände. Und das geschieht jetzt und hier! Man muß auf das jetzt und hier den Ton legen. Jetzt, wo in einem erzkatholischen Staate — Oesterreich — ärger als je der Sturm und die fanatische Wuth sich gegen die Klöster erhebt, wo man bis zu satanischer Verleumdung das Ordenswesen und die Ordensleute verdächtigt, wird hier eine neue Gebetstätte für einen Orden, ja sogar für zwei Orden, und noch dazu für beschauliche Orden eröffnet, für Orden, die sich vorzugsweise mit dem Gebete, der eine mit Abbetung des Rosenkranzes, der andere mit Betrachtung der fünf Wunden beschäftigt. Das ist ein Ereigniß von großer Bedeutung!"

Ja wohl, das ist ein Ereigniß von großer Bedeutung! Da hat der Pfaffe Recht! Das Ereigniß von großer Bedeutung lautet: Seit dreißig Jahren, wo das spanische Volk mit dem Besen der Revolution unter seinen Mönchen, Nonnen und Pfaffen auf das Gründlichste aufgeräumt und Rom unter seine Füße getreten hat, ist Deutschland, das protestantische Preußen voran, die Heimath und die Brutstätte des traurigsten Obscurantismus, der Jesuiten, Pfaffen, Mönche und Nonnen geworden. Und das deutsche Volk? Es schaut sich in apathischer Ruhe das Treiben der Pfaffen, Jesuiten, Mönche und Nonnen an — und bringt es höchstens zu einigen Petitionen, welche seine Minister ungelesen in den Papierkorb werfen! — —

Viertes Kapitel.

Stiergefechte und Barbarei.

Stiergefecht am Sonntag Nachmittag. Madrider Straßenbilder. Prim und die „Gräfin" Serrano. „Los Toros". Der Madrider Stiergefechtsplatz. Anblick und Einrichtung des Circus. Der „Tendido". „Chulos". „Bandilleros". „Espada's". Der „Gefe politico". Historischer Rückblick auf die Stiergefechte. „Nationaler Sport". Die „Tauromachie". Eintheilung der Stierfechter. Verschiedene Klassen von Stieren. Der Stierfechter Montes. Eine Kritik der Stierfechter. Beginn des Stiergefechts. Umritt des Alguazil mit Gefolge. Der erste Akt. „Großes" und „kleines" Stiergefecht. Die „Capeadores" und der „Trug". Die „Picadores". Verwundete und getödtete Pferde. Schändliche Barbarei. Ende des ersten Aktes. Der zweite Akt. „Banderillas" und „Banderilleros". Die „Feuerbanderillas". Die Prügel der „Chulos". Der dritte Akt. Der Tod tritt in den Circus. Die „Todtenglocke des Stiers". Der „Espada". Der „Cachetero". Ende des Stiergefechts. Urtheil eines Republikaners über die Stiergefechte.

Es ist Sonntag Nachmittag. Ganz Madrid scheint trotz der glühenden Sonne, welche am Frühlingshimmel funkelt, auf den Beinen zu sein. Der Sonnenthorplatz, die denselben durchschneidenden Straßen, die Alcalastraße, die Straße San Geronimo, der Salon des Prado sind mit Menschenmassen bedeckt, welche sich sämmtlich nach der Richtung der Serranostraße bewegen. In allen Straßen

und Gäßchen wimmelt es von geputzten Menschen im Sonntagsstaat. In der Alcalastraße ist es dem Fußgänger auf den Trottoirs kaum möglich, sich durchzudrängen; er wird fast willenlos von den Massen vorwärts geschoben. Die ganze Mitte der breiten Straße ist dicht mit „calesines“ — mit Fiakern — und Equipagen bedeckt, zwischen deren Rädern die Staubwolken im glühenden Sonnenschein tanzen. Wer die Straße zu Fuß in der Quere überschreiten wollte, würde in Lebensgefahr gerathen, oder wenigstens seine gesunden Arme und Beine auf's Spiel setzen. Alle Klassen der Bevölkerung der Hauptstadt sind in diesem Menschenstrom vertreten: currutacos — Stutzer — und vornehme Damen, Offiziere und Staatsbeamte, der reiche Großhändler und Bourgeois wie der Krämer, die Manola und der spanische Grande, zigeunerhafte Buben, von denen Jeder einem Murillo als Vorwurf dienen könnte und Bettler, fremde Gesandte und Großwürdenträger der neuen Regierung; dort sehe ich General Prim mit „der Gräfin“, wie er bekanntlich seine Frau zu nennen pflegt, in mit prachtvollen andalusischen Pferden bespannter, glänzender Equipage aus dem Thore des Palacio de Buenavista, dem Kriegsministerium, kommen. Auf den Wagenschlägen prangt ein großes, gräfliches Wappen. Auf dem Rücksitze des Wagens fehlt natürlich der in Lieutenantsuniform aufgeputzte Junge nicht, Prim's Söhnchen, welches im Palaste „Excellenz“ und „Vicomte“ titulirt wird. Dort sehe ich auch Serrano, den Präsidenten der Regierung — er war damals noch nicht „Hoheit“ — in Begleitung seiner

Gemahlin in reicher Equipage aus dem die Ecke der Alcalastraße und des Prado bildenden Präsidentschaftspalaste herausfahren. Was ist denn heute in Madrid vorgefallen? Ist Carneval? Nein, der Carneval war bereits vor drei Monaten. Ist irgend ein hohes Kirchenfest? In Spanien feiert man keine Kirchenfeste mehr; in Spanien ist der Glaube todt. Aber weßhalb ist denn ganz Madrid auf den Beinen? „Los toros, los toros", höre ich in der geputzten, fröhlich ausschauenden Menge, welche sich nach der Richtung des Prado hin bewegt — „die Stiere", „die Stiere" — ah, es ist heute ein großes Stiergefecht im Circus, der fast zwanzigtausend Personen zu fassen im Stande ist. Ganz Madrid eilt zum Stiergefechtplatz, Richter und Advokaten, Grandinnen und Manola's, Millionäre und Bettler, Großwürdenträger und Diplomaten, der Einheimische und der Fremde. Madrid hat heute nur ein einziges Interesse — los Toros!

Gehen auch wir zum Stiergefecht! In irgend einer Loge wird wohl noch, wenn wir für das Billet das Doppelte bezahlen, ein Platz zu finden sein. Wir überschreiten, immer von der Gefahr, gerädert zu werden, den Prado, da, wo er „der Salon" genannt wird; noch wenige Schritte, und wir stehen vor einer kolossalen Bretterbude von runder, circusartiger Gestalt. Wir befinden uns auf der „Plaza de los Toros". Die Bretterbude ist das Theater, auf dem allwöchentlich ein oder mehrere Male ein blutiges Schauspiel aufgeführt wird, welches in die römische Kaiserzeit gehört und dem Jahrhundert der Civilisation zur Schande gereicht. Treten

wir ein! Da wird uns noch für das Doppelte des gewöhnlichen Preises ein Billet angeboten, ein Billet zur bedeckten Gallerie, zu der „grada cubierta", wo wir vor der glühenden Nachmittagssonne geschützt sind. Ueber Treppen und durch endlose Gänge gelangen wir zu unserem Platz. Endlich haben wir ihn erreicht und umfassen mit einem Blick das ganze ungeheure Amphitheater!

Welch' ein Anblick! Eine sechs Fuß hohe Bretterwand umgiebt den runden, eigentlichen Kampfplatz. In der halben Höhe ist die Wand mit einer Stufe versehen, welche dem Fuß des Stierfechters als Stütze dient, im Fall er genöthigt ist, sich durch einen Sprung über die Wand vor den Hörnern des wüthenden Stiers zu retten. Eine zweite hölzerne Wand umgiebt die erstere und bildet mit derselben einen Gang, der ebenfalls rund um den Kampfplatz läuft. Hinter dieser zweiten Wand beginnen die Sitze und Logen amphitheatralisch aufzusteigen. Sämmtliche Plätze befinden sich in der Sonne, oder im Schatten, oder zwischen Sonne und Schatten. Der Schatten ist theurer als die Sonne; am theuersten sind die Plätze, welche sich ganz im Schatten befinden, die Balcons und die bedeckten Gallerien. Die untern, unbedeckten und der Sonne ausgesetzten Stufen des Amphitheaters nennt man den „Tendido". Der „Tendido" des Circus von Madrid umfaßt fünfzehntausend Personen; fünftausend finden auf der bedeckten Gallerie und den Balcons Platz. Alle spanischen Stiergefechtsplätze haben diesen colossalen Umfang. Der Circus von Sevilla kann 10,000, der Circus von Barcellona 11,972, der Circus von Valencia 16,816

Zuschauer fassen. Im „Tendido" wogt das bunteste Publikum durcheinander; die Balcons und die bedeckten Gallerien sind von der vornehmen Welt eingenommen. Alles ist bereits in Aufregung; man raucht, schreit, ißt Orangen, lacht, spricht; zuweilen übertönt ein Witzwort, ein Ruf das Stimmengeschwirr; die Ungeduld, mit der man den Beginn des Schauspiels erwartet, vermehrt sich von Minute zu Minute, und zeigt sich in der immer mehr wachsenden Bewegung. Auf dem eigentlichen Kampfplatz stehen die „Chulos", den Spieß am Gürtel, die „Banderilleros", das Mäntelchen von farbiger Seide um die Schultern geschlagen und die „Espadas" umher, das Auge auf den Balcon des „Gefe politico", der das Zeichen zum Anfang des blutigen Schauspiels geben soll, gerichtet. Wenden wir, bevor der Gefe politico dem Alguazil den Schlüssel zum Stierzwinger in den Hut wirft, unsere Blicke in die historische Vergangenheit der spanischen Stiergefechte. Schon vor Jahrhunderten waren die Stiergefechte der Ruhm und der Glanz, — und die Schande Spaniens.

Bereits zur Zeit der Gothen und Mauren hat es in Spanien Stiergefechte gegeben. Zur Zeit der Regierung von Boabdils Vater, Muley Hassan, pflegten die vornehmsten Maurenritter auf der Bibarrambla in Granada gegen die Stiere in den Schranken zu erscheinen. Aus der Reihe der Christenritter werden uns Don Guzmann, Don Cid, Fernando Pizarro, Don Sebastian, König von Portugal, als Stierfechter genannt. Die Stiergefechte gehörten in damaliger Zeit zum nationalen „Sport",

wie heute das Pferderennen und die Fuchsjagden in England. Im Jahre 1719 gab es in Madrid schon einen eigenen Circus für Stiergefechte. Zur Zeit König Philipps des Vierten wurde die „Tauromaquia“ — die Stiergefechtskunst — von Don Gaspar Bonifaz, dem Großstallmeister des Königs und von Don Luis de Trajo, Ritter des Santjagoorden, wissenschaftlich behandelt und ihre Regeln festgestellt. Aber manche sogenannte „hohe Herrschaft“ kam bei den Stiergefechten elend um's Leben, und die spanischen Granden verließen allmälig die Schranken der Stiergefechtsplätze. Geld zu verschwenden war bequemer als Blut zu vergießen, und so wurde es bei den Granden, Prinzen und Herzogen Mode, „Cuadrillas“ — Torostruppen — zu miethen und mit den Stieren kämpfen zu lassen. Jede Truppe trug die Farben, sowie die Livrée ihres Herrn oder ihrer Dame. Nach erfochtenem Siege erschien der Matador vor dem Balcon seines Herrn oder seiner Dame, um mit gesenktem Degen und mit gebeugtem Knie seine Huldigung darzubringen, und der Herr oder die Dame warf dann eine Börse hinab, als Dank für das Vergnügen, die Stiere „con gentilezza y saber“ — mit Ritterlichkeit und mit Kunst — haben bekämpfen zu sehen. Manches adelige Haus hat sich in Spanien auf diese Weise durch übertriebene Prunksucht ruinirt und ein königliches Edict machte diesen Ausschweifungen ein Ende und verbot den Torreros, Jemandem außer dem König oder Prinzen von Geblüt zu huldigen. Die Unternehmer der heutigen Stiergefechte sind Gesellschaften, welche die Stiere und Pferde beschaffen

und den Stierfechtern hohe Preise für Ausübung ihrer Kunst bezahlen und glänzende Geschäfte machen. Die Stierfechter sind theils Fußgänger, theils Reiter. Letztere heißen Picadores und tragen als Schutzwaffe eine Lanze mit einer kurzen Eisenspitze in der Hand, womit sie den wüthenden Stier von sich und ihrem Pferde abwenden. Ihre Beine sind bis zum Knie hinauf durch eiserne Schienen vor den Hörnern des Stiers geschützt. Die Fußgänger theilen sich in „Capeadores", Mäntelschwinger, welche, ein buntfarbiges Seidenmäntelchen in der Hand, den Stier umspringen und ihn mittelst des Mäntelchens reizen, verwirren oder von der Verfolgung eines Stierfechters ablenken, in Banderillero's, welche dem Stier, falls er nicht in Wuth geräth, mit Widerhaken versehene Eisenspitzen oder Raketen auf den Körper werfen, „Matadores" oder „Espada's", „Chulos" und „Cachetero's". Der „Matador" oder „Espada" ist die Hauptperson beim Stiergefecht. Er ist der Befehlshaber der „Cuadrilla" und erscheint am Schlusse des Gefechts in der Arena, um den Stier durch einen Degenstoß zu tödten. Er ist der Einzige unter den Stierfechtern, welcher bewaffnet ist, und heißt deshalb Espada — Schwertträger. „Matador" heißt Todtschläger. „Cachetero" bedeutet Faustschläger. „Cachete" heißt im Spanischen Faustschlag. Der „Cachetero" giebt dem Stier den Faustschlag, wenn er durch den Matador gefällt ist, ohne todt zu sein. Der Faustschlag besteht in einem Stoß in die Nath zwischen Stirn und Hinterkopfbein mittelst eines kurzen, starken Dolches. Die „Chulos" sind die unbedeutendsten Personen in der

Arena, Lückenbüßer, welche den vom Pferde gefallenen Picador wieder aufhelfen und sonstige Nebendienste verrichten. Alle Stierfechter wagen während des Kampfes jeden Augenblick ihr Leben. Der geringste Fehler, den der Toreador macht, kann für ihn verhängnißvoll werden; eine unvorsichtige Bewegung oder Wendung setzt ihn der Gefahr aus, von den Hörnern des Stiers ergriffen, gespießt oder in die Luft geschleudert zu werden. Der Stier soll furchtbar, der Toreador ritterlich und graciös sein, verlangen die Zuschauer. In ihrer Kritik sind sie unerbittlich. Der Toreador, welcher sich durch seine Ungeschicklichkeit einen Hornstoß zuzieht, wird ausgezischt und mit Orangenschalen beworfen. Sein Tod ist gräßlich — und zugleich lächerlich. Gezisch und Hohnrufe sind die Musik seines Todes, während rasendes Beifallklatschen jeden kühnen Sprung und jede geschickte Wendung begleitet. Ruf und Leben stehen immer zu gleicher Zeit auf dem Spiel; der Ruf gilt aber weit mehr, als das Leben. Man kann daraus den Schluß ziehen, welches Studium die Stierfechter auf ihre Kunst verwenden, und bis zu welchem Grade diese Kunst heut zu Tage ausgebildet ist. „Der Toreador", sagte Montes, einer der berühmtesten spanischen Stierfechter, „muß muthig und leicht gebaut, aber nicht tollkühn sein; er muß zudem die Kunst gründlich studirt und geübt haben. Wer nicht kaltblütig und rasch, wie der Blitz, den rechten Augenblick zu benutzen weiß, endet früher oder später sein Leben auf den Hörnern des Stiers. Wem aber das Herz beim Kampfe nicht schneller schlägt, als beim Billardspiel, wessen Auge rasch und

ruhig die kleinsten Bewegungen des Thiers verfolgen und voraus errathen gelernt hat, der spielt noch im hohen Alter mit dem wüthendsten und gefährlichsten Stier wie die Katze mit der Maus". So sagt Montes. Trotzalledem starb ein Vorgänger von Francisco Montes, einer der berühmtesten Stierfechter Spaniens, berühmter und unübertrefflicher als Montes selbst, in der fürchterlichsten Weise auf den Hörnern eines Stiers. Das Herz soll bei einem Kampfe, wo es sich jeden Moment um das Leben handelt, nicht schneller schlagen als beim Billardspiel! Das ist das Kunststück! Und selbst der Stierfechter, der sein Herz so in der Gewalt hat, kann durch einen geringen Fehler in der Zeit- oder Raumberechnung, oder weil der Stier eine unerwartete Bewegung macht, um's Leben kommen. Die Stierfechter müssen deßhalb jeden Stier, der die Arena zum Kampfe betritt, genau studiren. Sie wissen ganz genau, ob der Stier „boyante" und „claro" — naiv und offen, — „revoltoso" — rührig, — „celoso" — mißtrauisch und mordlustig, — „gana terreno" — schnellfüßig, — „sentido" — listig, — oder „abanto" — feige ist. Jede dieser Eigenschaften erfordert eine bestimmte Taktik. Auch ist sehr zu unterscheiden, ob der Stier unter vier oder zwischen vier und sechs Jahr ist, ob das Stiergefecht während der heißen Sommermonate oder während der kühleren Jahreszeit stattfindet? Der Stier über vier Jahre ist im Vollbesitz seiner Kraft. Am wüthendsten und gefährlichsten ist der Stier während der Sommerhitze. Die Stiere, welche für die Gefechte verwandt werden, sind in der Freiheit ge-

boren und haben, bis sie in die Arena geführt werden, ihr Leben in der Freiheit zugebracht.

Aber der Kampf beginnt! Unsere Betrachtungen über Stiergefechte, über ihre Geschichte und über Tauromachie sind schon mehrmals durch einen fürchterlichen Lärm unterbrochen worden. Tausende von Füßen und Stöcken führen auf dem Boden des Tendido ein höllisches Concert auf, welches dann und wann von Pfeifen, Zischen und wüthendem Geschrei unterbrochen wird. Und weßhalb dieser höllische Lärm? Er ist ein Ausdruck des Mißfallens gegen den „Gefe politico", der das Publikum zu lange warten läßt, ohne das Zeichen zum Beginn des Kampfes zu geben. Endlich — der Gefe politico winkt mit einem weißen Taschentuch. Erwartungsvolle Stille im ganzen Circus! Hinein in den Circus reitet auf magerem, alten Gaul ein Mann in altspanischer Tracht, einen Federhut auf dem Kopf, den Stoßdegen an der Seite, ein Stöckchen in der Hand, gefolgt von einem kleinen Cavalleriepiquet in ähnlicher Tracht. Es ist der Alguazil mit seinem Gefolge. Er umreitet die Arena; jener Umritt bedeutet, daß alle in der Arena befindlichen Personen dieselbe augenblicklich zu verlassen haben. Der Umritt des Alguazils ist eine bloße Formalität. Wenn der Schlüssel zum Stierzwinger in den Hut des Alguazils gefallen ist, wird es auf dem Kampfplatze so gefährlich, daß Jedermann sich gern von selbst entfernt, der nicht zur Gefechtsquadrille gehört.

Nun verlassen Alguazil und Gefolge den Circus, um sogleich zum zweiten Male in der Arena zu erscheinen,

hinter sich ein großes Gefolge. Das Gefolge bilden sämmtliche Stierfechter und Pferde, welche am heutigen Gefechte theilnehmen sollen; da sind die Mäntelschwinger, die Banderilleros, die Chulos, die Espada's, sämmtlich in festlicher Tracht, in ihren schönsten und prächtigsten Costümen; denn heute ist ein „großes Stiergefecht", wo es sich um Tod und Leben handelt, kein „Kleines", wo die Stiere mit Kugeln auf den Hörnern erscheinen und wo kein Blut fließt. Sogar die „Bluthunde", aus der Geschichte der spanischen Sklavenstaaten jenseits des Oceans beim Einfangen flüchtiger Sklaven wohlbekannt, werden an Seilen im Zuge mitgeführt. Den Schluß desselben bilden die vier oder sechs Maulthiere, welche die todten Stiere und ermordeten Pferde aus dem Circus schleppen, von „Chulos" geführt. Sie sind in der prachtvollsten Weise aufgeputzt. Ihr Joch ist von vergoldetem Polisanderholz, mit Gold- und Seidenfransen behängt. Die Zäume, an denen die neben ihnen trabenden Chulos sie lenken, sind blaue oder rothe, mit goldenen Sternen und Flittern bedeckte Sammetbänder, Federbüsche schmücken ihre Köpfe, kostbare Schleifen und Schnüre Stirn und Hals; das ganze Geschirr klingelt von Silberglöckchen. Der ganze Zug stellt sich vor dem Balcon des Gefe politico auf. Nun Trompetenschmettern! Der Schlüssel zum Stierzwinger fliegt aus der Hand des Gefe politico in den Hut des Alguazils, der ihn einem Chulo überreicht. Ungeheures Beifallklatschen und Fußstampfen begleitet die Scene, und unter diesem fürchterlichen Lärm verläßt der ganze Zug im Trabe den Kampfplatz.

Der Moment des blutigen und entsetzlichen Schauspiels ist gekommen. Picadores auf alten magern Pferden, die Lanze in der Hand, in bunter Jacke, einem breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe, die Beine bis zum Knie in Eisenschienen nebst einer Menge von Capeadores — Mäntelschwingern — in der bekannten Tracht, das buntfarbige Mäntelchen auf der Schulter und mehrere Chulos erscheinen wieder im Circus. Die Picadores halten sich an der Barrière. Ihren armen Pferden ist das linke, nach dem Innern des Circus gerichtete Auge zugebunden, damit sie die anstürmenden Stiere nicht sehen können; aber sie heben den Kopf hoch und blasen die Nüstern auf; ihre Flanken fliegen — sie ahnen die Gefahr, die ihnen droht. Vielleicht riechen sie das Blut, was gestern den Sand der Arena benetzte, oder sie waren schon einmal im Circus und sind mit dem Leben entwischt. Trompeten-Fanfaren ertönen, und der Stierzwinger ist geöffnet. Ein ächter Toro stürmt heraus; schnaubend, mit funkelnden Augen, die Hörner gesenkt, rast er in Galoppsprüngen über den Sand. Das ist ein Stier von Raçe — de buen trapio! Er ist zwischen sechs und sieben Jahre alt, wie uns ein Kenner mittheilt, der neben uns Platz genommen hat; er hat feines glänzendes Haar, einen langen, elastischen Schweif, gelenke Kniee, kleine Hufe, starke, schwarze und nicht zu lange Hörner, bewegliche, runde Ohren und dunkle, feuersprühende Augen. Der erste Akt beginnt. Ein Dutzend gelenkige, leichtfüßige Capeadores umtanzen und umspringen den wüthenden Stier; Jeder jetzt das Mäntelchen in der

Hand, es ihm um den Kopf schwingend und auf die Hörner schlagend, und ihm immer geschickt aus dem Wege springend, sobald der Stier sich zu ihnen wendet. Der Stier ist naiv; er folgt dem „Enganno“ — dem „Trug“, ich meine dem seidenen Mäntelchen; aber plötzlich stürzt er direct auf einen Capeador in gerader Linie ein. Er rettet sich durch die Flucht. Einen Schritt vor der Barrière hat der Stier ihn erreicht. Fast berühren die Hörner seine Schärpe, der Capeador scheint verloren. Da setzt er den Fuß auf die Leiste, welche die Barrière in der halben Höhe umgibt, und mit einem äußerst geschickten und kräftigen Sprunge schwingt er sich hinüber. Bevor der Stier sich besinnt, ist er von anderen Capeadores umgeben und von neuem beginnt das gefährliche und äußerst graciös aussehende Spiel, wobei es sich fortwährend um das Leben handelt. Fällt der Capeador, oder gleitet er nur aus, so ist er verloren. Die Hörner des Stieres würden in demselben Moment in seinen Eingeweiden wühlen. Plötzlich durchbricht der Stier den Kreis der Mäntelschwinger und stürzt sich in blinder Wuth auf einen von den Picadores, welche an der Barrière entlang galoppiren. Aber der Picador nimmt den Augenblick wahr. In demselben Moment, wo der Stier sich demüthigt, um einen Kunstausdruck der Tauromachie zu gebrauchen, nämlich, wo er die Hörner senkt, um sie dem Pferde von unten auf in den Leib zu stoßen, trifft er ihn mit der Lanzenspitze in den Hals. Der Stier wendet sich ab, verwirrt und erschrocken durch den Stoß Pferd und Picador sind gerettet; aber der Stier stürmt gegen den

zweiten Picador heran. Der zweite Picador handhabt die Lanze nicht so geschickt. Sie gleitet über den Rücken des Thieres hin, statt seinen Hals zu treffen, und in demselben Moment wühlen die Hörner der Bestie in den Eingeweiden des Pferdes. Der Stier hebt mit der Kraft seines Nackens das Pferd in die Höhe; es stürzt; der Picador, mit einem Fuß noch im Bügel, liegt unter dem Leibe des Thieres. Noch immer wühlen die Hörner des Stieres in seinem Leibe, Blutströme und Eingeweide drängen sich heraus — der Picador ist in größter Lebensgefahr. Aber die Retter sind nahe. Ein halbes Dutzend Mäntelschwinger umspringen die wüthende Bestie, ihre Mäntel ihm über Hörner und Augen schlagend. Der Stier läßt sich abwenden und stürzt sich auf einen dritten Picador. Einige Chulos und Capeadores ziehen den Picador unter dem Leibe des Pferdes hervor und helfen ihm auf die Beine. Ein Hagel von Peitschenhieben fällt auf das schrecklich verwundete Pferd, und treibt es aus dem blutgedüngten Sande in die Höhe. Der Picador steigt von Neuem in den Sattel, und trabt an der Wand entlang, während die blutigen Eingeweide nachschleppen. Zu derselben Zeit hat der Stier das dritte Pferd ausgeweidet. Es bewegt sich noch einige Schritte vorwärts, dann stürzt es todt zusammen. Die Hörner des Stiers müssen eine große Arterie getroffen haben. Das Thier ist glücklicher als das zweite. Es ist todt, während der Stier nochmals über das andere Pferd herfällt, es wieder in die Höhe hebt, und es zum zweiten Male niederwirft. Nochmals wird es von einem Hagel von Peitschenhieben getroffen;

es erhebt sich wieder. Der Picador steigt zum zweitenmal in den Sattel und trabt aus dem Circus. Draußen wartet schon der Cachetero, um dem schrecklich verwundeten Thiere den Genickstoß zu geben. Nur das dritte Pferd ist noch am Leben. Es rast an der Barrière umher, von dem Stier verfolgt. Zweimal wendet es sich, sich aufbäumend und mit den Hufen den Stier abwehrend. Bei der zweiten Wendung treffen die Hörner des Ungeheuers statt den Leib den Bug. Ein Strom von Blut stürzt dem Stoß entgegen; das Thier hält sich noch auf drei Beinen aufrecht, das eine Vorderbein in unsäglichem Schmerz einige Secunden hin- und herschlenkernd, dann stürzt es zusammen, ohne im Stande zu sein, sich, trotz der schrecklichsten Peitschenhiebe wieder aufrichten zu können. Der Picador ist zur rechten Zeit aus dem Sattel gesprungen. Der Stier macht einen neuen Angriff auf das am Boden liegende arme Roß. Seine Hörner wühlen in seinem Leibe. Blutströme und Eingeweide stürzen heraus; wir hören das Thier stöhnen. Noch einmal zuckt es zusammen, dann streckt es sich lang aus; es ist todt. Sämmtliche Capeadores umringen den Stier; Einer von ihnen reißt ihm die „Devisa“ — eine bunte Bandschleife — vom Halse, sie triumphirend in die Höhe haltend. Ein ungeheures Beifallgeklatsch vom Tendido, von den Balcons und von den Galerien belohnt die kühne That. Der Stier stürzt sich mitten unter die Mäntelschwinger, von ihnen unaufhörlich geneckt, bald hierhin bald dorthin sich wendend; wieder müssen sich mehrere durch einen kühnen Sprung über die Barrière vor den sie fast be=

rührenden Hörnern retten. Aber der erste Akt ist bald zu Ende. Der Stier wird matt. Er hat schon drei Pferde getödtet. Seine Erscheinung hat sich gewaltig geändert. Wie hielt er den Kopf hoch, als er aus dem Zwinger stürzte; wie rannte er durch den Circus, die Nase nach dem Winde haltend, als wenn er den Kampfplatz recognosciren wollte, „er ging aufrecht", sagt man in der Tauromachie, „er hatte Füße", er war noch im Stande, den fliehenden Toreador zu überholen! Jetzt hat er seine Leichtigkeit verloren, „seine Füße haben abgenommen". Mechanisch folgt er dem Mäntelchen des Capeador, der ihn ganz nach seinem Willen leitet. Die zwei todten Pferde liegen noch mitten im Circus, jedes von einer breiten Blutlache umgeben. Sie werden erst nach dem Tode des Stiers hinausgeschafft. Die Maulthiere, welche den vom Degen des Espada getroffenen Stier fortschleppen, führen auch die Pferdeleichen fort. Der zweite, der dritte, der vierte, der sechste Stier, der heute Nachmittag in der Arena erscheint, wird noch vielen Pferden die Eingeweide aus dem Leibe reißen. Ich habe einem Stiergefechte im Madrider Circus beigewohnt, wo einige zwanzig arme Pferde in der grausamsten Weise ausgeweidet, wieder aufgeprügelt, und nochmals ausgeweidet und endlich von den Hörnern des Stiers oder vom Faustschlag des Cachetero's getödtet wurden. Diese Hinschlachtung der Pferde ist die barbarischste Seite der Stiergefechte. Zwischen den Hörnern des Stiers und dem Degen des Espada existirt doch ein Kampf mit gleichen Waffen; aber das unglückliche Pferd ist den Hörnern des

Stiers ganz schutzlos preisgegeben. Es kann sich nicht einmal abwenden, weil das nach dem Circus gerichtete Auge verbunden ist. Die Bestie hat es auf den Hörnern, bevor es sie heranstürmen sieht. Es wälzt sich in seinem Blute, während die Eingeweide aus der durchstoßenen Bauchdecke herausplatzen, um in der entsetzlichsten Weise geprügelt zu werden. Der Schmerz der zahllosen Peitschenhiebe läßt es den Schmerz der fürchterlichen Verwundung vergessen; es rafft sich auf, um wenige Minuten noch in schrecklicherer Weise gemartert zu werden. In Mexico, erzählte mir der Generalconsul Sturz, wird das Pferd nach der ersten Verwundung aus der Arena geführt, und sofort von dem Cachetero getödtet. In Spanien erleidet das Pferd meistens den Tod durch die Hörner des Stiers in der Arena selbst. Ich habe Pferde eine halbe Stunde lang mit nachschleppenden Eingeweiden in der Arena umhertraben sehen. Das ist abscheulich! Die Durchschnittszahl der jährlich auf den Stiergefechtsplätzen gemarteten und getödteten Pferde beträgt nach einer mäßigen Berechnung über 2000. Welch eine schändliche Barbarei!

Der zweite Akt des schrecklichen Schauspiels beginnt. Es ist der Culminationspunkt der Tragödie für den armen Stier. Eisen und Feuer müssen ihm Höllenqualen bereiten, um ihn zur äußersten Wuth aufzustacheln. Der dritte Akt enthält seine Sterbescene, die Erlösung von der Qual. Das Publikum wird ungeduldig. Tausende von Füßen und Stöcken stampfen wieder den Boden des Tendido. Ein wildes Geschrei wälzt sich durch den Circus.

„Banderillas, Banderillas!“ ruft es vom Tendido und von den Balcons. „Banderillas de fuego“, tönt es von der Gallerie. Das „Gefe politico“ gibt das Zeichen. Trompeten ertönen. Die Banderilleros erscheinen in der Arena und werden mit Jubel begrüßt. Jeder hat zwei Banderillas in der Hand. Sie gehen auf den Toro los, machen dann eine Viertelsbewegung, damit das Thier an ihnen vorüberschießt, und heften ihm die Banderillas — Pfeile mit Widerhaken — an den Hals. Einem von ihnen mißglückt der Wurf; er läßt die Banderillas fallen: Zischen und Hohngelächter begleiten sein Mißgeschick. Zwei Banderillas sitzen kunstgerecht im Halse. Wüthend stürzt das Thier auf seine Peiniger; Einer ist gezwungen, sich über die Barrière zu retten. Der Stier stürzt wie toll in der Arena umher, sucht vergebens nach einem Zufluchtsort, und setzt endlich mit einem gewaltigen Sprunge über die Barrière. Aber der kühne Sprung hilft ihm nichts. Auf den Stiergefechtsplätzen ist für Alles gesorgt, damit der Stier dem Degen des Matadors nicht entgeht. Hinter der zweiten Wand, welche den Circus umgibt, sind eine ganze Reihe von „Chulos“ mit dicken Knütteln aufgestellt. Sie hauen sämmtlich auf den Rücken des Stiers los, während derselbe an der Wand vorüberschießt, und treiben ihn von Neuem in die Arena. Sein Erscheinen auf dem Kampfplatze wird mit einem nicht endenwollenden Geschrei: „Banderillas de fuego, de fuego“ — Feuerbanderillas — begrüßt. Der Stier ist matt; langsam trabt er um den Circus; er sucht sich einen Zufluchtsort. Er denkt ihn in der Nähe der Zwin-

gerthür zu finden. Vergebens. Die Prügel der Chulos, welche, jetzt im Gange der Barrière erscheinend, über die Bretterwand auf ihn loshauen, treiben ihn wieder in die Arena. Unwillkürlich flößt uns die ermüdete Erscheinung des schönen, edlen Thiers Mitleid ein. Bei einem Stiergefecht in Sevilla sah ich das arme Thier zweimal sich durch einen Sprung über die Barrière retten. Es wurde zum dritten Mal in den Circus getrieben. Das Publikum des „Tendido" kennt ebenso wenig Mitleid, wie das vornehme Publikum, wie die vornehmen Herren und Damen auf den Balcons. Von Neuem ertönt das Geschrei: „Banderillas de fuego" und wächst von Stunde zu Stunde. Feuerbanderillas! Das sind schreckliche Pfeile! Ein Stab mit gekrümmter Eisenspitze; der Stab ist mit bunten Bändern und bunten Papierschnitzeln umflattert, unter den bunten Bändern verbirgt sich eine Rackete. Drei Feuerbanderillas sind dem Stier bereits am Hals befestigt worden. Der Schmerz stachelt ihn von Neuem auf. Seine Bewegungen werden immer heftiger. Auf einmal kracht es in den Banderillas, einmal, zweimal, dreimal! Mit jedem Krach entfährt jedem Pfeil ein Blitz und nun rieseln aus den Racketen Feuerströme über Hals und Nacken des gequälten Stiers und dringen zwischen Haut und Fleisch in die Wunden, welche ihm die Eisenpfeile geschlagen haben. Blut und Feuerströme rieseln über seinen Rücken. Der Stier wird rasend vor Schmerz und Wuth. Er stürmt, wie toll, in Galoppsprüngen hin und wieder, er brüllt, die Töne sind herzzerreißend; der fürchterlichste Schmerz bringt diese Töne

hervor; schaumtriefend hebt er das Haupt gen Himmel, als riefe er die Gerechtigkeit des Himmels gegen die schändliche Barbarei der Menschen an. Doch tröste dich, armer Stier, deine Qual ist nun bald vorüber! Mit dem Tode ist aller Schmerz zu Ende und der Tod ist dir nahe!

Da tritt der Tod in den Circus. Eine Trompeten-fanfare kündigt sein Erscheinen an. Es ist der Matador. Ein kurzer Degen blitzt in seiner Hand. In der andern Hand hält er ein an einem Stäbchen befestigtes Stückchen Seidenzeug — die Muleta. Er geht gerade auf den Stier los. Die Trompeten schmettern zum zweiten Mal — toca à matar — „sie läuten die Todtenglocke des Stiers", wörtlich übersetzt, der Stier senkt die Hörner, um den ganz ruhig vor ihm stehenden Fechter in die Luft zu schleudern. Ein Schwung der Muleta, um ihn rechts abzuleiten, während der Matador eine Viertelswendung nach Links macht, um in demselben Moment, wo der Stier „sich demüthigt" ihm seinen Degen bis an das Heft zwischen die Hörner zu stoßen. Zwischen den Hörnern des Stiers befindet sich ein Punkt, wo die Rückenwirbelsäule zwischen den beiden Schulterblattspitzen durchgeht; „cruz" heißt dieser Punkt in der Tauromachie. Wenn der Matador das Cruz trifft und tief genug stößt, so geht der Degen gerade durch's Herz und der Stoß ist augenblicklich tödtlich. Heute hat der Matador gut getroffen. Der Stoß ist durch's Herz gegangen. Der Stier stürzt auf die Knie — er ist todt. Das war ein Meisterstoß! Der Matador zieht seinen Degen aus der Wunde

und hält ihn in die Höhe. Minutenlanges Beifallsklatschen und Vivarufen ist die Belohnung der kühnen und geschickten That. Mandelzweige, Blumen, Fächer, Mantillas fliegen von den Balcons und den Galerien in die Arena. Das rasende Beifallsklatschen und Vivarufen übertönt das Schmettern der Trompeten. Der dritte Akt ist zu Ende. Das Schauspiel ist aus, aber nur, um einem neuen Schauspiel Platz zu machen, bei dem sich alles wiederholt, was wir gesehen haben, wenn auch oft in anderer Form und in anderer Gestalt. Nur die schändlichen Pferdequälereien und Pferdepeinigungen bleiben immer dieselben, das Bauchaufreißen, die blutigen Eingeweide, die entsetzlichen Prügel! Oft ist der Matador auch nicht so geschickt, wie heute. Ich habe mehrmals Matadore zweimal, dreimal, viermal stoßen sehen, ohne daß der Stier fiel. Das Blut strömte dem armen Thiere über Hals und Kopf. Ein anderes Mal war die Lunge getroffen, statt des Herzens. Stromweis stürzte das Blut dem Stier aus dem Maule, ohne daß er zusammenbrach. Er schleppte sich an die Barrière. Von vorn war ihm nicht nahe zu kommen, da er immer noch auf den Füßen stand, wild um sich blickte und seine Angreifer bedrohte. Auch von hinten konnte der Cachetero ihn mit seinem kurzem, starken Dolch nicht erreichen. Da wurden ihm mit einem an eine Lanze befestigten Messer über die Bretterwand hinüber die Sehnen an den Hinterfüßen durchstoßen; endlich fiel er um und erhielt er den Genickstoß, indem der Fauststhläger über die Barrière kletterte.

Das langsame Sterben des mit Blut überströmten

Stieres, der noch im Todeskampfe sich aufzuraffen und aufzurichten versuchte, war ebenso schrecklich wie bemitleidenswerth. Nun, die Maulthiere erschienen mit ihren Federbüschen, mit ihrem Kopfschmuck, mit ihren vergoldeten Zäumen, um im Trabe die todten Pferde und die todten Stiere herauszuschleppen! Andere Picadores traben auf frischen Pferden in die Arena. Wir können den neuen Kampfstier hinter der Thüre des Zwingers brüllen hören. Mit Ungeduld erwartet das Publikum schon den Beginn des neuen Schauspiels. Noch vier Stiere sollen heute in der Arena erscheinen. Vielleicht werden heute auch zwanzig Pferde zu Tode gemartert. Verlassen wir die Arena! Ich bin nie im Stande gewesen, ein Stiergefecht zu Ende zu sehen, Ekel und Widerwillen mischten sich in mir mit dem Zorn. Es wäre mir ein wohlthuendes Gefühl gewesen, einen von diesen Stierfechtern, die aus solcher schändlichen Barbarei einen Lebensberuf machen, an die Hörner eines Stiers gespießt zu sehen. Sie sind freiwillig da — der Tod von den Hörnern des Toro wäre für sie die gerechte Strafe. Leider habe ich diese Freude in Spanien nicht gehabt. Ich sah nur Stiere und Pferde martern. Eines Tages traf ich nach dem Stiergefechte F e r n a n d o G a r r i d o, das bekannte republikanische Cortesmitglied, im Prado. Mein Herz war noch voll Widerwillen und Erbitterung über das eben gesehene Schauspiel, das ich nach der Tödtung des zweiten Stiers verlassen hatte. Ich sprach ihm meine Erbitterung in den stärksten Ausdrücken aus, und sagte ihm: „Die Stiergefechte sind eine Schande für Ihr Land. Will das

moderne Spanien ein Land der Freiheit, der Civilisation und der Menschenwürde sein, so muß es dies scheußliche Schauspiel abschaffen.“ — „Ich bin mit Ihnen vollkommen einverstanden“, erwiederte er mir, „auch ich erkläre die Stiergefechte für die Schande Spaniens. Sie gehören in die Zeit der Inquisition und des Despotismus, welche drei Jahrhunderte auf uns gelastet haben. Sie wissen aber wohl nicht, daß seit dreißig Jahren die Fortschrittspartei und die Republikaner für die Abschaffung dieser barbarischen Sitte agitirt haben. Es war der Despotismus, welcher sich uns widersetzte. Wenn Spanien eine Republik wird, so verspreche ich Ihnen im Namen der Republikaner, daß die Stiergefechte in Spanien abgeschafft werden sollen. Sagen Sie das in Deutschland!“

Fünftes Kapitel.

Das Schloß des Kalifen.

Wunderbare Contraste aus zwei Jahrtausenden. Römerthum, Maurenthum, Gothenthum. Christliche Dome, maurische Moscheen. Christliche Barbarei und Rohheit. Der Alcazar von Sevilla. Seine Bewohner durch Jahrhunderte. Die „plaza del Triumfo“. Die Façade des Palastes. Der Hof der Jungfrauen. Eduard Hildebrandt, der „Maler des Lichts“. Pracht und Schönheit maurischer Plafonds. „Gott allein ist der Sieger“. Der Thron des Kalifen. Die Schlafgemächer der Sultaninen. Die Wohnzimmer der Kalifen und der spanischen Könige. König Pedro der Grausame. Maria Padilla. Die Bilder dreier geköpfter Richter. Justiz König Pedro's. Der Henker. Der lebendig begrabene Pfaffe von St. Andreas. Der Saal der Gesandten und seine Schönheiten. Der Hof des Serails. Die Zimmer Maria Padillas. Die Königin Isabel die Katholische. Moderne Geschmacklosigkeit. Der Garten des Kalifenschlosses. Blumenbeete und Rosenpartbieen. Maurische Bewässerung. Die obere Gallerie. Maurische Pavillons.

In Spanien schauen sich oft auf demselben Platze zwei Jahrtausende an und bilden so die wunderbarsten und seltsamsten Contraste. Ueberall haben Römerthum, die maurische Periode und die dynastisch-katholische Herrschaft, welche der maurischen Zeit folgte, ihre Spuren in Gebäuden, Schlössern, Moscheen und Kathedralen zurückgelassen; am seltensten tritt uns das Gothenthum in

steinernen Erinnerungen entgegen. Besonders haben sich diese verschiedenen Perioden aus zwei Jahrtausenden in den andalusischen Städten ausgeprägt. Bei Spaziergängen durch die Straßen von Cordoba, Granada, Jaën, Sevilla, Jerez de la Frontera und Malaga fragt man sich oft unwillkührlich: Bin ich noch im südlichen Europa, oder befinde ich mich in einer Araberstadt des nördlichen Afrika; blickt mich Rom oder das Mittelalter an; hat hier der Halbmond oder das Kreuz geherrscht; wo sind die römischen Legionen geblieben, welche diese Mauern, Straßen und Vesten gebaut haben? Trümmer maurischer Alcazars erheben sich neben christlichen Domen und Kathedralen; oft sind die Altäre der letzteren auf den Resten arabischer Moscheen gebaut. Eine Römerbrücke aus der Kaiserzeit führt von einer maurischen Moschee, in deren Säulenwald eine christliche Kirche mitten hinein gebaut ist, zum Thore einer arabischen Veste. Nur die Breite des Stroms trennt zwei Jahrtausende. In derselben Straße stehen maurische Paläste, christliche Kapellen und moderne Landhäuser dicht neben einander; durch einen maurischen Thorbogen tritt man in das Gewölbe einer christlichen Kirche; der uralte Altar von Cedernholz aus dem Libanon ist von den Juden aufgerichtet, während Mauren, Juden und Christen nach einander von seinen Stufen ihre Götter angebetet haben. Auch im mittlern Spanien kreuzen sich vor unsern Augen alle diese verschiedenen Perioden. Toledo repräsentirt, wie Cordoba, zwei Jahrtausende. „Nostra Signora del Transito“ — heute eine christliche Kapelle, ist eine uralte, verlassene,

jüdische Synagoge. Nicht weit von der prächtigen Kathedrale erhebt sich das berühmte Sonnenthor der Mauren und einige hundert Schritte von dort hat Carl der Fünfte einen Palast gebaut, der auch schon wieder in Trümmer zerfällt. Im östlichen und nördlichen Spanien treten diese sonderbaren Contraste seltener auf. Das Krummschwert der Mauren hat nicht bis hierher gemäht; die römischen Legionen haben ihre Adler nicht in diese fernen Berge getragen. Auf das Gothenthum ist hier ohne Unterbrechung die Herrschaft der österreichischen Bourbonen und der christlichen Pfaffen gefolgt.

Die maurische Zeit hat ihre Spuren in einigen Palästen zurückgelassen, welche zu den Prächtigsten und Schönsten gehören, was die Architektonik überhaupt in der Welt hervorgebracht hat. Die christliche Barbarei hat in ihrer fanatischen Rohheit leider Vieles an diesen prächtigen, arabischen Bauwerken zerstört; wehmüthig stehen wir vor diesen Trümmern und fragen uns, ob die Rohheit des Türken oder des Pfaffen eine brutalere genannt werden muß? Einen der herrlichsten maurischen Paläste hat glücklicherweise auch diese Periode pfäffischer Zerstörungswuth überdauert; er gibt uns noch heute ein Bild der unsagbaren Pracht und des feinen Geschmacks, worin sich die maurische Architektonik ausgezeichnet hat. Es ist der Alcazar in S e v i l l a, der unter allen Alcazars in Spanien den ersten Rang einnimmt. Gold, Marmor und Edelsteine sind von den Mauren bei seinem Bau mit orientalischer Freigebigkeit verschwendet worden. Er stammt aus jener Zeit, wo Sevilla die Hauptstadt eines selbst=

ständigen, maurischen Königreichs unter Mohamed Abu-el-Kasem war und zu großem Reichthum und hoher Blüthe gelangte. Nach der Wiedereroberung Sevilla's durch die Christen im Jahre 1248, wo König Ferdinand der Dritte seinen köstlichen Einzug in Sevilla hielt, ist der Palast von verschiedenen spanischen Königen bewohnt worden. Seine köstlichen Räume bewohnte König Pedro der Grausame, Isabel die Katholische und Philipp der Fünfte nach einander. Die Königin Isabel war eine großherzige Fürstin, welche Aug und Gemüth für Kunst und Poesie hatte; trotz der Raubsucht ihres erlauchten Gemahls behielt der Alcazar seine Schätze und seine Pracht. Philipp der Fünfte wagte, als der Gründer einer neuen Dynastie, nicht die Schätze des Alcazar anzutasten. Selbst Carl der Fünfte, dessen rohe und barbarische Faust so manches herrliche Bauwerk aus der maurischen Zeit zerstörte, hat sich wunderbarer Weise gegen den Alcazar in Sevilla weniger versündigt. König Ferdinand der Siebente, der Vater Isabels, der letzten Königin von Spanien, „der elende Geselle und niederträchtige Bursche" Castelar's, war ein alter Bourbon; er konnte schon Alles wagen und hat sammt seiner Frau, der berüchtigten, spitzbübischen Christine, auch die Schätze des Alcazar geplündert. Das Gold und die Edelsteine sind während seiner Regierung und während der Regentschaft seiner Frau aus den Sälen des Alcazar verschwunden. Die Marmorsäulen, die wundervoll vergoldeten und im prächtigsten Farbenschmuck strahlenden Decken haben sie glücklicherweise nicht fortschleppen können; und so sehen wir das maurische Königsschloß, wenn auch

nicht mehr in seiner maurischen Pracht, so doch noch in seiner maurischen Schönheit. Die Regierung der Königin Isabel hat sich das Verdienst erworben, das Schloß wiederhergestellt zu haben.

Der Alcazar steht in Sevilla auch auf einem Platze, wo sich die verschiedenen Perioden eines Jahrtausends in steinernen Monumenten von herrlicher Gestalt und imposanter Majestät anschauen, wie vielleicht nirgends anderswo in Spanien. Da ist eine Kathedrale, welche ich für die schönste und imposanteste Kirche Spaniens halte, so hoch, daß, wie Theophile Gautier sagt, Notre Dame von Paris mit aufgerichtetem Kopfe in ihrem Gewölbe spazieren gehen könnte, ein Tempel von Riesen erbaut. Der Glockenthurm des christlichen Domes ist ein köstliches maurisches Bauwerk von wunderbarer Construction, im Jahre Tausend von einem arabischen Baumeister errichtet. Unter den Orangenbäumen des Vorhofes haben arabische Derwische und christliche Kanonikusse nacheinander die Mittagshitze verträumt; an seinen Marmorbrunnen haben sich die Muselmänner gewaschen, bevor sie in die heilige Moschee traten, auf deren Trümmern die christliche Kirche erbaut ist, und von der Marmorkanzel in der Ecke des Orangenhofes haben christliche Mönche gepredigt. Aus dem Orangenhofe betritt man die älteste, von Christoph Columbus gestiftete Bibliothek Spaniens; der Kathedrale gegenüber erhebt sich ein mächtiges Gebäude im Renaissancestyl von kalten, schweren Formen, ein Werk Herrera's, die Casa Lonja, Sevilla's Börse. Eine andere Seite des Platzes umgiebt eine alte, crenelirte Mauer, über deren

Zinnen die massigen, schwerfälligen Formen eines uralten arabischen Thurmes hervorragen. Die maurischen Arkaden, die gothischen Bogen und die geraden Linien des Renaissance-Styls wieder dicht nebeneinander! Man braucht nur wenige hundert Schritte von hier zu gehen und man steht vor zwei Thürmen aus der Römerzeit. Den einen dieser Thürme ziert eine Bildsäule des Herkules; den anderen die Statue Julius Cäsars. Jener soll Sevilla gegründet haben; dieser „beschützte“ es. Hinter der alten crenelirten Mauer erhebt sich das arabische Königsschloß, welches wir jetzt besuchen wollen, ein verkörpertes Traumbild aus „Tausend und Eine Nacht“, und seine Gärten, welche sich bis zum Ufer des Guadalquivir ausdehnen, gleichen den Gärten, in denen Aladdin die Wunderlampe fand. Treten wir ein, wandern wir eine Stunde in dieser maurischen Märchenpracht umher. Kein maurischer Palast in Afrika kann sich mit dem Alcazar von Sevilla an Pracht und Schönheit messen. Wir lernen die Alhambra erst verstehen, wenn wir den Alcazar von Sevilla gesehen haben, weil wir mit Hilfe der Phantasie wieder herzustellen im Stande sind, was der Zahn der Zeit und die Rohheit der Menschen dort verwüstet haben.

Wenn die hohe crenelirte arabische Mauer, welche die Südwestseite der plaza del Triumfo abschließt, hinter uns liegt, und wir noch einige fünfzig Schritte an verschiedenen, neueren Baulichkeiten vorüber vorwärts gegangen sind, so kommen wir auf einen nicht großen, von Gebäuden umgebenen, gut gehaltenen Platz. Vor uns erhebt sich die Façade des Maurenschlosses, in der reichsten

Weise im arabischen Geschmacke decorirt. Vergoldung, Farbenpracht, feine Ciselirarbeit vereinigen sich in dieser Decoration zu einer wunderbaren Harmonie. Die Façade ist des Innern des Schlosses würdig. Im Anblick derselben können wir glauben, vor einem „Märchenpalast der Sultanin Scheherazade" zu stehen, wenn sie auch nicht aus der Araberzeit stammt. König Pedro der Grausame, der nach der Eroberung Sevilla's zuerst das Schloß bewohnte, hat sie in arabischer Manier und von einem maurischen Baumeister herstellen lassen. Farben und Vergoldung sind so frisch, als wenn die Restaurirung gestern stattgefunden hätte. Noch vor wenigen Jahren umgab ein stark vergoldetes Gitter mit spanischen Wappen geschmückt, um einige Fuß vorspringend, das Hauptportal. Leider fehlt das vergoldete Gitter heute; wo es geblieben ist, wußte der Castellan nicht, der mich im Innern des Zauberschlosses mehremals Stunden lang umherführte. Solche Dinge sind nur in Spanien möglich. Vielleicht hat es ein früherer Verwalter abbrechen lassen, um es anderweitig zu verkaufen. Treten wir durch eine kleine Thür neben der großen Pforte ein. Von Peter dem Grausamen, der den Palast restaurirte und bewohnte, werde ich in seinen Prunkzimmern erzählen.

Die kleine Thür führt uns in einen hohen, saalartigen Gang. Die Wände sind mit weißem Stuck bedeckt, in ihrer untern Hälfte mit sogenannten maurischen Azulejos, bunten Fayenceplatten, bekleidet, wie wir sie in allen arabischen Häusern und Palästen sowohl in Europa wie in Afrika als Wandbekleidung finden. Die Decke ist von

einem dunkeln Holz. Wir befinden uns nun in einem Vorgemach. Noch einige dreißig Schritte nach links in diesem Vorgemach und wir stehen plötzlich im schönsten Hofe des Palastes, im „patio de las Doncellas“ — im Hofe der Jungfrauen. Nur der Pinsel des Malers, nicht die Feder des Schriftstellers ist im Stande, die Schönheit dieses Hofes wieder zu geben. Er bildet ein langes Viereck mit Säulengängen auf allen vier Seiten. Die maurischen Bogen derselben werden von zweiundfünfzig wunderbar schönen Säulen getragen. Wohin das Auge blickt, weißer Marmor! Die Bogengänge, welche sich in zwei Stufen über dem Boden erheben, von weißem Marmor; die schlanken Säulen mit nach arabischer Sitte in ihrem Detail wechselnden Kapitälen von weißem Marmor; der Boden mit weißen Marmorplatten bedeckt. Das Auge ist ganz geblendet von dieser Marmorpracht. In der Mitte ein weißer Marmorbrunnen, aus dem ein silberner, starker Wasserstrahl in die Höhe steigt, mit melodischem Rauschen in Millionen von Strahlen und Tropfen in das weite Becken niederfallend. Zwischen den schlanken Säulen stehen in weißen Marmorkübeln Orangenbäume, in deren grünem Laube goldgelbe Früchte schimmern. Nach oben ist der Hof der Jungfrauen, wie alle arabischen Höfe, offen. Welche Decke wäre auch eines solchen Hofes würdig, als das tiefblaue Himmelszelt des Orients mit seinen strahlenden Sternen? Nur unser Eduard Hildebrandt, der leider so früh gestorbene „Maler des Lichts“, war im Stande, diesen Himmel, dieses Licht und diese Sterne mit seinen Farben auf der Leinwand wiederzugeben; kein An=

derer. Die inneren Wände des Säulenganges, so wie sein Plafond strahlen in reichster Farbenpracht und Vergoldung. Diese aus Holz gearbeiteten maurischen Plafonds sind bis jetzt nicht nachgeahmt worden. Wenigstens ist bei den Imitationen die Copie nie so ausgefallen, wie das Original. In einigen Räumen des Alcazars in Sevilla sind die Plafonds restaurirt. Die restaurirten Plafonds sind bei nur einigermaßen aufmerksamer Betrachtung indeß sofort von den echten Plafonds zu unterscheiden. So ist es auch mit den Farben und mit der Vergoldung. Aber die Plafonds im Hofe der Jungfrauen sind echt. Farben und Vergoldung haben sich wunderbar erhalten. Der untere Theil der Wände der Säulengänge ist wieder mit Azulejos, in deren Muster sich Arabeskenformen aller Art, Koransprüche und arabische Devisen in einander verschlingen, bekleidet. Auch hier begegnen wir überall der Devise: „Gott allein ist der Sieger“. Es war der Wahlspruch Aben-Hamars, den er seinen Streitern entgegenrief, wenn sie ihn „Ghalib“ — Sieger — nannten. Ein Doppelthor mit reicher Holzschnitzerei, goldenen Sonnen auf rothem und blauem Grunde, führt aus dem Hofe der Jungfrauen in den „Saal der Gesandten“. Der Pforte gegenüber befindet sich in der Wand des Säulenganges eine in reichster Vergoldung und Farbenpracht strahlende Nische. In dieser Nische stand, eine Stufe über dem Niveau des Säulenganges erhöht, der Thron des Khalifen. Sevilla war bekanntlich Jahrhunderte lang die Hauptstadt eines selbstständigen maurischen Königreichs unter Mohamed Abu-el-

Kasem, welches mit dem Khalifat in Cordoba rivalisirte. Auf der dritten Seite des Hofes der Jungfrauen führen unter dem Säulengange zwei offene Logen in zwei nur durch das aus dem Hofe einfallende Tageslicht erhellte Räume, welche wahrscheinlich in der arabischen Zeit als Schlafgemächer den Sultaninnen dienten. Auf einer ungefähr einen Fuß über dem Boden erhöhten Stufe stand das Lager, zu dessen Schmuck Afrika und Asien ihre Stoffe lieferten. Aus dem Säulengange, wo der Thron stand, führt eine offene Pforte, dem Eingange in den Hof der Jungfrauen gerade gegenüber, in eine Reihe von Gemächern, welche die Südostseite des Hofes einnehmen. Sie sind sämmtlich hoch, groß und luftig. Die Bekleidung der Wände besteht in ihrer unteren Hälfte wieder aus Azulejos, in ihrer obern aus weißem Stuck. Hier, wie im Hofe der Jungfrauen ist diese weiße Stuckbekleidung von einer wundervollen Arbeit. In ihrer Farbe mattweißem Marmor täuschend ähnlich, gleicht sie in der Entfernung einiger Schritte einem Spitzengewebe von Silberfiligran. Die aus dunkelbraunem Holz in Gestalt vieler, polygonischer Abschnitte, Sterne, Achtecke und Sechsecke gearbeiteten Decken strahlten in reicher Vergoldung auf rothem und blauem Grunde. Die Aussicht aus den Gemächern geht auf die Feengärten des Schlosses. Hier haben sie sämmtlich nach einander gewohnt, die spanischen Könige von Pedro dem Grausamen bis auf Ferdinand den Siebenten, Carl der Fünfte, der ganz mit denselben Kniffen, wie seine Nachfolger auf Habsburgischem Throne, durch Aufeinanderhetzen der verschiedenen spanischen Stämme die

großen municipalen Freiheiten und freien Verfassungen der Castilianer, Catalonier und Aragonier brach, Philipp der Fünfte, der Gründer der spanisch-bourbonischen Dynastie, welche jetzt mit der Königin Isabella ihr Ende erreicht hat, und Marie Christine, welche in Sevilla's schöne Männer und „reiche Souvenirs" verliebt war. Auch der Herzog von Monpensier nebst seiner Frau, Isabels bigotten Schwester, haben, bevor sie den Palast Telmo kauften, hier einige Jahre zugebracht. Ihre Tochter, welche mit dem Grafen von Paris, dem Enkel des „sogenannten Bürgerkönigs" vermählt ist, ist hier zur Welt gekommen. Der dynastische Dünkel Montpensiers hielt es für nöthig, dies wichtige Ereigniß in einer vergoldeten Wandinschrift der Nachwelt aufzubewahren. Die spanische Septemberrevolution ist, indem sie die Inschrift zerstörte, darüber zur Tagesordnung übergegangen. Auch in das Zimmer König Pedro des Grausamen brachte mich der Castelan. Eine enge dunkle Treppe führt aus demselben in das nach dem Vorplatz des Palastes, wo sich die große Eingangspforte befindet, belegene Zimmer seiner Geliebten, der schönen und unglücklichen Maria de Padilla, welche er schließlich in einer eifersüchtigen Anwandlung ermordete. An der Decke des Vorzimmers sind die Portraits dreier Richter zu sehen, denen er, wegen einiger Unterschlagungen ohne Weiteres die Köpfe herunterschlagen ließ. Die ganze Regierung dieses, wenn auch in seinen Motiven manchmal gerechten, blutbefleckten Despoten ist voll von solchen Justizacten, welche er ganz ohne Weiteres auf der Stelle vornehmen ließ und die ihm neben seinem

Beinamen „der Grausame“ auch den Titel „der Richter“ in der spanischen Geschichte verschafft haben. Vor der Kirchenthüre von St. Andreas, in einem der ärmsten Stadtviertel der spanischen Hauptstadt, begann er mit einer von diesen summarischen, immer mit der Anwendung der Todesstrafe endigenden Gerichtsverhandlungen seine Regierung, welche noch heute in Madrid im Gedächtniß des Volkes ist. Ich erzähle sie nach dem Berichte des spanischen Schriftstellers Manuel de Cuendias. Als der König eines Tages nach seiner Gewohnheit sich in einer Sänfte spazieren tragen ließ, sah er an der Pfarrkirche von St. Andreas eine mit dem Grabtuch bedeckte Bahre, darauf der Sarg und auf dem Sarge einen silbernen Teller mit ein paar Realen und einigen Maravedis. Ein starker Leichengeruch beleidigte des Königs Nase.

„Was ist das?“ fragte der König, und ließ die Sänfte halten.

„Herr“, entgegnete Einer der Granden, die ihn begleiteten, „es wird wohl ein armer Teufel sein, der nicht genug hinterlassen hat, um sein Begräbniß zu bezahlen, und so wird man ihn hingesetzt haben, um die christliche Mildthätigkeit der Vorübergehenden anzusprechen, die auch gewiß für sein Grab sorgen wird.“

„Also“, entgegnete der König, „wenn die Vorübergehenden nicht sehr mildthätig sind, wird der Leib des armen Sünders weiß Gott wie lange, hier ausgestellt bleiben?“

„So lange bis zweiunddreißig Realen beisammen sind“, erwiederte der Grande, „das ist der Brauch.“

„Der Brauch“, rief der König, „man hole den Pfarrer.“ Und der Pfarrer von St. Andreas näherte sich bald ehrerbietig der königlichen Sänfte.

„Wie viel kostet ein Begräbniß?“ fragte der König.

„Herr“, antwortete der Pfarrer, „das hängt von Umständen ab. Die Armen zahlen nur drei Dukaten. Wer nur etwas wohlhabend ist, kann sich für vier Dublonen ganz anständig begraben lassen und dabei sind die Todtenlieder und eine Anzahl Messen für das Heil der armen Seele noch mit inbegriffen. Ein Begräbniß erster Sorte — nun, das ist nach Belieben.“

„Aber wie viel kann man sich ein schönes Begräbniß kosten lassen?“ fragte Pedro der Grausame mit kalter Ironie.

„Herr“, entgegnete der Pfarrer mit einem Gemisch von Demuth und Wohlbehagen, „die reichste Bestattung, die unter meiner Verwaltung vorgekommen, kostete fünfhundert goldene Dublonen nebst 500,000 Realen für Seelenmessen auf drei Jahre.“

Der König hörte schon nicht mehr auf die letzen Worte, sondern ließ den Todtengräber kommen, ihm drei Dukaten einhändigen und an Ort und Stelle den Todten begraben; dann sagte er: „Nicht wahr, mein Vater, es ist ein gutes Werk, die Todten zu begraben?“

„Majestät, es ist sehr verdienstlich in den Augen des Allerhöchsten.“

„So mache noch ein Grab, und beerdige diesen würdigen Priester“, sagte Don Pedro zum Todtengräber. Dieser blieb wie versteinert stehn.

„Hast Du nicht gehört, was ich befohlen habe?“ sagte der König.

Der Priester sank auf seine Kniee, und flehte um Erbarmen.

„Ich will nicht, daß Dein Leichnam eines Tages Gefahr laufen könnte, unbeerdigt zu bleiben, deßhalb will ich Dich gleich hier eingraben lassen.“

„Erbarmen, Herr! Erbarmen mit meiner armen Seele, ich bin ein elender Sünder und wage es nicht, vor Gottes Antlitz zu erscheinen, ehe mein Gewissen in Frieden ist, Herr, tödtet meinen Leib, wenn Ihr wollt; aber was wird aus meiner armen Seele werden, wenn ich heute sterbe?“

„Ich weiß, daß Du ein verhärteter Sünder bist. Ließest Du sonst wohl vor der Kirchenthüre einen Todten liegen, bis er in Fäulniß übergeht, wegen einiger Maravedi's? Ich weiß auch, daß Du ein schlechter Priester bist und trotz Deiner großen Einkünfte Deine Pflichten nicht erfüllst. Deßhalb will ich an Dir ein Exempel statuiren. Bereite Dich zum Tode!“

Der Priester knieete nieder und betete. Die Umstehenden athmeten kaum. Der Todtengräber grub das Grab. Der Henker, welcher Pedro den Grausamen auf jedem Schritt und Tritt begleitete, ergriff sodann den Pfarrer von St. Andreas und stürzte ihn in die Grube. Der Todtengräber warf die Erde darauf. Dann wandte sich der König zu einem seiner Begleiter und sagte:

„Erinnert mich, daß ich morgen fünfhundert Dublonen dem neuen Pfarrer von St. Andreas schicken muß,

damit er seinem Vorgänger ein kostbares Todtenamt halte und zahlreiche Messen lese für die arme Seele des Hingeschiedenen."

Der König gab ein Zeichen und die Richter entfernten sich. Kein Geschichtsbuch, keine Chronik erzählt diese Begebenheit; aber die Kinder in Madrid wissen sie auswendig.

„Der Saal der Gesandten" — La Sala de Embajadores — ist der prächtigste bedeckte Raum des Maurenschlosses. Sein Haupteingang ist, wie ich schon erwähnte, in der Säulengallerie des Hofes der Jungfrauen. Ein Bogenthor führt in die Säle, welche wir so eben durchwanderten; ihm gegenüber betreten wir durch einen von schlanken Marmorsäulen getragenen Bogen den Hof des Serails. Der Castellan erzählte mir, als er mich in den Saal der Gesandten führte, daß der Sohn des Kaisers von Marocco bei seinem Besuche in Spanien lange staunend und stumm in der Betrachtung der in diesem Saale herrschenden, von seinen Vorfahren geschaffenen Pracht gestanden habe. Und in der That, kein Saal in der Alhambra, in dem berühmten maurischen Königsschlosse bei Granada, kann sich an Pracht und Geschmack mit der Sala de Embajadores im Alcazar zu Sevilla messen! Er hat ganz seine ehemalige Gestalt, sowie seine ehemalige Decoration behalten; nur sind Farben und Vergoldung neu aufgefrischt, so daß es aussieht, als wäre der prächtige Raum erst gestern vollendet worden. Die expansiveste Phantasie, der raffinirteste Luxus und der durchgebildetste Geschmack der Architectonik der Mauren

vereinigen sich hier in einem wunderbaren harmonischen Bilde. Leichte Säulen von weißem Marmor, welche ohne Piedestal, wie junge Palmenstämme, aus dem weißen Marmorboden emporwachsen, tragen auf reich vergoldeten Capitälen vier maurische Bogen und bilden so im Innern des Saales ein nach vier Seiten offenes Viereck. Ueber diesen Bogen erhebt sich eine von vier und vierzig Säulen gebildete Gallerie, aus der vier ganz vergoldete Balcons um einige Fuß hervortreten. Ueber der Gallerie befinden sich die Fenster, welche ein gedämpftes Licht zur Erleuchtung des Saales einlassen und oberhalb der Fenster beginnt nun die wunderbare Kuppel sich in tropfsteinähnlichen Gebilden aufzubauen. Eine ähnliche Kuppel giebt es außer der Kuppel im Saale der Abenceragen in der Alhambra in der Welt nicht mehr. Staunend blickte ich aufwärts und konnte mir einbilden, daß in der Wölbung dieser Kuppel das Gesetz der Schwere aufgehoben sei. Die Kuppel besteht aus dunkelbraunem Sandelholz mit vertieften Goldblättern. Die Wände sind mit weißem Stuck i nden reichsten Arabeskenformen bedeckt, deren Vertiefungen dunkelblau und tief roth gemalt sind. Ueber diese Arabesken legt sich ringsum ein Netz von vergoldeten Maschen, durch dessen goldenes Gewebe das Purpur und Blau überall durchschimmert. Das Doppelthor, welches in den Hof der Jungfrauen führt, ist auf der innern Seite in ganz ähnlicher Weise decorirt, wie auf der Außenseite, goldene Sonnen und Sterne auf roth und azurnem Grunde. Hier, sagte mir der Castellan, stand der prachtvolle Thron, wo der maurische König die hundert

Jungfrauen vor sich vorbeigehen ließ, welche dem Mauregat Leon als Tribut auferlegt waren. Alle großen Feste wurden zur Zeit des Glanzes des maurischen Königreichs Sevilla in diesem Saale gefeiert.

Von den Balkonen der oberen Gallerien schauten die maurischen Damen auf das Festgepränge, ohne selbst auch ohne Schleier erkannt zu werden. Leider muß auch hier die Eitelkeit der spanischen Könige störend in die wundervolle Harmonie treten, welche die Schönheit und der Luxus maurischer Architektonik im Saal der Gesandten geschaffen haben. Ueber der Gallerie erblicken wir die Porträts einer langen Reihe von spanisch-bourbonischen Dynasten, mit denen der Pinsel des Malers diese schönen Wände wahrscheinlich auf Befehl der Königin Isabel verunziert hat. Wie bei der Restaurirung der Alhambra hat man die Geschmacklosigkeit auch hier so weit getrieben, die dünkelhafte Devise des ebenso eitlen wie erbärmlichen Königs Carl's des Zweiten — in Deutschland Kaiser Carl der Fünfte — „plus ultra“ mit dem Wahlspruch der tapfern Maurenfürsten: „Gott allein ist der Sieger“ zu verschlingen.

Gehen wir nun aus dem prachtvollen Saale der Gesandten in den anstoßenden Hof des Serails — patio de las Munnecas — um unser Auge wieder an der geschmackvollen Schönheit maurischer Architektonik zu erfreuen. Alles ist hier von weißem Marmor und von weißem Stuck. Das Weiß bildet einen wunderbaren Contrast mit der Farbenpracht des Saales, den wir soeben verlassen haben. Man weiß nicht, was man an diesen

Sälen und Wänden mehr bewundern soll, die Eleganz der Form oder den Reichthum des Details der Verzierungen? Der Stuck der Wände gleicht wieder dem Spitzengewebe in seiner Zartheit; die Säulen und Bogen sind von so feiner, durchbrochener Arbeit, daß man kaum begreift, wie sie Jahrhunderte haben überdauern können, ohne daß auch nur der geringste Zierrath vom Zahn der Zeit zerstört worden ist. Die Räume des Alcazar im oberen Stock, welche nach dem Vorplatze hinausliegen, besuchen wir nicht. Sie gehören nicht mehr der arabischen Epoche an, sondern sind von Pedro dem Grausamen erbaut und unter der Regierung der Königin Isabel in moderner, wenn auch nicht unschöner Weise restaurirt. Auch eine vom König Ferdinand dem Katholischen und seiner Gemahlin im gothischen Geschmack errichtete Capelle finden wir noch dort; aus derselben gelangt man, nach Durchschreitung mehrerer Zimmer, in das Wohnzimmer der schönen Maria de Padilla, aus dessen Fenster man einen schönen Blick auf die christliche Kathedrale und die maurische Giralda hat. Gehen wir lieber in die Gärten, welche sich hinter dem Schlosse bis zu dem Ufer des Guadalquivir ausdehnen.

Dort umweht uns wieder der Zauber aus Tausend und Einer Nacht. Die Gärten sind weit räumlicher und auch schöner, als die weltberühmten Gärten der Alhambra, oder eigentlich der Generalife, „des Hauses der Feste“. Sie sind schwer zu beschreiben; denn sie gleichen keiner europäischen Gartenanlage. Ihr Reiz liegt in der Harmonie von höchst geschmackvoller Architektonik und tropischer

Vegetation, wie Arthur Stahl sagt; vergoldete Gitter und weiße Mauern theilen die Gärten in kleinere Räume; die Blumenbeete und Rasenpartien liegen, wie in den Gärten „des Hauses der Feste“, einige Zoll tiefer, als die mit bunter Mosaik gepflasterten Gänge, neben denen aus Azulejos bestehende Rinnen den Pflanzen und Gewächsen immerfort Wasser zuführen, wodurch es möglich wird, hier alle Gewächse der Tropen in üppigster Vegetation zu ziehen. Da duften die Blüthen der Magnolia und der indischen Nelken neben Rosen und Heliotrop; aus dunklem Grün schimmern goldgelbe Orangen und heller gefärbte Citronen; Palmen ragen über dichten, rococoartig beschnittenen Lorbeerwänden und Laubhecken hervor; Asien, Afrika und Europa vereinigen ihre Schätze von Bäumen und Blumen, um diesen Zaubergarten zu schmücken. Und überall erheben sich aus dem Grün und aus dem farbigen Blumenschmuck die weißen Kuppeln und Spitzen zierlicher Pavillons und kleine Thürmchen mit vergoldeten Halbmonden, während ein bedeckter Säulengang auf der oberen Gallerie, der wahrscheinlich bei Regenwetter als Spaziergang diente, sich an das Schloß anlehnend, einen Abschluß für das Auge bildet. Die obere Gallerie ist im reichen maurischen Geschmack mit vergoldeten Halbmonden, Thürmchen und Kuppeln geschmückt; die Farbe der Wanddecoration, in der Nischen mit flachen Stellen wechseln, ist ein mattes Roth. Man hat neuerdings den schönen Gedanken gehabt, diese Nischen mit weißen Statuen zu schmücken, ein Schmuck, der nur dazu dienen kann, die Harmonie in der Farbenpracht dieses Säulenganges noch

mehr hervorzuheben. Und damit uns der Zorn über Carl den Fünften selbst in diesem arabischen Wundergarten nicht verlassen darf, so haftet das Auge auch hier unwillkürlich unter den schlanken Thürmchen und Pavillons widerwillig auf einem schwerfälligen, geschmacklos decorirten Thurm. Wer könnte ihn anders hierher gesetzt haben, als der Vater Philipp des Zweiten?

Sechstes Kapitel.

Eilwagen und Eilwagenfahrten.

Gestalt einer spanischen „Diligença". Berlina, Coupé und Interieur. „Majoral" und „Zagal". Abfahrt aus Malaga. Eisenbahnartige Geschwindigkeit. Erziehung und Behandlung der Maulthiere. Eile mit Vorsicht. Abstammung der spanischen Maulthiere. Die „Sierra". Unermeßlicher Lärm. „Anda, anda, anda"! Antonio, Bella, Graciella. Einsamkeit und Hunger. Die „guardia civica". Contouren der Sierra. Spanische Gastfreundschaft auf dem Gipfel der Sierra. Schnee, Donner und Blitz. Loja. „So reist man in Spanien". Ankunft in Granada. „Du feu à la cheminée".

Es war sechs Uhr Morgens. Der täglich nach Loja fahrende Eilwagen stand auf der Alameda von Malaga vor dem Bureau der Gesellschaft, welche die Verbindung Malaga's mit Granada vermittelt, zur Abfahrt bereit. Ich sollte das Vergnügen, in einer spanischen „Diligença" zu fahren, auf welches man gern, wenn es irgend möglich ist, zum zweiten Male verzichtet, zum ersten Male während meiner spanischen Reise genießen. Die Erinnerungen an alle Eilwagenfahrten, welche ich schon in Europa und im französischen Afrika gemacht habe, lassen die Erinnerungen an spanische Eilwagenfahrten weit hinter sich, sogar die Erinnerungen an Fahrten ähnlicher Art in der

wilden Wallachei. Neugierig stand mein Reisegefährte, Baron v. B. und ich vor dem Bureau und betrachteten den Marterkasten, der uns Beide von sechs Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends aufnehmen sollte. Eine solche spanische „Diligença" übertrifft alle deutsche Eilwagen der antideluvianischen Zeit vor den Eisenbahnen an Unbequemlichkeit und schlechter Einrichtung. Gewöhnlich besteht sie aus einem vordern Coupé „la berlina", über welchem sich zuweilen noch ein niedriges, mit einer Lederbedachung versehenes Coupé erhebt, und aus einem sogenannten „Interieur", wie man in Frankreich sagt, dem hinteren Theil des Wagens, in den man nicht von der Seite, sondern von hinten, wie bei unseren Omnibus, einsteigt. Die Sitze in der „Berlina" sind die besten, natürlich auch die theuersten in der spanischen Diligença, trotz alledem aber so eng, daß die drei Reisenden, welche in derselben neben einander sitzen, von sehr unbedeutendem Körperumfang sein müssen, um Platz zu finden. Im Interieur sitzt man eben so eng und, wie bei unseren Omnibus, auf Seitenbänken einander gegenüber. Außerdem sind noch Sitze auf dem Dach angebracht. Der Conducteur „majoral" befindet sich entweder in dem oberen Coupé oder auf einem Bocke vor der Berlina. Zuweilen führt er selbst die hinteren Gespanne, und hat dann eine sehr lange Peitsche in der Hand, so lang, daß er damit sämmtliche in denselben befindliche Maulthiere erreichen kann; zuweilen hat er zu diesem Zwecke auch noch einen besonderen Postillon, mit einer kürzeren Peitsche, neben sich. Auf dem allervordersten Gespanne reitet der „zagal"

mit Horn und Peitsche, der thätigste und beweglichste unter den Maulthierlenkern der Diligença. Zagal und Majoral bleiben dieselben während der ganzen Fahrt; Maulthiere und Postillon wechseln von drei zu drei Stunden. Für den Zagal ist die Fahrt am anstrengendsten und ermüdendsten; er bleibt zuweilen zwanzig Stunden im Sattel. Es ist gewöhnlich ein junger Bursche von sechszehn bis zwanzig Jahren. In Andalusien trägt er eine bunte, mit vielen blanken Knöpfen besetzte Jacke, eine hochrothe Schärpe um den Leib und einen wehenden, gelben Shawl um den Hals. Nimmt man dazu halblanges, dunkellockiges Haar, dunkle Augen und einen halb orientalischen Gesichtsausdruck, so wird man gestehen, daß der Zagal eine sehr einnehmende Gestalt unter dem Personal der spanischen Diligença ist. Die Diligença, in der wir nach Loja geführt werden sollten, entbehrte leider der comfortabelsten Einrichtung anderer spanischer Eilwagen. Sie hatte keine Berlina. An die Stelle derselben trat das sonst über der Berlina befindliche Coupé mit dem Lederdach und mit Ledervorhängen. Majoral und Postillon befanden sich auf einem vor dem Coupé angebrachten Bocke. Sechszehn Maulthiere, je zwei neben einander gespannt, setzten dies Gebäude in Bewegung. Die Straße von Malaga nach Loja ist sehr schlecht und führt über einen Theil der Sierra Nevada. Außerdem hatte es mehrere Tage hindurch stark geregnet.

Der Majoral erinnerte, daß es Zeit sei, einzusteigen. Es hatte gerade Sechs geschlagen. Auf einer Leiter kletterten der Baron und ich in das Coupé. In den hin-

teren Theil des Wagens stiegen zehn unbekannte Männer. Wie sie dort Platz finden sollten und konnten, blieb mir ein Räthsel. Ich sah nur, daß die Thüre von der Hand des Majorals mit einer Anwendung von Gewalt geschlossen wurde. Dann erkletterten Majoral und Postillon ihren hohen Bock; der Zagal schwang sich in den Sattel; auf einen Ruf des Majorals setzten sich mit einer einzigen Bewegung sämmtliche Mäuler in Galopp, und der Wagen brauste unter ihrem Schellengeklingel, einigen Hornstößen des Zagals und dem Geschrei des Postillons die Alameda entlang. So gings durch die Straßen von Malaga, durch die weitläufig gebauten Vorstädte, durch die blühende und reiche „Vega". Langsam stieg die Straße hinan. Die Mäuler blieben in fortwährendem Galopp, der dann und wann mit gestrecktem Trab abwechselte. Die Eilwagen bewegen sich in Spanien oft mit eisenbahnartiger Geschwindigkeit, und übertreffen sogar die wallachische „Carouzza", welche, von zwanzig und mehr Pferden gezogen, wie der Sturmwind über die endlosen Ebenen des südöstlichen Europa fliegt. Man hüte sich ja, bei den spanischen Maulthieren an die traurigen Esel des Nordens zu denken. Sie haben die Größe und die Gestalt der Pferde; nur die kurzen Schwänze und die langen Ohren erinnern an das Geschlecht Langohrs; sonst haben sie mit unseren nordischen Eseln nichts gemein. Die Spanier leiten deßhalb auch ihre Abstammung von Bileams Stute her, und stehen mit ihnen im herzlichsten Einverständniß. Wenn ein spanischer Schriftsteller sagt: „Die Kinder des Südens haben alle etwas von der Naturweisheit des Königs Sa=

lomo behalten, der bekanntlich die Sprache der Vögel und Vierfüßler verstand," so hat er darin ganz recht. Die Beredsamkeit des Majorals wirkt Wunder, wie die des italienischen Vetturino. Jedes Wort ihres Herrn fangen sie auf und beantworten es. Sie spitzen und senken die Ohren, je nachdem sie Lob oder Tadel erhalten. Aber der Majoral, der gewöhnlich selbst Besitzer des Wagens und des Gespannes ist, läßt sich auch die Erziehung seiner Thiere angelegen sein und beschränkt seine Methode nicht auf leere Worte. Jedes Maulthier erhält seinen Namen, und dieser Name wird ihm hundertmal in die Ohren geschrieen, wenn es zum ersten Mal angespannt wird, so daß es ihn niemals wieder vergißt. Alle Abend wird ein gerechtes Exempel statuirt und Gericht gehalten, bei dem der Majoral die Guten von den Bösen sondert. Die Böcke, die Bösen, müssen verachtet zur Linken sitzen — der Majoral würdigt sie bei der Ankunft in der „meson" — im Wirthshause — keines Wortes, uud überläßt sie einem Miethlinge, dem Knecht des Hauses, der sie theilnahmlos in eine Ecke des Stalles führt, ihnen Stroh oder Gerste mürrisch in die Krippe streut und sie an der gemeinsamen Steinkufe beim Brunnen zugleich mit den Lasteseln des Arriero tränkt. Aber zu denen, die am Tage artig und willig waren, begibt sich der Majoral in höchsteigener Person in den Stall, um sie zu liebkosen; sie fressen ausgesuchte Gerste und in Wein getunkte Brodkrumen aus seiner flachen Hand; sie trinken aus saubern Eimern; buntfarbige Bänder werden ihnen an die Mähnen und an die Schwänze geknüpft und ungeheure Schellen

werden ihnen um den Hals gehängt, deren Geklingel man halbe Stunden weit hört. Scheinen sie nach der Arbeit des Tages hart angegriffen, so befeuchtet man ihre Nüstern mit Wein, und der Majoral giebt ihnen Patschhändchen auf Hals und Stirn. Dafür sind sie auch voll Eifer und Vorsicht. Im Nu galoppiren sie mit dem schweren Wagen, mit Gepäck und Passagieren die steilen Höhen hinan, wenn der Majoral zu eilen geruht, und gleich darauf schleichen sie wieder mit der größten Vorsicht am Rande steiler Abgründe hin. Sie verbinden die Eile mit der Weile. Ehe sie den Hinterfuß erheben, hat der Vorderfuß schon das Erdreich befühlt, auf dem sie sich weiter vorwärts bewegen wollen.

Wir befanden uns in unserm hochgelegenen Coupé während dieser Sturmfahrt gerade in keiner angenehmen Lage. In der Tiefe war das Coupé zu kurz, um unsere langen Beine mit Bequemlichkeit grade ausstrecken zu können; in der Höhe war es zu niedrig, um nicht jeden Moment mit dem Hut an die Lederdecke zu stoßen. Glücklicherweise war ein dritter Reisender nicht vorhanden, so daß wir in der Breite ziemlich bequem saßen; wie aber drei Reisende auch von unbedeutendem Körperumfang auf der harten, schmalen Lederbank Platz finden sollten, ist mir ein Räthsel geblieben. Von einer Polsterung der Rückenwand war natürlich gar keine Rede. Eine Lederdecke, welche an beiden Seiten nicht festgeknöpft werden konnte, mußte als Schutz gegen Regen und Wind, für Unterleib und Beine dienen; der obere Theil des Coupé's konnte durch zwei, sich in der Mitte nicht treffende Leder=

vorhänge geschlossen werden, welche selbstverständlich ohne Fensteröffnung waren. Seit einigen Tagen — wir befanden uns noch im Monat März — war in der „bella Andalusia“ nordisches Winterwetter eingezogen, Schneegestöber wechselte mit Regen, und die „laue Luft vom blauen Himmel“ wehte nur in der Einbildung. Ich hatte glücklicherweise meinen Reisepelz aus sibirischem Zobel schon von Madrid aus durch das ganze mittlere und südliche Spanien bis an die Meerenge von Gibraltar und von dort wieder nach Malaga spazieren geführt, ohne seiner bedürftig zu sein, befand mich aber heute im Coupé der Diligenca in demselben ganz zu meiner Zufriedenheit, während der Baron so leichtsinnig gewesen war, von Madrid seinen Reisepelz und seine Pelzstiefel nach Barcelona voraus zu senden und nun für diesen Leichtsinn eine gewaltige Buße thun mußte. Er fror in einer wirklich bemitleidenswerthen Weise. Postillon und Majoral vor uns auf dem Bocke steckten in dicken Düffelpaletots und hatten über die aufgeschlagenen Kragen derselben noch wollene Shawls gebunden, welche den Hals schützten und das Gesicht bis zur Nasenspitze verhüllten, während unter ihren Mützen bunte Tücher um Kopf und Stirn gebunden waren. Wenn wir aus unserem Coupé die mit leichter Schneedecke bedeckten Höhen der Sierra hinanblickten und die bis zur Nasenspitze verhüllten Gestalten auf dem Bocke anschauten, so konnten wir uns einbilden, eine Reise durch Rußland, aber nicht durch Andalusien zu machen. Dabei brauste uns ein eisiger Wind um Beine und Ohren, und kalte Regenschauer, mit Schnee-

flocken untermischt, schlugen uns in's Gesicht, so daß wir genöthigt waren, die Ledervorhänge zu schließen, oder vielmehr sie in der Mitte mit der Hand zusammenzuhalten, da sie sonst unaufhörlich auseinander geweht wurden. Die braven Mäuler, Postillon und Zagal schienen gegen Regen, Kälte und Wind vollkommen abgehärtet und gleichgültig zu sein. Erstere ließen keinen Moment in ihrer Geschwindigkeit nach. Immer im Trab oder im Galopp stürmten sie auf der schlecht gehaltenen, in langen Windungen sich die kahlen Höhen hinanziehenden Bergstraße aufwärts. Mit einer wahren Virtuosität bewegten sie sich in langsamerem Tempo an den Stellen, wo die Straße eine Drehung machte, um in entgegengesetzter Richtung eine neue Höhe hinanzuklimmen; die Aenderung der Tempos war das Werk eines Moments und fand immer auf der richtigen Stelle statt, um nach einer Minute sofort wieder in das frühere rasche Tempo zu fallen. Ein unermeßlicher, endloser Lärm begleitete die Fahrt. Majoral, Postillon und Zagal blieben in einem fortwährenden Schreien. Das anda — anda — anda — anda wurde in's Unzählbare wiederholt und in allen Tonarten variirt. Jedes Maulthier wurde mit seinem Namen unzählige Male angerufen. Bella, Graciella, Espanna, Capitanata, Koketta, Juaquina, Antonio, Sultana, klang es unaufhörlich aus dem Munde des Majorals. Der Ton der Anrede war bald vorwurfsvoll, bald zärtlich, bald rauh und heftig, bald mild und weich, je nachdem das Eine oder das Andere der Thiere durch seine Thätigkeit Tadel oder Lob verdiente. „Antonio —

Antonio — Antonio!" hieß es dann dreimal vom Bocke. Das zweite „Antonio" wurde mit vorwurfsvoller Klangfarbe geschrieen, das dritte „Antonio" trug schon die Klangfarbe des höchsten Zornes. Antonio war nicht zur rechten Zeit in Galopp gefallen, während Bella, seine Nachbarin, schon eine Minute galoppirte. Bei dem ersten Ruf „Antonio" hatte Antonio die Ohren gespitzt; bei dem zweiten Rufe hatte er sie gesenkt; bei dem dritten Rufe fiel er in die richtige Galoppbewegung. Oder der Ruf des Majorals blieb einen Moment ohne Erfolg. Graciella zog nicht stark genug an und überließ ihrer Nachbarin Koketta einen Moment die größere Hälfte der Arbeit. Nach dem dritten, erfolglosen Rufe des Majorals sprang der Postillon, während der Wagen sich im schnellsten Tempo fortbewegte, vom Bocke. Wie ein Wirbelwind war er am Boden, in demselben Moment neben Graciella, und nun sauste ein Hagel von Peitschenhieben über den Rücken der ungehorsamen Graciella, bis sie ihre Pflicht that. Eine Minute später saß der Postillon wieder neben dem Majoral. Im schnellsten Jagen wußte sein Fuß immer den Stützpunkt zu finden, um sich mit einem Schwunge wieder auf den Bock zu setzen. Zuweilen, wenn er glaubte, daß seine nächste Nähe bei Capitanata oder Antonio wieder nothwendig sein würde, blieb auch sein momentaner Platz auf der Deichsel oder auf dem Wagentritt, um nach fünf Minuten das ungehorsame Thier von Neuem durchzubläuen. Auch der Zagal sprang häufig im vollen Jagen aus dem Sattel zur Erde, um das hinter ihm trabende Paar zurechtzusetzen. Ohne sich des

Steigbügels zu bedienen, schwang er sich immer wieder in den Sattel. Zuweilen schien er auch des Reitens müde zu werden. Dann trabte er einige Minuten neben seinen Mäulern her, sie an Schnelligkeit noch überholend. Wie nicht alljährlich Hunderte von spanischen Postillons und Zagals bei diesen Kunstreiterstückchen den Hals oder die Beine brechen, ist mir unerklärlich. Und doch sollen derartige Unglücksfälle sehr selten vorkommen; diese Leute haben eine katzenartige Gewandtheit neben einer fabelhaften Sicherheit im Tritt und im Sprung. Rechnet man zu diesem unaufhörlichen Geschrei, zu diesem Peitschenknallen, zu diesem Schellengeklingel nun noch das Wagengerassel und das Getrampel von vierundsechszig Hufen, so kann man sich einen Begriff von dem Lärm einer spanischen Eilwagenfahrt machen. Mich hat dieser Höllenlärm nach einer zwölfstündigen Fahrt immer betäubt gemacht, und noch drei Tage hinterher hat mir das „anda — anda — anda" in den Ohren geklungen.

In dieser Weise hatten wir nach einer sechsstündigen Fahrt die Höhe des Gebirges erreicht. Zweimal hatten inzwischen die Maulthiere und der Postillon gewechselt. Majoral und Zagal waren dieselben geblieben. Der Wechsel fand vor einsam gelegenen Stationshäusern statt. Dörfer, Ortschaften oder nur Häusergruppen hatte die Straße nicht berührt. Spanien ist ein äußerst schwach bevölkertes Land. Während der Fahrt bis zur Höhe des Gebirges begegnete uns Niemand, außer hie und da einige Gensdarmen, die Gewehre auf der Schulter, welche auf der ganzen Poststraße stationirt sind, um für die

Sicherheit der Reisenden zu wachen. Sie gehören der „guardia civica“ an, welche Marschall Narvaez in Spanien schuf, um für die Sicherheit des platten Landes und der Landstraßen zu sorgen, und bei Aufständen seinen reactionären Zwecken zu dienen. Für beide Fälle haben sie sich gleich tüchtig und thätig bewiesen. Auf den Landstraßen, in den Dörfern, auf den Eisenbahnstationen sieht man sie immer zu zweien. Es sind lauter kräftige und ausgewählte Leute, gewöhnlich frühere Soldaten, meistens ganz zuverlässig; sie erhalten guten Sold, sind praktisch gekleidet, gut bewaffnet und bekommen nach einem zehn- oder fünfzehnjährigen, anstrengenden Dienst eine gute Civilanstellung. Während wir die Höhen hinaufjagten, öffneten sich bei der jedesmaligen Wendung der Gebirgsstraße wundervolle Rückblicke auf Malaga und die Bai, an deren Ufern sich die Stadt in halbmondförmiger Rundung ausdehnt. Die reiche, grüne Vega mit ihren weißen Häusergruppen lag wie ein buntes, schimmerndes Band zwischen den blauen Farbentönen der See und den weißen graugefleckten Kuppen des Gebirges, deren Gipfel in sonderbar gezackten Formen und Gestalten aus der Tiefe aufstiegen. Immer weiter und mächtiger wurde der Blick auf das Meer, welches sich immer höher, wie eine blaugrün gefärbte Gebirgswand am südlichen Horizont hinaufhob. Desto nordischer und wilder wurden die Contouren der Sierra, wenn wir nach aufwärts blickten. Von Wald, von Baumgruppen, von grüner Vegetation war ringsum nichts zu sehen. Der reiche, grüne Pflanzenmantel, die rauschenden Wälder, die wilden Ströme und

murmelnden Bäche unserer deutschen Gebirge fehlen den spanischen Gebirgen ganz und gar. Die Wälder sind abgeholzt, ohne daß irgend Jemand für ihre Wiederanpflanzung Sorge getragen hat. Dürftige Gewässer strömen in steinigen und öden Schluchten und Rinnen abwärts. Wohin man auch das Auge wendet, öde, zerrissene, zerklüftete Felsen von seltsam durch einander geworfenen Formen und Gestalten, steil abfallend. Die Farbentöne bleiben immer dieselben, meist grau, mit gelben und schwarzen Streifen untermischt und gefleckt. Die südliche Sonne färbt diese kahlen, eintönigen Felswände allerdings mit oft wunderbaren Tinten; aber diese südliche Sonne verbarg sich bei unserer heutigen Fahrt hinter grauen Wolkenbergen, aus denen dann und wann mit Schneeflocken untermischte Regenströme auf uns herabstürzten. Rundum war das Terrain vollkommen kahl, nur ausnahmsweise wuchsen Sträucher und Gestrüpp zwischen dem Geröll und den kahlen Steinen und Felsen. Und immer höher wuchsen vor uns aus diesem öden und kahlen Terrain neue Gebirgsmassen von denselben Formen heraus, deren Gipfel leichte Schneemäntel umhüllten.

Immer empfindlicher trat die Kälte auf. Der Baron tröstete sich in seinem Sommeranzug mit dem Gedanken, daß die Situation sich doch nach einigen Stunden ändern müsse. Bei den Stationshäusern kletterten wir während des Umspannens der Mäuler aus unserem hochgelegenen Coupé zur Erde und wärmten uns am flammenden Herdfeuer. Auch die Personen des Interieur kamen hier zum Vorschein. Unter den Spaniern befanden sich drei

Franzosen, welche, wie wir, Granada besuchen wollten. Sie erzählten uns wenig Tröstliches von der Enge im Interieur, wo sie in der unbequemsten Weise neben einander gepfercht wären, und wo die Athmosphäre weder nach Ambra noch nach Eau de mille fleurs dufte. Der frierende Baron bot ihnen an, mit ihnen den Platz zu wechseln; aber der scharfe Wind, die Regentropfen und Schneeflocken unterstützten sein Anerbieten so wenig, daß sie es vorzogen, in ihren Kasten zurückzukriechen. Von einer Frühstücksstation war bis zur Höhe des Gebirges gar keine Rede. Die Stationshäuser lieferten nichts, als trockenes Brod, schlechten Branntwein und einen etwas besseren Wein. Die Spanier sind gewohnt, sich auf ihrer Reise durch das Land zu verproviantiren, und von dem mitgebrachten Proviant zu zehren. Die drei Franzosen hatten diese Vorsichtsmaßregel ebenso verabsäumt, wie der Baron und ich; aber die spanische Gastfreundschaft half ihnen über Hunger und Durst hinweg. Die Insassen des Interieur theilten mit ihnen ihre reichlichen Vorräthe an Brod, Wein und Früchten. Nur ich und mein frierender Reisegefährte waren auf die schmale Kost der Stationshäuser angewiesen. Hungernd und frierend kletterten wir zum dritten Male in unser luftiges Coupé zurück, als wir endlich auf der Höhe der Sierra angelangt waren und der Wagen zum dritten Male ein anderes Gespann erhalten hatte.

Nun jagten wir mit noch größerer Schnelligkeit auf dem Rücken des Gebirges hin. Die landschaftliche Decoration blieb immer dieselbe; nur war sie noch öder und

wilder, als an den südlichen Abhängen der Sierra. Rechts und links öffneten sich weite Blicke in wilde Schluchten und öde Felsenthäler. Auch hier auf dem Rücken des Gebirges nirgends Wald und Gebüsch. Alles nackt und kahl. Nirgends ein Laut; nirgends menschliche Wohnungen. Das „anda — anda — anda“, wie der in allen Tonarten variirt, die Namen der neuen Maulthiere, unter denen auch nun zwei Pferde mittrabten, das Schellengeklingel, das Gerassel der Räder, der Anschlag der vier und sechzig Hufe auf dem Kies der Heerstraße waren die einzigen Töne in dieser starren und todten Natur. Ein neues Schneewetter begann sich über uns zu entladen. Nach einer Viertelstunde bedeckte ein weißer, dichter Schneemantel das ganze Fels- und Geröllterrain, soweit wir sehen konnten. Wir befanden uns in Andalusien plötzlich mitten im Winter. Die Mäuler begannen ihr rasches Tempo in Etwas zu mäßigen. Das „anda — anda — anda“ äußerte seine Wirkung nicht mehr in dem Maße, wie früher. Der Majoral wandte sich rückwärts zu uns und bot uns seine Flasche aus Bocksfell zum Trinken. Er hatte dieselbe Wohlthat schon zweimal auf unserer Eilwagenfahrt an uns verrichtet. Während wir uns an dem trefflichen Val de Pennas stärkten, rief er uns unter dem Lärm des Wagengerassels einige Worte zu, die ich dahin deutete, daß, wenn es noch eine Viertelstunde schneie, die Fortsetzung der Fahrt aufhören müsse. Staunend und erschrocken blickten der Baron und ich uns gegenseitig an. „Nun, und was dann?“ rief ich dem Majoral zu. Er deutete mit der Hand auf den Boden. Wir verstanden.

Uns drohte das Schicksal abzusteigen und im Schnee unsern Weg zu Fuß nach Loja fortsetzen zu müssen. Resignirt blickte der Baron mit einem tiefen Seufzer gegen den grauen Himmel. Plötzlich wurde derselbe durch einen gelbrothen Blitz erleuchtet, dem fast in demselben Moment ein langanhaltender Donnerschlag folgte. Ein zweiter, ein dritter Blitz nach wenigen Minuten, ein zweiter, ein dritter Donnerschlag, die das „anda — anda — anda" des Zagals, des Postillons und des Majorals übertönten. „Hat denn diese Sierra alle ihre Schrecken gegen uns losgelassen?" rief der Baron halb lachend, halb zornig aus; „nun noch Donner und Blitz zu dem Schneewetter! Hat denn das Schicksal an unserm Hunger nicht genug?" Neuer Blitz und neuer Donnerschlag. „Wissen Sie," sagte ich sehr ernsthaft zu meinem Reisegefährten, „daß wir uns hier oben in einer sehr fatalen Situation befinden? Unsere Köpfe bilden die beiden höchsten Punkte auf dieser verfluchten Hochebene. Ich habe ganz und gar keine Neigung, hier oben von einem spanischen Blitz erschlagen zu werden!" — Neuer Blitz und Donnerschlag! Aber Blitz und Donner ließen einen größeren Zwischenraum, das Gewitter schien sich zu entfernen. Es vergingen über fünf Minuten, ehe eine neue Explosion erfolgte, welche auch matter auftrat. Alle Lufterscheinungen, Regen und Gewitter treten im Süden in ungleich größerer Stärke auf als im Norden, gehen aber auch desto rascher vorüber, je stärker sie sich äußern. Nach einem prasselnden Regenwetter von zehn Minuten erscheint der Himmel plötzlich wieder in dunkler Bläue und in funkelnder Sonnen-

beleuchtung. Wenn das Gewitter auf der Sierra nun auch diese Wirkung gerade nicht äußerte, so bewirkte es doch das Aufhören des Schneewetters. Unsere Besorgniß, zu Fuß unsern Weg fortsetzen zu müssen, war vorüber. Auch rollte der Wagen abwärts. Ganz langsam senkte sich die Straße. Tief nach unten streifte unser Blick schon grüne Höhenzüge. Die Abhänge der Sierra nach dem Norden hatten indeß ganz denselben rauhen und steinigen Charakter, wie die südlichen Abhänge, welche sich nach dem mittelländischen Meere hinabsenken. Die grünen Farbentöne fehlten in ihrer Decoration gänzlich; nur ausnahmsweise bedeckten hier und da große Dolden von Cacteen die Abhänge mit ihren phantastischen Gebilden. Noch einmal wurden die Maulthiere auf unserer Eilwagenfahrt gewechselt. Aus sechzehn Mäulern wurden, da es bergabwärts ging, zehn, ohne daß sich die Schnelligkeit der Fahrt, das Schellengeklingel und das Geschrei irgend verminderte. Um vier Uhr rasselte der Wagen durch die schmalen und steilen Straßen von Loja, der kleinen weinberühmten, auch in den spanischen Freiheitskämpfen der letzten dreißig Jahre mehrmals rühmlichst genannten Stadt, nach dem jenseits derselben gelegenen Bahnhofe des Eisenstranges, der Granada bei Antequera mit der Eisenstraße verbinden soll, die von Cordoba durch Andalusien nach Malaga führt. Nach zehn Minuten hielt die Diligença vor dem Bahnhofe. Unsere Eilwagenfahrt war zu Ende. „So reist man in Spanien", rief der Baron mir zu, bevor er vor mir aus unserm luftigen Coupé auf den Perron sprang, „jetzt wollen wir zu Mittag speisen; ich bin halb todt vor

Hunger.“ Aber das Mittagessen war eine Illusion. Der Bahnhof von Loja hatte kein Büffet. Mit Mühe und Noth gelangten wir zu einer Tasse Kaffee, einigen Früchten, Brod und zu einer Flasche Val de Pennas. Das Mittagessen nahmen wir erst Abends um neun Uhr in der Fonda di Alameda in Granada in Gesellschaft der drei Franzosen ein, welche die Eilwagenfahrt im Interieur der Diligença mit uns gemacht hatten. Es war bitterlich kalt. Das erste Wort, was uns der „Mozo“ de Fonda entgegenrief, war ein köstliches. Es lautete: „Messieurs! Voila la salle à manger. Il y a du feu à la cheminée!“

Siebentes Kapitel.

Eine maurische Königsstadt.

„Wer Granada nicht sah, hat nichts gesehen." Die Vega Granada's. Lage Granada's. Ursprung des Namens. Der Genil und der Darro. Städte-Charakter Granada's. Die Cathedrale. Die schönste Alameda Spaniens. Republikanismus. Marianna Pineda und ihr Märtyrertod. Die Straßen. Die Vibarrambla. Das Gottesgericht auf der Vibarrambla. Der Zocodover. Die barbarische Faust Karls des Fünften.

Der Granadiner sagt von seiner Stadt, wie der Sevillaner: »Quien no ha vista Granaa, no ha vista a naa!« Wer nicht Granada sah, hat nichts gesehen. — Beide haben Recht, die Sevillaner und die Granadiner, wenn auch Jeder in einer andern Art. Granada übertraf alle meine Erwartungen. Gewöhnlich bleibt in der Anschauung von Naturscenerien, Städtebildern und Bauwerken die Wirklichkeit hinter der Erwartung zurück. In Betreff Granada's, glaube ich, wird Niemand, welcher Spanien bereist, diese bittern Erfahrungen machen. Granada vereinigt Alpenlandschaft und Gartenebene, »vega«, ein Vorzug, den die Stadt vor allen andern spanischen Städten voraus hat. Die »vega« Granada's übertrifft, wie die Araber sagen, das Thal von Damaskus

an Fruchtbarkeit; ihre weißen Villen „gleichen Perlen des Morgenlandes, verstreut auf einer Schale von Smaragd.“ Die Stadt selbst ist dritthalbtausend Fuß über der Meeresfläche gelegen, auf den Ausläufen der andalusischen Sierra, deren Hintergrund weiße Schneegipfel decoriren. Die Häusergruppen sind auf den Gipfeln und am Fuße mehrerer Hügel erbaut, welche so gespalten sind, daß sie einem zerschnittenen Granatapfel gleichen. Daß der Name aber deßhalb von dem Granatapfel abgeleitet werden müßte, ist falsch. Die Araber nannten die Stadt „Karnnattah“; aus Karnnattah ist Granada geworden. Karnnattah hat aber mit dem Granatapfel nichts zu schaffen. Die Kuppe eines Hügels nimmt die eigentliche Stadt Granada ein, die Kuppe des zweiten Hügels die weltberühmte Alhambra, das vielbesungene Maurenschloß; zwischen beiden Hügeln liegen die zerstreuten Häusergruppen des Albaycin, des rein maurischen Stadttheils, wo, nach der Eroberung Granada's durch die Spanier, den Juden und den Mauren allein zu wohnen gestattet war. Zwischen diesen Bergen strömen zwei Flüsse, aus der Sierra kommend, der Genil und der Darro, in die blühende Vega, wo sie sich mit einander vereinigen, nicht wasserarm, wie die meisten spanischen Ströme, sondern brausend und rauschend, wie es zwei jungen Bergströmen zukommt. Der eine führt Silber mit sich, der andere Gold; beide sind am ewigen Schnee der Sierra großgezogen und werden oft so übermüthig, daß sie den Neuplatz und den Zacatin, zwei Plätze von Granada, mit ihren Fluthen überströmen. Deßhalb singen in Granada die Kinder auf der Straße;

„Darro tiené prometido
El casarse còn Genil
Y le ha clevar en dote
Plaza nueva y Zacatin.“

„Darro erhielt das Versprechen
Der Heirath von Genil,
Und der hat verlangt als Mitgift
Den Neuplatz und Zacatin.

Der Charakter Granada's ist theils maurisch, theils modern. Die moderne Stadt nimmt das Thal ein, welches den Hügel des Albaycin von der grünen Berghöhe trennt, auf der sich die rothen Mauern und Thürme der Alhambra erheben; sie besteht aus meist breiten, gut gepflasterten Straßen, großen, luftigen Plätzen und aus einer wundervollen Promenade — die Alameda der Granadiner, wo man in der kühleren Jahreszeit Nachmittags und in den warmen Sommermonaten Abends die vornehme Welt trifft. Wozu soll ich aus diesem modernen Theil der Stadt einige Dutzend eleganter und architectonisch schöner Gebäude aufführen? Sie gleichen sich überall in Spanien, ob sie nun in Madrid, in Barcellona, in Sevilla, Granada oder in Malaga stehen. Zu diesen modernen Gebäuden Granada's zähle ich auch das Stadthaus — casa de Ayuntamiento — obschon es eigentlich noch aus der Maurenzeit stammt; der arabische Charakter desselben ist in der christlichen Restauration, welche dasselbe im verflossenen Jahrhundert erlitt, fast ganz verschwunden — und die im sechszehnten Jahrhundert erbaute

Cathedrale. Das jetzige Stadthaus war einst die Akademie der Mauren. In seinen Räumen wurden mohamedanische Theologie, Rhetorik, Mathematik, Poesie und Geschichte gelehrt; die Häupter und Beisitzer der Commune, welche heute dort ihren Sitz aufgeschlagen haben, sind ohne Ausnahme Republikaner. Die Cathedrale, welche aus der Zeit stammt, wo Königthum und Priesterthum in Spanien allmächtig waren, wo Spanien das royalistischste und katholischste Land Europa's war, ist schön und großartig; sie verschwindet aber unter dem gewaltigen Eindruck, den die majestätischste und imposanteste Cathedrale Spaniens, der Dom von Sevilla, im Gedächtniß unauslöschlich zurückgelassen hat. Man sollte den Dom von Sevilla in der Reihe aller spanischen Kirchen zuletzt sehen. Die prächtigste und interessanteste unter den Kapellen der Cathedrale von Granada bildet die »Capilla real« — die königliche Kapelle, welche erbaut wurde, um den sterblichen Resten Ferdinand's des Katholischen und Isabel's seiner Gemahlin, sowie Juanita's, ihrer Tochter, und Philipps des Schönen als letzte Ruhestätte zu dienen. Die Façade der Kapelle ist gothisch; der Thorbogen wird von zwei Pfeilern getragen, auf denen zwei Waffenherolde stehen; in der Mitte oberhalb des Thorbogens befinden sich die Wappen von Castilien und Aragonien nebst den Statuen dreier Heiligen. Der innere Raum dieser interessanten und historischen Kapelle ist hoch und reich; wird aber auch durch den unglücklichen weißen Kalkanstrich entstellt, mit dem das Mönchsthum in Spanien so manches architektonisch Schöne überweißt und verdorben hat. Der

dunkle Farbenton des natürlichen Gesteins, aus dem die Kapelle erbaut ist, würde einen weit passenderen Hintergrund zu dem weißen Marmor der prächtigen Grabdenkmäler gegeben haben, welche zu dem Besten gehören, was Spanien an Bildhauerarbeit besitzt. In weißem Marmor ausgeführt ruhen die vier Gestalten in liegender Stellung auf den mit den Insignien der Krone und des Reiches geschmückten Sarkophagen, ebenso schön und edel im Ausdruck, wie in der Gewandung. Vorüber ist jene ganze Zeit, aus der sie stammen, wo die Einheit Spaniens sich im Königthum concentrirte und sich in einem solchen Grade mit der katholischen Religion verschmolz, daß Spanien die Seele und der Arm wurde, womit Europa der Reformation Widerstand leistete. Heute ist in Spanien diese Zeit selbst in's Grab gestiegen, wie vor vier Jahrhunderten die Könige und Königinnen, deren Gestalten wir hier auf ihren Sarkophagen ruhen sehen, und welche jene Zeit repräsentiren — die heutigen Vertreter der berühmten maurischen und später christlich-katholischen Königsstadt sind Republikaner und auf den Mauern Granada's ist wie auf den Mauern Madrid's die Devise der Republik zu lesen: »Libertad, ingualdad, fraternidad.« Aber bevor wir in das Jahrhundert Granada's hinaufsteigen, welches der christlich-katholischen Periode vorherging, in die interessante maurische Vergangenheit, welche keine Stadt Spaniens so repräsentirt, wie Granada, noch ein Wort über die köstliche Alameda, welche im ganzen Lande vergebens ihres Gleichen sucht. Die Alameda hat eine enorme Länge und Breite; die Länge beträgt fast zwei

Kilometer. Sie führt immer an den Ufern des rauschenden Genil entlang; ihren Rahmen bilden elegante, weiße Landhäuser mit grünen Balcons und platten Dächern, das Theater, ein alter maurischer Palast, in dessen Räumen sich heute die Artillerie und ihre Geschosse einquartirt haben, eine Kirche der »virgen de Angustias« und andere öffentliche Gebäude; aber vor diesen Gebäuden ziehen sich zwei Reihen blühender Gärten hin mit allen exotischen Blumen und Gewächsen des Südens geschmückt. Die Theerose, die Orange, die Vanille, der Heliotrop, die indische Nelke überfluthen die Promenade mit ihrem Duft, und die Promenade selbst bildet ein einziges langes Laubdach aus uralten Bäumen, aus Platanen und Kastanien, die man in Spanien sonst so vergebens sucht. Links erhebt sich der Blick zu dem grünen Hügel, auf dem die rothen Thürme und Mauerzinnen der Alhambra aufsteigen, und den südlichen Horizont schmückt ein großartiges, prachtvolles Landschaftsbild, die Sierra nevada mit ihren schneeumwehten Höhen, mit ihren funkelnden Eiskronen und Eisdiademen, welche sich in den feinsten Umrissen an dem tiefblauen, sonnendurchglühten spanischen Himmel abheben. Und damit, wie überall in Spanien, auch die Erinnerung an die Freiheitskämpfe dieses edlen und tapfern Volkes nicht fehle, so kommen wir bei einem Spaziergange auf dieser wunderbaren Alameda neben den rauschenden Brunnen, welche ihre Mitte zieren, auch an einer einfachen Denksäule vorüber, welche das neue Spanien dem Andenken Mariana's Pineda's errichtet hat, die König Ferdinand der Siebente im Jahre 1831 hin-

richten ließ, weil sie beschuldigt wurde, den Empörern gegen seine blutbefleckte und schändliche Regierung eine Fahne geschenkt zu haben.

Mariana Pineda ist von der Bevölkerung Granada's nicht vergessen. „Während ich die Inschrift auf dem Denkmal studirte", erzählt Arthur Stahl*), „zupfte Jemand an meinen Kleidern, und als ich aufsah, stand ein hexenartiges Weib vor mir und bat um ein Almosen. „Geben Sie ihr nichts", rief der Führer, „es ist die Frau, welche der schönen Mariana Pineda das Zeug zu der Fahne verkauft hat, die ihr den Tod brachte!" Und er schoß aus seinem einen Auge Blitze des Zorns auf die böse Frau.

Das maurische Granada soll zur Zeit Boabdils noch sechszigtausend Häuser gezählt und sechszigtausend wohlgerüstete Streiter in's Feld geschickt haben. Zehn glänzende Schlösser erhoben sich auf den die Stadt umgebenden Höhen, und die Blüthe der arabischen Ritterschaft fand sich zu den Festen und Ritterspielen auf der Vibarrambla zusammen, von der der Dichter singt:

„Töne laut, des Ruhms Posaune,
Und sie breche jedes Schweigen,
Weit verkündigend die Größe
Dieser unsrer schönen Feste,
Die mit solchem Glanz hervortritt."

---

*) S. Spanien, Reiseblätter von Arthur Stahl, 2. Band, S. 143. Leipzig 1866.

„Fama soll den Ruf verkünden
Von Granada, der so groß ist,
Daß es sie unsterblich macht.“*)

Christlicher Fanatismus und christliche Rohheit sind drei Jahrhunderte lang seit jenen Tagen verwüstend über die Poesie des maurischen Granada dahingezogen; Karl der Fünfte hat seine barbarische Faust auch an die Baudenkmale der arabischen Königsstadt gelegt, wie an die wunderbare Moschee des Khalifen in Cordoba; trotz alledem hat die Roheit dieser drei Jahrhunderte den Charakter der interessanten Stadt nicht vertilgen können; wohin man in den steilen und engen Straßen des arabischen Granada blickt, sieht man, wie in Toledo, wie in Jaën und Cordoba noch Reste aus der maurischen Vergangenheit. Dort ein maurisches Thor; hier eine ganze Façade mit hufeisenförmigen Fensterbogen; dort eine maurische Brücke; hier Säulengänge mit halbmondförmigen Bogen und immer verschiedenartigen Säulen und Säulencapitälen; Terrassen und Balcons von maurischer Architectonik; ganze Gebäude und Paläste, die sich noch in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten und deren arabisches Gepräge weder die Zeit noch die Rohheit der Menschen haben zerstören können.

Die Straßen sind meistens eng und gewunden; sie steigen bergauf und bergab und führen noch ihre alten, arabischen Namen. Da finden wir den „Zacatin“, die

*) S. Ein Winter in Spanien von F. W. Hackländer.

„Calle de las Gomeles“, „de las Zonates“, „de las Gonzales“; die „Vibarrambla“ nennt noch Jedermann in Granada mit diesem alten, berühmten maurischen Namen, wenn auch das neue Spanien den Platz »Plaza de la Constitucion« getauft hat. Die Vibarrambla ist der Platz, der in der maurischen Periode Granada's die Hauptrolle gespielt hat.

Die Umgebungen des Platzes stammen größtentheils auch noch aus jener Zeit, wo die maurische Ritterschaft hier den Stier mit der Lanze hetzte, sich im Rohrspiel ergötzte oder sich auf Leben und Tod schlug. Manche Fehde zwischen den sich einander feindselig gesinnten Adelsgeschlechtern, den Zegri's und Abencerragen, ist hier blutig ausgefochten worden. Später haben die christlichen Ritter sich auf demselben Platze mit Stiergefechten ergötzt; dann loderten hier die Scheiterhaufen der Inquisition, welche die Unabhängigkeit des spanischen Geistes mit dem Strick erdrosselte oder in Flammen und Rauch erstickte. Blutiger, schrecklicher und prächtiger Platz, was hast du nicht Alles während vier Jahrhunderte gesehen! Auf der Vibarrambla war es, wo die unglückliche Sultanin Zoraya „der Morgenstern“, von vier Rittern der Zegri beschuldigt, während eines nächtlichen Festes in der Generalife einem schönen Abencerragenritter im Dunkel der Cypressen eine nächtliche Zusammenkunft gegeben zu haben, ihr Todesurtheil erwartete, wenn nicht ein Ritter sich als ihr Kämpfer melden und ihre Verläumder besiegen würde. Der König hatte diesen Kampf als Gottesgericht angeordnet. Freund Hackländer beschreibt die

interessante Scene nach einem spanischen Chronikenschreiber also:

„Auf dem Platze wurden Turnierschranken aufgerichtet, sowie ein schwarzes Gerüst, auf welchem die Königin, umgeben von ihren Frauen und umringt von den edelsten Geschlechtern, die sich in Trauerkleidern eingefunden hatten, ihr Schicksal mit Ergebung erwartete. Alle Fenster, Erker und Altane waren mit Menschen gefüllt. Die vier Zegri, welche erwartend in den Schranken hielten, trugen über ihrer Rüstung grüne und schwarze Kleider und hatten eben solche Federn und Fähnlein. Auf ihren Schildern zeigten sich die Schwerter, an denen Blut herabtropfte, mit der Inschrift: „Für die Wahrheit wird es vergossen!"

„So war denn die Partei der Königin in gespannter Erwartung von Morgens acht Uhr bis Mittags um zwei, wo sich immer noch kein Kämpfer gezeigt hatte. Da auf einmal hörte man Lärm, den Ruf des Volkes sowie das Klirren von Pferdehufen hinter dem Thore von Bibarrambla. Vier Ritter erschienen in türkischer Tracht, die auf mächtigen Rossen in die Schranken sprengten und sich als Kämpfer für die Königin ankündigten. Sie waren himmelblau gekleidet, die Turbane und die Stahlhauben von weißer Leinwand, mit goldnen und blauen Streifen durchwirkt, zeigten oben eine Spitze mit einem reichen Busch von blauen, grünen und rothen Federn, untermischt mit Gold- und Silberschnüren. Die Inschriften auf ihren Schildern waren verschieden und bezogen sich auf den Kampf, um die Ehre der Königin zu retten.

„Die vier unbekannten Kämpfer aber waren christliche Ritter aus dem Lager König Ferdinands und zwar Ponce de Leon, Don Alonzo de Agilar, Don Josan Ichacon und der Alkalde von Doncelles. Nach einem wilden erbitterten Kampfe tödteten sie die vier Zegri's, und so wurde die Ehre der Königin gerettet." *) Auf die Vibarrambla mündet die Handelsstraße, der Zocodover, welche noch ganz ihren maurischen Charakter bewahrt hat. Ein Verkaufsgewölbe reiht sich hier an das andere. Handwerker und Handelsleute sitzen vor ihren Läden und Magazinen und treiben ganz in derselben Art und Weise ihre Geschäfte, wie die Araber es in denselben Gewölben vor einem halben Jahrtausend gethan haben. Die Straße ist so eng, daß die Sonne nur hineinzuscheinen vermag, wenn sie in der Mittagsstunde im Zenith steht. Wenn man durch den Zocodover geht, so fehlt, um sich ganz in die maurische Vergangenheit hineinzuträumen, nur die arabische Tracht, der weiße Burnus, die bunten Unterkleider, das mit Kameelhaarschnüren um den Kopf gewundene, weiße Leinentuch. Die moderne Tracht der jetzigen Bewohner des Zocodover will gar nicht in diese steinerne, maurische Vergangenheit hineinpassen. Bis zur Zeit Karl's des Fünften war die maurische Tracht in Granada übrigens allgemein. Noch im Jahre 1526 erkauften die maurischen Bewohner Granada's sich das Recht, die maurische Tracht beibehalten zu dürfen. Sie zahlten dem König dafür die Summe von 80,000 Ducaten, welche derselbe verwandte, um den häßlichen Palast zu bauen, dessen Ruinen noch heute die Alhambra verunstalten.

*) S. Ein Winter in Spanien von F. W. Hackländer.

Achtes Kapitel.

Ein maurisches Königsschloß.

Die Straße der Gomelen. Das Steinthor Karls des Fünften. Der Wald der Alhambra. Die drei Wege aus „Tausend und Einer Nacht. Der Zauberbrunnen. Das Thor der Gerechtigkeit. Das Weinthor. Eintritt in die Alhambra. Der Platz der Cysternen. Vier Thürme. Der Thurm de la Vela. Die Façade des Winterpalastes. Barbarei und Rohheit Karls des Fünften. Ein Circus. Der Myrthenhof und seine Schönheiten. „La barca". Der Saal der Gesandten. Der Löwenhof und der Löwenbrunnen. „Ein Garten der Wonne". Der Saal der Schwestern. Der Saal des Infanten. „El tocador de la Lindaraja". Der Saal der Abencerragen. Der Mord der Abencerragenritter. Das Boudoir der Maurenkönigin. Die Bäder der Alhambra.

Von der Plaza nueva, demselben Platze, den die Kinder in dem oben mitgetheilten Liedchen von Darro bedroht glauben, weil seine Steinplatten die Brücke über den Strom bilden, führt eine schmale Straße bergan, la cuesta de Gomeles. Wer diese Straße hinaufsteigt, macht einen Spaziergang, wie er auf der ganzen Erde nur einmal existirt. Durch ein altersgraues Steinthor, welches sie an ihrem obern Ende verschließt, führt die Straße zu dem wunderbaren Zauberschlosse der Alhambra. Der Name der Straße stammt von einem edlen maurischen Geschlecht, welches einst die sie einrahmenden Gebäude be-

wohnte. Noch heute erblicken wir die Reste uralter maurischer Wappenschilder hie und da über den Thorbogen. Die der Straße gegenüberliegende Seite der Plaza nueva wird durch ein massiges, unvollendetes Steingebäude decorirt, la audiencia, welches König Philipp der Zweite, Karls des Fünften bigotter und blutbefleckter Sohn erbaute. Die Façade mit ihrer überladenen Ornamentik und mit ihrem verschnörkelten Geschmack ist häßlich wie Alles, was diese beiden Könige, welche die spanische Freiheit vernichteten, an Palästen und Bauten in Spanien geschaffen haben.

Steigen wir die schmale Straße der Gomelen hinan. Wenn wir das graue Steinthor Karls des Fünften hinter uns haben, schauen wir in eine grüne Wildniß, ein Blick, wie er in dem bäumearmen Spanien selten ist. Der ganze Bergrücken, auf dem sich das berühmte maurische Königsschloß erhebt, ist mit einem köstlichen Walde aus uralten Bäumen, mit Parks, Landhäusern und wundervollen Gärten bedeckt. Schatten, Blumenduft, Einsamkeit und Wasserrauschen umfangen den Eintretenden. Ein dichtes Laubdach wölbt sich über seinem Scheitel, auf dessen Blätter und Zweige die spanische Sonne funkelnde und glitzernde Streiflichter streut; in zierlich mit Fliesen ausgelegten Rinnen zu beiden Seiten des Weges rieseln krystallne Wasser; rechts und links von Zeit zu Zeit zwischen Rosengebüsch und Lorbeerwänden prächtige Durchblicke auf die schneebedeckten Höhen der Sierra und auf die rothen Mauern und Thürme der Alhambra. Drei breite Wege öffnen sich vor uns in die hochstämmigen

Baumgruppen der grünen Wildniß. Der Weg rechts führt zur Villa meiner Freundin Hedwig Henrich, von deren rosenumrankten Terrassen man einen köstlichen Blick auf Granada und auf seine reiche Vega hat; der mittlere Weg führt zur Generalife, zu dem Sommerschloß der arabischen Königinnen; der Weg zur linken zum Thore der Gerechtigkeit, durch dessen massige Räume man die Alhambra betritt. Schlagen wir heute den Weg nach links ein; er führt uns an einem Brunnen vorüber. Niemand trinke von dem krystallnen Wasser. Die Quellen der Alhambra haben die verhängnißvolle Eigenschaft der Fontana Trevi in der ewigen Roma. Sie erwecken die unbezwingliche Sehnsucht, Granada wiederzusehen, bis an's Lebensende. Wir befinden uns in einem Zauberkreise, der seine Ringe immer enger um uns schließt, je höher wir den Berg hinansteigen. Vor uns liegen die drei Wege aus dem Märchen von Tausend und Einer Nacht. Vögelgesang tönt in den Kronen der Platanen, der Ulmen, der Eichen, der Lorbeeren und Kastanien, den wir nirgends sonst in Spanien hören; überall rieseln und sprudeln die Quellen und tränken die Stämme der durstigen Bäume, ein erfrischender Wind weht von den schneebedeckten Höhen der Sierra und flüstert und rauscht in den Rosengebüschen und erzählt uns wunderbare Geschichten aus dem arabischen Märchenlande. In der Ferne schimmert ein weißmarmorner Springbrunnen; ein silberner Wasserstrahl steigt aus seinem weiten Becken in die Höhe und fällt plätschernd und rauschend, in kleinere Marmorschalen nieder. Wir sind nicht mehr in dem modernen

Spanien, wir sind in dem arabischen Märchenlande angekommen. Vor uns erhebt sich ein massiger Thurm, viereckig, wie alle Thürme der Araber, von rothem Gestein aufgebaut, zu dessen innerm Raum ein riesiges, aus zwei Flügeln bestehendes eisernes Thor führt. Es stammt auch noch aus der Zeit der maurischen Herrlichkeit. Am Schluß des obern Thorbogens befindet sich eine Hand; am innern Thorbogen darunter ein Schlüssel. „Die Christen werden in Granada einziehen, wenn die Hand diesen Schlüssel erfaßt“, lautet die maurische Prophezeiung. Die Hand hat den Schlüssel heute noch nicht erfaßt; dennoch sind die Christen in Granada eingezogen, und seit vier Jahrhunderten arbeiten leider christliche Barbarei und christliche Rohheit daran, in der Alhambra und in Granada die arabische Vergangenheit auszurotten. Die letzten Jahrzehnte haben endlich diese Rohheit empfunden und diesem barbarischen Zerstörungssystem Halt geboten. Das Innere des Thurmes umfaßt einen einzigen Raum von ebenfalls riesigen Dimensionen. Hier pflegte nach orientalischer Sitte der König Recht zu sprechen. Deßhalb heißt das Thor „la puerta judiciaria“ — das Thor der Gerechtigkeit. Ringsum erblickt man noch Steinbänke aus damaliger Zeit und eine Erhöhung, auf welcher der Sessel des Maurenkönigs stand. Aus dem Thurm der Gerechtigkeit führt uns der Weg zwischen hohen, gezackten Mauern ziemlich steil ansteigend zu einem zweiten Thor, dem Weinthore, „la puerta del vino“, ebenfalls von einem viereckigen Thurm überragt. Das Weinthor ist von eleganter, arabischer Bauart und hat nichts von den

massigen Formen des Thores der Gerechtigkeit. Seine Mauern sind mit feiner Ornamentik und mit Inschriften geschmückt, unter denen sich häufig die arabische Devise „Gott allein ist der Sieger“ wiederholt. Wahrscheinlich bildete das Thor zur Zeit der arabischen Könige den Eingang in den Winterpalast. Heute führt der Weg um dasselbe herum; das Thor steht ganz isolirt; in seinen oberen Räumen hat sich ein Photograph eingerichtet, der dort, nebenbei erwähnt, recht gute photographische Abbildungen der Säle und Höfe der Alhambra verkauft. Der Weg, den wir zwischen den gezackten Mauern hinangestiegen sind, führt uns nach der Wendung um das Weinthor herum auf einen großen freien Platz, auf den Platz der Cisternen, „la plaza de los Algîbes“. Der Platz hat seinen Namen daher erhalten, weil sich unter demselben die noch aus maurischer Zeit stammenden berühmten Cisternen befinden, deren Wasser nicht allein die Alhambra und Granada, sondern die ganze Vega bewässern. Wenn wir auf dem Plateau der Cisterne stehen, können wir mit dem Dichter sagen:

„Noch in ihren Trümmern hehr,
Mit Moschee und Marmorbade
Wie ein Märchenpalast der
Sultanin Scheherezade
Liegt das Maurenschloß Alhambra.“

Zur Linken des Platzes der Cisterne steigen vier große Thürme auf, schwere und stumpfe Massen, die Schlußwerke der Befestigungen nach dieser Seite. Sie heißen „quebrada, del Hormenage, de la Armeria

und de la Vela“. Der Thurm de la Vela ist der höchste unter den vieren und hat eine historische Bedeutung. Auf der Plateform dieses Thurmes verkündeten der König Ferdinand der Katholische und seine Gemahlin Isabel die Uebergabe Granada's nach der langen und mühsamen Belagerung, wie die am Thurme eingegrabene Inschrift besagt: „Am 2. Januar 1492 der christlichen Zeitrechnung, nach 777 Jahren der maurischen Herrschaft, wurde die Stadt den SS Königen übergeben, und man pflanzte auf diesem Thurme, als dem höchsten der Festung, die drei Fahnen der castilischen Heere auf. Als die heiligen Banner durch den Cardinal Gonzalez de Mendoza und durch Don Gutiere de Cardenas aufgerichtet waren, entfaltete der Graf von Tendilla die königliche Standarte, während die Waffenherolde mit lauter Stimme sagten: „Granada gewonnen durch die illustren Könige von Castilien und Arragon, Don Fernando und Donna Isabel“. Die Aussicht von dem Thurm de la Vela ist sehr schön; ich ziehe derselben indeß auch, wie Arthur Stahl, die Aussicht von dem oberen Pavillon des Generalife bei weitem vor, weil dieselbe die Alhambra selbst in ihren Kreis zieht. Ueber eine niedrige Brustwehr, welche den Platz der Cisternen nach vorn umgibt, blickt man thalwärts auf die reiche Vega, aufwärts auf die terassenförmig an der grünen Berghöhe ansteigenden, einst so berühmten Gärten der Alhambra und auf das in glänzender Weiße sich aus dunklem Cypressengrün erhebende Sommerschloß, auf die Generalife. Zur rechten Seite des Platzes der Cisternen, den vier Festungs-

thürmen gegenüber, dehnte sich unzweifelhaft einst die prachtvolle Façade des Winterpalastes aus.

Heute ist diese Façade verschwunden. Nicht mehr durch ihre prächtigen Thore betritt man jetzt die noch erhaltenen Höfe und Säle des Königsschlosses, sondern durch ein unscheinbares Seitenpförtchen. Die Stelle des Winterpalastes hat ein circusartiges, aus kolossalen Quadern aufgeführtes, rundes Gebäude eingenommen, welches die Rohheit König Karls V. an seine Stelle baute, nachdem er mehr als die Hälfte des maurischen Königsschlosses niedergerissen hatte. Wenn man Karl V. nicht wegen seines niederträchtigen und despotischen Charakters haßt, in welchem sich Bosheit, Grausamkeit, Sinnlichkeit, Feigheit und alle Laster der niedrigsten Menschenseele vereinigten; so lernt man ihn in Spanien hassen, wenn man sieht, welche Verbrechen der rohesten Art er gegen die schönsten maurischen Bauwerke begangen hat. Wie es möglich war, in den wunderbaren Säulenwald der herrlichen Moschee des Khalifen in Cordoba eine häßliche, christliche Kirche mitten hineinzubauen, ist und bleibt für das Schönheitsgefühl des gebildeten Menschen ein Räthsel, ein ebenso unerklärliches Räthsel, wie Jemand im Stande sein kann, dies häßliche circusartige Gebäude auf den Ruinen des schönsten Schlosses zu erbauen, welches die wundervolle maurische Architektonik jemals erdacht hat. Wozu das unvollendete, oben offene Gebäude eigentlich hat dienen sollen, weiß Niemand zu sagen. Vielleicht sollte es ein Stiergefechtsplatz werden, vielleicht ein Circus für Löwenkämpfe! Vielleicht dachte der stolze und eitle

König auch, Etwas zu schaffen, was die Wunder der Alhambra verdunkeln sollte! Die Zeit hat es anders gewollt. Jahrhunderte voll Flüche und Verwünschungen haften auf dem Andenken dieses schändlichen Tyrannen und seines ebenso schändlichen Sohnes, während die Käuzchen am Fries dieses häßlichen Gebäudes nisten und die Zeit Tag und Nacht an seiner Zerstörung hämmert!

An der Rückseite des Circus lehnt sich eine unscheinbare Mauer. In einem dunkeln Winkel derselben befindet sich ein Pförtchen. Durch diese niedrige Pforte betreten wir heute das maurische Königsschloß. Noch wenige Schritte und wir stehen im größten Hofe der Alhambra. Er trägt den Namen des Myrthenhofes. Seine Gestalt ist ein längliches Viereck. Die Mitte nimmt ein ebenso geformtes, von Myrthenhecken eingefaßtes Wasserbassin von der Breite von etwa 30 und der Länge von über 120 Fuß ein. Staunend betrachten wir die wundervolle Harmonie und Schönheit in der Architektonik dieses Hofes. Seine schmalen Seiten bilden zwei offene Hallen von je sieben Bogen, welche von schlanken Marmorsäulen getragen werden. Die Bogen sind im Halbkreis geschlossen; die Ornamentik über denselben ist filigranartig in weißem Stuck ausgeführt. Die Langseiten werden von zwei aus maurischen Bogen bestehenden und von Marmorsäulen getragenen Arkaden umschlossen, über deren Decke sich zwei niedrige Stockwerke mit kleinen Fenstern erheben. Jedes Fenster besteht aus einem zierlichen Doppelbogen, der durch eine schlanke Säule getheilt wird,

und ist von einem wundervoll ornamentirten Rahmen geschlossen. Ueber der Halle der schmalen Seite zur linken Hand des Eintretenden, welche »La barca« genannt wird und eine Art Vorgemach bildet, erhebt sich der berühmte, kolossale Thurm de Comares. »La barca« hat ein sanft ansteigendes, mit glänzenden, bunten Ziegeln besetztes Dach, während über der Marmorhalle der andern schmalen Seite die kolossale Mauer des häßlichen Palastes Karls V. in die Höhe steigt, sich in schiefer Linie mitten in die reizende Säulenhalle hineinschiebend. Die Decken der den Myrthenhof umgebenden Säulenhallen glänzen in der wunderbaren Farbenpracht der von den Mauren mit so unvergleichlicher Kunst gefertigten Holzarbeit; der untere Theil der Wände vom Marmorboden aufwärts ist mit Azulejos, glänzenden Fayenceplatten, ausgelegt, deren verschlungene, phantastische Fäden sonderbare Arabesken und arabische Denksprüche darstellen. In der ruhigen, klaren Fläche der Wasserbassins spiegeln sich die schlanken Säulen der schönen Bogengänge; ihre feine Ornamentik blickt uns aus der Tiefe noch einmal an. Der kleinen Pforte gegenüber, durch welche wir eingetreten sind, öffnet sich ein anderer, sonderbarer Blick. Durch einen reichverzierten Durchgang schauen wir auf die Wunder des Löwenhofes.

Aber, treten wir zuerst jetzt, »la barca« durchschreitend, in den „Saal der Gesandten" — sala de Embajadores — im Thurme de Comares. Der Gesandtensaal ist der schönste und unvergleichlichste Saal der Alhambra. „Wenn du meine Schönheit anschaust", sagt

eine am Eingange zu demselben befindliche arabische Inschrift, „ohne Beziehung auf Gott, so muß ich dir sagen, daß es eine große Thorheit ist, deine Bewunderung nicht zu Gott zu erheben, der dir den Tod geben kann. Und wer diese kunstreiche Arbeit betrachtet, von ihrer Schönheit angezogen, der lege zu seinem Schutze und damit er gesund bleibe, die fünf Finger seiner Hand zusammen.“ Der Saal nimmt den ganzen Raum des mächtigen Thurmes ein. Er ist eben so breit wie lang, also quadratförmig. Seine Höhe ist enorm; denn sie übertrifft die Breite um das Doppelte. Der Eindruck, den dieser mächtige Saal macht, ist majestätisch, imponirend. Es ist der größte bedeckte Raum in dem arabischen Königsschlosse. Mit der einen Seite lehnt er sich an „die Halle des Segens“ — la barca —; die anderen drei Seiten sind frei. Jede der drei freien Seiten hat ein hohes, großes Bogenfenster, welches nach außen balkonartig vorspringt und nach innen eine tiefe Nische mit schönem Doppelbogen bildet, der in der Mitte durch eine feine Marmorsäule getragen wird. Hoch oben unter dem Ansatz der Kuppel hat jede Wand noch eine Reihe von fünf feinen Bogenfenstern, durch welche das Sonnenlicht auf die wunderbare Kuppel fällt und ihre unvergleichliche Schönheit in ihren feinen Nüancirungen erkennen läßt. Die Wände sind fünf Fuß vom Boden aufwärts wieder mit bunten Fayenceplatten — Azulejos — bekleidet; oberhalb der Azulejos sind alle vier Wände mit erhaben gearbeiteten Arabesken von weißem Gyps bedeckt, der eine marmorartige Härte hat und auch in seiner äußeren Erscheinung ganz dem weißen Marmor

gleicht. Die Arabesken sind hellblau auf rothem Grund gemalt, und über diese blauen und rothen Farbentöne legt sich ein vergoldetes Netz. Man glaubt ein goldenes Spitzengewebe zu sehen, durch dessen Maschen die bunten Farbentöne durchschimmern. Ueber Fenstern und Thüren befinden sich breite Ränder mit andern Mustern als die Arabeskenmuster der Wände und mit Inschriften, welche Sprüche des Korans oder Lobpreisungen des Erbauers der Alhambra in der dem Orient eigenen, schwungvollen Weise enthalten. Und nun blicken wir aufwärts in die Höhe und schauen diesen unvergleichlichen Plafond! Nur die maurische Kunst war im Stande, solche Plafonds zu schaffen. Im ganz restaurirten Alcazar in Sevilla hat die moderne Kunst in einigen Räumen die Nachbildung dieser Plafonds versucht. Es ist ihr nirgends gelungen. Und dieser Plafond im Saal der Gesandten übertrifft alle andern maurischen Plafonds, welche ich in Spanien und in Afrika gesehen habe, an Pracht, Kunst und Schönheit. Der Plafond ist kuppelförmig gewölbt mit vielen polygonischen Abschnitten, ganz aus kunstvollem Holzschnitzwerk gefertigt, welches Sterne, Sechsecke, Achtecke und an den Seiten, wo die Kuppel sich aus den Wänden erhebt, Festons mit Zapfen bildet, die aus den Höhlungen herabzutropfen scheinen. Und welche Aussicht öffnet sich dem entzückten Auge aus den Fensternischen! Es überblickt die reiche Vega, den Silberstrom des Darro, die grünen Höhen und die schneebedeckten Züge der Sierra, je nachdem wir aus dem einen oder aus dem andern Fenster schauen. Rückwärts gleitet der Blick dann durch die Halle

des Segens über das tiefblaue Bassin und auf die schlanken Marmorsäulen des Myrthenhofes.

Nichts ist dauernd im Leben, als die Erinnerung. Verlassen wir also den Saal der Gesandten — in der Erinnerung wird seine unvergleichliche Schönheit immer vor uns stehen, wie ein verkörpertes Traumbild aus einem arabischen Zaubermärchen; schreiten wir rückwärts durch den stillen Myrthenhof und treten wir durch das schmale Pförtchen, welches sich zwischen seinen schlanken Marmorsäulen öffnet, in den Löwenhof, in den „patio de los leones“. Er ist das Allerheiligste der Alhambra und in unzähligen maurischen Romanzen besungen worden.

Der Löwenhof bildet ein Viereck von 120 Fuß Länge und 73 Fuß Breite. In seiner Mitte steht die Gruppe der zwölf chimärischen Ungeheuer, nach denen der Hof seinen berühmten Namen führt, welche eine große Marmorschale auf ihren Rücken tragen. Zu welcher Thierspecies die Ungeheuer eigentlich zu zählen sind, ist problematisch; am meisten gleichen sie allerdings den Löwen. Der Koran, der bekanntlich die Abbildung von Thieren verbietet, gestattet ihnen eigentlich ihr Dasein nicht, und deßhalb hat der maurische Künstler, der sie schuf, wohl ihre Gestalten dem Fabelreich entnommen. Eine zweite Marmorschaale erhebt sich oberhalb der untern und sendet einen majestätischen Wasserstrahl aufwärts, dessen Tropfen in die größere Marmorschale niederplätschern. Beide Marmorschalen sind reich mit arabischen Sprüchen und vielverschlungenen Arabesken verziert. Das Plätschern und Rauschen des großen Wasserstrahls wird durch das Ge-

räusch von zwölf Wasserstrahlen begleitet, welche die Ungeheuer aus ihren weitgeöffneten Rachen speien. Früher umgab den Marmorbrunnen mit seinen Ungeheuern ein blühender Garten voll tropischer Gewächse; heute hat seine Stelle ein leichter, kurzgehaltener Rasen eingenommen, dessen sanftes Grün in erquickender Weise das von dem weißen Marmor, aus dem die Arkaden des Hofes bestehen, geblendete Auge berührt. Die eigentliche Schönheit des Hofes liegt in dieser, ihn auf seinen vier Seiten umgebenden, bedeckten Gallerie, deren Bogen von 128 schlanken weißen Marmorsäulen getragen werden. Auf den schmalen Seiten des Hofes erweitert sich der Säulengang zu zierlichen Pavillons, deren Decken auf 21 Marmorsäulen ruhen. Die maurische Architektonik hat in diesen Säulen und Bogenrundungen wirklich Wunderbares geleistet. Wie junge Palmenstämme entwachsen sie ohne Piedestal dem weißen Marmorboden; die Kapitäle haben nach arabischem Brauch verschiedene Formen; aber Eins übertrifft das Andere immer an Zierlichkeit und Schönheit. Das Feld oberhalb der Bogen nimmt ringsum ein in der kunstvollsten Weise gefertigter Rahmen von feinster durchbrochener Arbeit ein, welche einer Spitzengarnitur von weißem Marmor gleicht. Die Decke des Säulengangs besteht wieder aus prächtiger, buntbemalter und reichvergoldeter Holzarbeit. Ueber den Bogengängen der beiden Langseiten erheben sich die Kuppeln des Schwestersaals und des Saales der Abencerragen. Die Schönheit des Löwenhofes schildert eine im Saale der Schwestern befindliche arabische Inschrift mit folgenden Worten: „Ein Garten

bin ich der Wonne, zusammengesetzt aus allen Schönheiten. Anmuth und Zierlichkeit sind in mir niedergelegt. Kein Werk mag neben mir bestehen und der Blick sagt dir, wie vielfach meine Schönheiten sind. Ein ruhiges Gemüth wird nirgends erquickendere Kühle finden, als bei mir. Ich enthalte ein kostbares Gemach, dessen Anfang und Ende sehr rein ist. Das Zeichen der Zwillinge allein deutet die schöne Verzweigung meiner Zierrathen, welche ihnen ein Scheindasein gibt, sehr ähnlich der Wirklichkeit. Auch der Mond muß mir weichen, weßhalb schöne Frauen zu meinem Reiche gehören mögen. Wenn die Sonne in ihrem Laufe ruhte, so wäre es nicht zu verwundern, denn sie hält sich auf, um meine Klarheit zu sehen; da ich, ein Gemach, den Himmel verdunkle und alles Schöne von mir Dasein erlangen könnte. Und wer mich recht ansieht, der wird mich betrachten mit der Ruhe und der Sorgfalt, die ich verdiene. Die Kreise des Himmels scheinen neben mir verdunkelt und mit Wolken bedeckt. Ich enthalte auch Säulen von großem Werthe; ihre Gestalt ist schlank und frei, und der Schatten, den sie geben, ist gleich einem hellen Strahl, und an ihm sind Perlen ohne Gleichen. Und wer sie errichtet hat, kann sich über alle erheben. Unvergleichlich ist ihre Pracht und ihr Leben, und Niemand vermag ihren Preis zu nennen. Und wenn die untergehende Sonne ihre Strahlen ausbreitet und dies Gemach trifft, entsteht ein Glanz ohne Gleichen, dem du weder an Form noch an Farbe etwas vergleichen kannst. Was mir aber meinen größten Werth gibt, ist der Glaube, der in mir sich in seinem vollsten

Glanze zeigt, und in ihm vereinigen sich alle meine Schönheiten *)."

Wenn wir aus dem Myrthenhof in den Löwenhof treten, so haben wir „den Saal der beiden Schwestern" zur linken Seite. Sein Niveau ist um einige Stufen über das Niveau des Löwenhofes erhöht. Den Namen führt er nach zwei aus einem einzigen Marmorblock geschnittenen weißen Marmorplatten, welche in den Fußboden eingefügt sind. Zu beiden Seiten des Saals sind erhöhte Nischen, in denen Ruhebetten standen. Jedenfalls gehörte der Saal der beiden Schwestern zu den Frauengemächern der Alhambra. In der Seitenwand des Saales öffnet sich ein Bogen auf einen Korridor, der die Länge des Saales hat. Er heißt der „Saal des Infanten". An diesen Korridor schließt sich ein ganz reizendes Gemach: „El tocador de la Lindaraja", achteckig, mit einem Plafond von Glas, die Wände mit kunstvoller Schnitzerei bedeckt. Aus seinen hohen Fenstern schaut man in einen Garten, in dessen Mitte zwischen Blumen und Rosengebüsch der Strahl einer Fontaine in ein muschelartiges Becken von weißem Marmor niederfällt. Die eine Seite des Gartens ist von zwei übereinanderlaufenden, von weißen Marmorsäulen getragenen Gallerien umgeben, von denen die untere zu den Badegemächern, die obere zu dem „mirador de la reina" führt.

Der „Saal der Abencerragen" zur rechten Seite des

---

*) Leipzig, 1866.

Löwenhofes ist der poesievollste und zugleich der schrecklichste Saal der Alhambra. „Poesie zu Marmor verkörpert, ein Gedicht von Stuck, Harmonieen von Perspektiven und Lichtseiten“ nennt ihn Arthur Stahl*) — ich bin der Meinung, daß man seine Schönheiten nur mit dem Pinsel und nicht mit der Feder wiederzugeben im Stande ist. Eine reichgeschmückte Bogenthüre bildet seinen Eingang. Seine Gestalt hat eine längliche Form. Zwei auf freistehenden, schlanken Marmorsäulen ruhende Bogenwände theilen ihn in drei Abschnitte, so daß der Mittelraum ein Quadrat bildet. Ein reicher breiter Fries umgibt das Quadrat in der Höhe; oberhalb des Frieses laufen zwei luftige, von Säulen getragene Gallerien übereinander, und über diesen Gallerien beginnt nun die wunderbare Kuppel sich tropfsteinartig aufzubauen, so leicht, so kühn, so schön, daß das Gesetz der Schwere durch diese kühne Architektonik gehoben zu sein scheint. Der Saal erhält sein mystisches Licht durch die Bogenfenster der obern Gallerie. Die Tropfsteingebilde der Kuppel haben einen purpurfarbenen Grundton, über den sich ein goldenes Netz von Arabesken und ineinander verschlungener Koransprüche aus feinen Maschen hinaufhebt. In der Mitte des Saals befindet sich der berühmte Marmorbrunnen, an dessen Rande dunkelrothe Blutflecken von dem Morde der Abencerragenritter erzählen. Das weiße Marmorbecken ist der Mittelpunkt des Romans, der im

---

*) Spanien. Reiseblätter von Arthur Stahl. Leipzig, 1866. O. Wigand.

Cypressenschatten „des Hauses der Feste" begann, sich in den Gottesgerichten auf der Bibarrambla in Granada fortsetzte, und mit dem Untergange des arabischen Königreichs in Spanien endigte. König Boabdil entthronte mit Hülfe der Zegris seinen greisen Vater und ermordete die Abencerragenritter im Augenblicke, als er Castilien und Aragonien gegen den Halbmond alle ihre Kräfte vereinigte. *) Er lud dreißig, unter ihnen Aben-Hamet ein, nach der Alhambra zu kommen, und ließ den Palast schließen. Im Myrthenhof warteten die Ritter auf die Audienz. Einzeln wurden sie durch den Löwenhof nach dem Saal geführt, der noch heute ihren Namen trägt, und Einem nach dem Andern wurde, sowie er den Saal betrat, am Marmorbassin der Kopf heruntergeschlagen.

Das ist das arabische Königsschloß im Thal von Granada, welches, wie die Araber sagen, an Fruchtbarkeit das Thal von Damaskus übertrifft, „deren weiße Villa's Perlen des Morgenlandes gleichen, verstreut auf einer Schale von Smaragd", in Tausenden von arabischen Romanzen gefeiert und besungen, in dessen Marmorhöfen und Marmorsälen die letzten Scenen des maurischen Königreichs spielten, welches 777 Jahre in Spanien bestanden hat. Und damit der Leser nicht sagen kann, er habe nicht alle Säle und Räume des Schlosses gesehen, so lade ich ihn am Schlusse dieser Wanderung ein, noch einen Besuch im „mirador de la reina" — im Boudoir

*) S. Spanien und die Spanier. Von Emanuel de Cuendias.

der Maurenkönigin — und in den Bädern zu machen. Das Boudoir befindet sich auf der Plattform einer der massigen, viereckigen Thürme. Die obere Gallerie aus dem tocador de la Lindaraja führt dorthin. Es ist ein kleiner, viereckiger Pavillon, auf jeder Wand durchbrochen und von einer durch marmorne Säulen getragenen Gallerie umgeben, aus deren Bogenfenstern man eine wundervolle Aussicht genießt. Einst hat dies Gemach unzweifelhaft den Maurenköniginnen, welche die Alhambra bewohnten, als Boudoir gedient; zuletzt hat dasselbe Karls V. Gemahlin, die Königin Eleonore, bewohnt. Wie es nicht anders sein kann, so hat Karl V., der den Winterpalast niederreißen ließ, um seinen häßlichen Cirkus an dessen Stelle zu setzen, auch dies reizende Gemach verunstaltet. Die Wände sind durch ihn mit Schäferscenen und Amoretten und mythologischen Darstellungen bedeckt. Ich begreife nicht, wie ein Schriftsteller, der Spanien bereist hat, diese Bilder „werthvolle Malereien italienischer Meister“ nennen kann. Ich finde sie abscheulich, eben so abscheulich wie die sämmtlichen andern Schöpfungen Karls V. in Spanien. Der Blick aus den Fenstern dieses Boudoirs auf die maurische Königsstadt im Thale mit ihren Granaten- und Orangenhainen, auf die Schneegipfel der Sierra und auf die weiße Generalife zwischen ihren dunklen Cypressengruppen tröstete mich über den Anblick dieser verunstalteten Wände. Die Bäder, zu denen man aus dem Garten der Lindaraja hinabsteigt, sind jetzt auch wieder in maurischem Geschmack hergestellt. Eins der wenigen Verdienste der Regierung der Königin

Isabel besteht darin, den Alcazar in Sevilla und die Alhambra in Granada wieder hergestellt, sowie die Moschee des Califen in Cordoba soweit, wie es möglich ist, von der sie verunstaltenden Barbarei gereinigt zu haben. Zu den Bädern der Alhambra steigt man auf einer bequemen, an zwei Stellen ganz dunkeln Treppe hinab. Ein ziemlich großer Marmorsaal mit durchbrochener Decke, durch deren sternförmige Oeffnungen das Sonnenlicht gleitet, macht den Anfang in der Reihe dieser orientalischen Bäder. Ein großes Marmorbassin nimmt seine Hauptwand ein; ein kleineres befindet sich in einer Nische; auf den großen Badesaal öffnen sich kleinere Säle mit kleinen Marmorwannen, die „Bäder der Prinzen" genannt. Der schönste Raum unter diesen unterirdischen Bädern ist der Saal, wo der Badende nach dem Bade ausruht. Auf Stufen innerhalb Nischen standen die Ruhebetten. Die Wände sind in ihrer obern Hälfte mit feingearbeitetem Stuck, in ihrer untern Hälfte mit bunten Azulejo's bedeckt. Auf einer obern Gallerie, durch deren Bogenfenster der Saal erleuchtet wird, befanden sich die Sänger. Bei der Restaurirung dieses Saales hat der Architekt die Geschmacklosigkeit begangen, in den Devisen der Azulejo's das „plus ultra" Karls des Fünften mit dem arabischen Spruche „Gott allein ist der Sieger" zu verschlingen.

Neuntes Kapitel.

Das Haus der Feste.

Geheimnißvolle Schlucht. Verschwiegene Pfade. Das „Haus der Feste". Ein arabischer Zaubergarten. Die Lorbeerlaube. Schwarze Cypressen. Der Abencerragenritter und der Morgenstern. Die Lilienquelle auf dem Elenaberge. Prächtige Rundblicke. Santa Fé. Alhama. Der letzte Gothenkönig und die Tochter des Grafen Julian. „Um eines Mädchens willen". Held Pelayo. Die Schlacht im Devonthale. Die Gräber bei Cora Donga. „Der Morgenstern". Der letzte Maurenkönig. Der Fall Granada's. „El sospiro del Moro".

In der Schlucht, welche die Mauern der Alhambra vom Elenaberge trennen, steigen wir zur Generalife, „dem Hause der Feste", hinauf. Ein schmaler Pfad windet sich durch das dichte Gebüsch zum Rücken des Berges hinan, auf dessen Gipfel, wie Hailbronner sagt, „die weiße Saracenenpracht im grünen Frühlingsschmucke vor uns steht, rührend und einnehmend wie ein schönes, blasses Mädchen, das in seidenem Festgewand und Brautschleier, Rosen und Myrthen durch das dunkle Haar geschlungen, sittsam und ergeben am Altare den glücklichen Bräutigam erwartet." Die Generalife war das Sommerschloß der maurischen Königinnen und diente als „Haus der nächtlichen Feste", welche uns die arabischen Liebesromanzen

in prächtigen Worten schildern, während die offiziellen Feste im Königsschlosse selbst, im Saal der Gesandten, gefeiert wurden. Verschwiegene Pfade führten damals durch das Gebüsch der Schlucht, durch welche wir hinaufsteigen. Nach einer Viertelstunde stehen wir vor einer weißgestrichenen, von einem maurischen Bogen überwölbten Pforte. Der Klopfer fällt; die Thür öffnet sich von Innen; wir treten ein und befinden uns plötzlich im Bann des Schlosses, welches wir im Hintergrunde eines orientalischen Gartens gerade vor uns erblicken; und zwar sehen wir die Rückseite der Generalife, ihre Façade ist dem steilen Abhange des Berges nach dem Albaycin zugekehrt. Ein offener Säulengang zur Linken führt uns am Rande des Berges zu dem kleinen, ein längliches Viereck bildenden Palaste; rechts steigen terrassenförmig die Zaubergärten „des Hauses der Feste“ die grünen Berghöhen hinan, deren Gipfel ein weißer Pavillon krönt. Der Palast ist zweistöckig. Das Erdgeschoß enthält einen hohen und luftigen Salon nebst zwei kleineren Räumen zu beiden Seiten, welche sich auf eine offene, von schlanken, weißen Marmorsäulen getragene Bogenhalle öffnen. Dieselbe bildet nebst einer zweiten, über sie gestellten Halle und einem von einer Gallerie umgebenen Belvèdere die Façade. Früher war diese Façade ganz mit der feinen Filigranarbeit aus Stuck bedeckt, welche wir in den Höfen der Alhambra bewundern, und welche Spitzenschleiern gleicht, während die Decken der Arkaden in reichster Vergoldung und buntestem Farbenschmuck strahlten. Heute sind Façade, Bogengänge

und die Wände der inneren Säle, Dank dem Geschmacke des Verwalters des jetzigen Besitzers, des italienischen Grafen Pallavicini, des Eigenthümers der bekannten Villa bei Genua, mit einer weißen Kalktünche überzogen, unter der das Auge die wunderbare, maurische Filigranarbeit nur mit Mühe zu entdecken im Stande ist. Der Graf ist niemals in Granada gewesen, hat also die architektonischen Schönheiten seines Schlosses ebensowenig gesehen, wie ihre Verunstaltung. Die Wände der inneren Räume sind mit den Portraits Ferdinand's des Katholischen und seiner Gemahlin, den Eltern Karl's des Fünften und den Familienbildern des jetzigen Besitzers, Grafen Pallavicini, decorirt, welche ihren historischen Werth haben mögen, doch nicht hieher gehören. Aber die Gärten sind glücklicherweise durch Nichts entstellt; sie prangen noch heute in ihrer arabischen Schönheit und tropischen Vegetation, wie zur Zeit Boabdil's, des letzten Maurenkönigs. Steigen wir ihre Terrassen hinan. Währenddem verkörpern sich von Neuem vor uns die Poesie und Romantik eines arabischen Zaubermärchens. Durch Marmortreppen, durch Thore aus Broncefiligran und durch rankenbekleidete Mauern sind die einzelnen Terrassen getrennt und zugleich verbunden. Die Blumenbeete liegen, wie im Garten des Alcazar in Sevilla, einige Zoll tiefer als die mosaikgepflasterten Wege, welche in Schlangenwindungen aufwärts bis zum Gipfel des Berges führen. Neben den Wegen, neben den Stufen der Marmortreppen, an den Rändern der Terrassen laufen Rinnen von buntem Azulejos, welche das eiskalte Wasser der auf dem Gipfel des Elena=

berges entspringenden Lilienquelle zu den Blumenparterres, zu den Lorbeerwänden und zu den Stämmen der riesigen Bäume führen. Ueberall murmeln und plätschern wieder die Wasser und mischen ihren Gesang mit dem Rauschen eines mächtigen Springbrunnens, der seinen Wasserstrahl hoch hinaufwirft, um ihn in Millionen silberner Tropfen und Strahlen in ein weites, weißes Marmorbecken niederfallen zu lassen. Und welch' eine dichte Fülle von tropischer Vegetation, von Blüthen, Blumen und Blättern, zwischen denen wir von einer Terrasse zur andern emporsteigen! Unter Laubengängen von Granaten, Lorbeeren und Orangen, zwischen Rosenhecken und Beeten, aus denen uns die ganze Blumenfülle des Orients entgegenduftet, kommen wir durch Alleen von mächtigen Cypressen, deren dunkle Stämme von hellen Rebenguirlanden umschlungen sind, an offenen Lauben und aus Laubwerk gebildeten Tempeln vorüber; dort ist die Lorbeerlaube, wo während eines jener nächtlichen Feste sich die schöne Königin und der Abencerragenritter gefunden haben sollen; hinter der Lorbeerlaube ragen die schwarzen Cypressen hoch in den sonnenfunkelnden spanischen Himmel auf, die einzigen Zeugen jenes Stelldicheins; sie stehen schon weit über ein halbes Jahrtausend an dieser Stelle und haben das maurische Königreich in seiner Pracht, sowie in seinem Untergange gesehen. Und immer mehr erweitert sich der Rundblick, je höher wir steigen; immer verändert und vermehrt sich die Farben- und Blumenpracht der einzelnen Terrassen, auf welche wir hinabblicken. Nun sind wir oben auf der Höhe des Berges, neben uns sprudelt

die Lilienquelle; wir umfassen jetzt mit einem Blicke die ganze Schönheit und Herrlichkeit des Thals von Granada, und alle Erinnerungen der Romantik, welche den Kampf des Kreuzes mit dem Halbmond begleiten, verkörpern sich vor uns in sichtbaren Momenten. Ein solcher Aussichtspunkt existirt nicht zum zweitenmal auf der Erde! Gerade unter uns das weiße Saracenenschloß in seiner Blüthenpracht; zur Rechten in der Schlucht die zerstreuten Häusergruppen des Albaycin, des Stadttheils von Granada, wo, nach dem Fall der arabischen Herrschaft, die zurückgebliebenen Mauren und Juden wohnen mußten, ein maurisches Ghetto; jenseits auf grünem Hügel, durch die waldbedeckte Schlucht vom Elenaberge getrennt die rothen Mauern und Thürme der Alhambra, aus dem köstlichen Walde aufsteigend, den wir bei Beginn unseres Spaziergangs durchschritten haben; am Horizont die mit einem weißen Schneemantel umhüllten schroffen Abstürze und Höhen der Sierra. Die Ebene bildet die reiche Vega von Granada mit ihrem lichten Grün, mit ihren weißen Landhäusern, mit ihren Ulmen, Platanen und Kastanien. Alle Erinnerungen aus den letzten Feldzügen des christlichen Spaniens gegen das letzte maurische Königreich tauchen aus der reichen, grünen Ebene vor uns auf. Wir sehen Santa Fé, wo das Lager König Ferdinand's stand; die heutigen Straßen des Städtchens bildeten die Zeltgassen; dort ist die Kapelle am Ende jenes Orangenwäldchens, wo die Königin Isabel bald in die Hände einer maurischen Streifschaar gefallen wäre. Nur die Schnelligkeit ihres andalusischen Pferdes rettete sie vor

der Gefangenschaft. Und dort erblicken wir die weißen Häusergruppen von Alhama, welches den Schlüssel der Ebene von Granada bildet, nach dessen Fall sich die Feldherren König Ferdinand's zur Belagerung der Königsstadt anschickten. Von seinem Falle singt der arabische Dichter:

„Durch die Straßen von Granada
Einst der Mohrenkönig ritt;
Von dem Thore von Elvira
Bis zu dem von Bibarrambla;
Wehe mir! — Alhama! —
Kamen Briefe an den König
Daß Alhama sei gefallen;
Warf die Briefe in das Feuer,
Und den Boten hieb er nieder;
Wehe mir! Alhama!“ —

Um eines Mädchens willen erlitten die Ungläubigen in Spanien einst ihre erste Niederlage, und ein Liebeshandel war die Ursache zum Fall des Königreichs Granada, des letzten Hortes der Mauren. Graf Julian, dessen Tochter Florinde der letzte Gothenkönig Roderich verlassen hatte, rief die Mauren in's Land. Im Jahre 711 wurden die Gothen am Guadalete auf's Haupt geschlagen und sieben Jahre später lagerte Held Pelayo in der Cora Donga in Asturien mit einer kleinen Schaar. Pelayo, der Sohn des Herzogs von Cantabrien, hatte eine reizende Schwester, in welche sich der maurische Feldherr Al-Munaza verliebte. Er wollte sie rauben und Pelayo trat ihm in den Weg. Da klagte Jener beim Khalifen von Cordoba, und dieser sandte ein Heer von hunderttausend Streitern gegen Pelayo. Im engen Devonthale stürmten die Mau-

ren an. Aber die Heldenschaar Pelayo's stürzte Steine und Felsstücke auf sie herab; was die Felsstücke nicht erschlugen, fiel unter ihren Schwertern, und von den hunderttausend Mauren blieb auch nicht Einer übrig, um die Hiobspost nach Cordoba zu bringen. Noch jetzt werden bei Cora Donga Gebeine der Erschlagenen und saracenischen Waffen ausgegraben, prächtige Krummschwerter, Lanzen, schlank wie Schilfrohr, und Schilder, auf denen der Halbmond noch trübe glänzt, wie eine träumerische Erinnerung aus alten Zeiten. Und mit der Schlacht in der Felsschlucht von Cora Donga begann der glorreiche Kreuzzug, der von Vater auf Sohn vererbt, nicht eher endete, als bis der letzte Maurenkönig Boabdil vor den Waffen Königs Ferdinand des Katholischen aus Granada geflohen war. Und wieder war ein Christenmädchen die Ursache an Granada's Fall. Zoraya, der „Morgenstern" war die Tochter des Statthalters von Martos, Isabel de Solis. Sie gerieth in maurische Gefangenschaft, und wurde die Favoritsultanin Abu-Hassans, Königs von Granada.

Und dort jener kleine spitze Berg, welcher sich am Ausgange der Bergkette der Alpujarras über den ganzen Höhenzug so sichtbar erhebt, welche Bedeutung hat jener Berg in dem maurischen Drama, das nach sieben Jahrhunderten in diesem Thale endigte? Der Berg heißt noch heute „El sospiro del Moro" — „der Seufzer des Mauren". Von jenem Berge erblickte der wegziehende König Boabdil nach dem Falle Granada's zum letzten Male das verlorene Paradies. Und —

„Ach, bei diesem Anblick brach er
Aus des Königs Brust der Seufzer;
Thränen überströmten plötzlich
Wie ein Sturzbach seine Wangen.“

„Düster von dem hohen Zelter
Schaut herab des Königs Mutter
Schaut auf ihres Sohnes Jammer
Und sie schalt ihn stolz und bitter.“

„Boabdil el Chico“, sprach sie,
„Wie ein Weib beweinst Du jetzo
Jene Stadt, die Du nicht wußtest
Zu vertheid'gen wie ein Mann.“

Zehntes Kapitel.

Aus Andalusien.

Das Guadalquivirthal. Monotonie der Landschaft. Einfassung der Ländereien. Aloë und Tuna. Cordoba, ehemals und heute. Das heutige Andalusien. Sümpfe. Epidemische Fieber. Ruinen von Italica. Ein Ort mit einem Bewohner. Utrera. Labrija. Progressisten, Unionisten, Republikaner. Jerez de la Frontera. Die Umgegend von Jerez. Folgen des Verlustes van Cuba. Das südwestliche Andalusien. Von Jerez nach Cadix. Santa Maria. Insel San Leon. Cadix.

Sevilla hat eine reich angebaute Vega. Wenn der Bahnzug aber auf einer eisernen Brücke den Guadalquivir überschritten hat, nimmt das Guadalquivirthal bald wieder das monotone Aussehen an, welches sein landschaftliches Gepräge auch zwischen Cordoba und Sevilla bildet. Weite, unbebaute Strecken wechseln mit Waideland und hie und da mit geringfügigen Olivenwaldungen. Ein ganz eigenthümliches Ansehen erhält die Landschaft dadurch, daß die Aloë und die Tuna, eine Cactusart mit dicken, stachligen Blättern, als Einfassung der Ländereien gebraucht werden und undurchdringliche Gehege bilden. So weit das Auge blickt, keine Häusergruppe und kein Baum! Das ist das zur Zeit der Mauren so lachende und blühende, überall angebaute Andalusien.

Das maurische Königreich Cordova war einst der blühendste, reichste und am besten bebaute Theil der ganzen Halbinsel. Es zählte mehrere Millionen Bewohner. Cordoba, die Hauptstadt des Omnajadenreichs, war die größte und volkreichste Stadt Europa's, wie heute London. Ein arabischer Geschichtsschreiber versichert, daß Cordoba mit den Vorstädten sich fünf französische Meilen weit am Ufer des Guadalquivir ausdehnte. Andere Geschichtsschreiber schätzen die damalige Länge der Stadt auf fünf Meilen, ihre Breite auf anderthalb Meilen. Sie hatte zweimalhundert und zwölf tausend Häuser, darunter sechszig tausend große Gebäude, sechshundert Moscheen, sechzig Hospitäler, achtzig öffentliche Schulen, neunhundert Bäder und fünf und achtzig tausend Karavanserai's. Außerhalb des die Stadt umgebenden Walles, dessen Umfang sechs französische Meilen betrug, breiteten sich zwei und zwanzig wohl gepflasterte und wohl beleuchtete Vorstädte aus. Die Bevölkerung von Cordoba zählte mehr als Eine Million. Abderrahman der Dritte baute in der Umgegend von Cordoba einen Palast, den er „Azzahra“ nannte. Azzahra bedeutet „Blume der Schönheit“. „Ein moderner Geschichtschreiber“, sagt Manuel de Cuendias, „der sich unterfinge, den Azzahrapalast der Wahrheit gemäß zu schildern, würde für verrückt gehalten oder für einen Märchenerzähler, der das Publicum mit „spanischen Schlössern“ oder mit Luftschlössern, wie man auf gut deutsch zu sagen pflegt, zum Besten hat. Doch haben wir keinen Grund, an der Wahrheitsliebe der arabischen Chronikenschreiber zu zweifeln, die den Azzahra mit eigenen

Augen gesehen haben. Dieselben berichten einstimmig wie folgt:

Der Palast erhob sich in der Mitte zahlreicher Gebäude, welche sämmtlich zur Residenz Azzahra gehörten. Dort wohnte der Khalif, seine Frauen und Diener. Während des Baues waren täglich zehntausend Menschen bei demselben beschäftigt; fünfzehnhundert Maulthiere und vierhundert Kameele gingen fortwährend ab und zu, beladen mit unermeßlichem Baumaterial. Sechstausend behauene Steine wurden täglich verbaut, außer den unbehauenen, deren Zahl sich nicht berechnen läßt.

Die Saaldecken wurden getragen von viertausend dreihundertzwölf Marmorsäulen von verschiedener Farbe — der Marmor kam aus Frankreich, Griechenland, Italien und Afrika — und waren ebenso wie der Fußboden sammtblau gemalt und mit Goldzierrathen berändert. Kreuz- und Querbalken waren aus dem härtesten Cedernholz und mit seltner Kunstvollkommenheit geschnitzt. Der Hauptsaal — der Saal des Khalifen — war ganz aus Marmor. Seine Wände und seine Decke, die mit Diamanten, kleinen Perlen und andern Edelsteinen eingelegt waren, zierten Basreliefs und sinnreiche Arabesken. In der Mitte des Saals befand sich ein Springbrunnen, dessen Becken aus Jaspis war, aus welchem kristallklares Wasser sprudelte, die Lüfte mit balsamischen Düften erfüllend, Herz und Sinne erfrischend. Den Boden des Quellbeckens bildeten zahllose Edelsteine, welche mit täuschender Aehnlichkeit den Grund natürlicher Quellen nachahmten, der oft reich ist an wunderlicher Kristallisation.

Rings um diese Fontaine schienen zwölf Thiere von gediegenem Golde und in Lebensgröße Wache zu stehen. — Sie waren sehr künstlich gruppirt. Ueber einem kolossalen Löwen, dessen Natur an die Wüstenkönige der Sahara erinnerte, standen als gehorsame Höflinge eine Antilope und ein Krokodil, während ihnen gegenüber ein Adler und ein Drache die schwächeren Luftsegler und schwächeren Hofbewohner, nämlich ein Falke, ein Pfau, eine Taube, ein Hahn, eine Henne und eine Gans zu befehligen schienen. Aus Rachen und Schnabel dieser Thiere sprudelte ewig frisches Wasser, Dank den Winden aus der Sierra-Morena; bei Tage blitzte und funkelte es unter den Strahlen der andalusischen Sonne; bei Nacht sprühte es als mondbeglänzter Diamanten- und Smaragdregen durch das grüne Laub der Gärten. Auf den Wellen des Quellbeckens schwamm ein goldener Schwan und unmittelbar über der Fontaine hing eine Perle von reinstem Wasser und von merkwürdiger Größe. Sie war ein Geschenk, welches der griechische Kaiser Leo dem erhabenen Abderrahman verehrt hatte. Ebenso reich verziert waren die übrigen Säle und Gemächer des Palastes. Ueberall kostbare Tapeten aus Damaskus; überall reiche Teppiche aus Perlen und Gold, gediegenes Gold in fabelhafter Masse. Ueberall Blumen, Landschaften und Vögel, die der Natur so getreu nachgeahmt waren, daß man das Zwitschern der Waldsänger zu hören, den kühlenden Fächer der Abendluft zu fühlen und den berauschenden Blumenduft zu schlürfen glaubte. —

Außer dem Alcazar, nämlich der eigentlichen Residenz,

enthielt der Azzahra noch eine große Anzahl von Gebäuden, alle in demselben Geschmack erbaut und von unvergleichlicher Pracht, ohne eine Moschee zu rühmen, die allerdings nicht so umfangreich wie die große Moschee zu Cordoba war, jedoch in Bezug auf Reichthum und Schönheit sich wohl mit ihr messen konnte. Die Mezquita des Azzahra hatte tausend Arbeiter beschäftigt, welche sie binnen acht und vierzig Tagen aus dem Nichts hervorzauberten.

Wir müssen außerdem die „Zecca" — das Münzgebäude — erwähnen. Der Kasernen für die Soldaten der Leibwache waren zwanzig, nämlich zwölf für das Fußvolk und acht für die Reiterei. Möglich eben so viele Paläste, die ein Vezier in jedem andern Lande, als in dem wunderstrahlenden Reiche von Cordoba sich glücklich geschätzt hätte, bewohnen zu dürfen.

Die Gärten, die den Azzahra einschloßen, waren, nach den Mittheilungen der arabischen Schriftsteller, nicht weniger schön und großartig. Myrthen-, Lorbeer-, Oliven- und Orangenhaine reihten sich aneinander, wie eben so viele Palastreihen, die eine kaiserliche Residenzstadt bilden. Myriaden seltener Thiere, mit großen Kosten aus fremden Ländern hergebracht, zahllose Vögel mit buntem Gefieder und melodischen Stimmen belebten die Gärten. Prachtvolle Bäder aus Marmor und Porphyr, welche hier und dort unter Orangen- und Citronenlaub standen, dienten zur Erhaltung der Frauenschönheit wie zu den frommen Waschungen der Männer.

Im Mittelpunkt des großen Gartens und auf einer Anhöhe, wo man die Aussicht auf ein entzückendes Pano-

rama hatte, erhob sich der Pavillon des Khalifen. Abderrahman pflegte hier auf der Rückkehr von der Jagd auszuruhen. Das graciöse Gebäude, getragen von Marmorsäulen mit ciselirten Goldcapitälen, hatte etwas Phantastisches, und glich, bei seiner Lage mitten im Grünen, einer Zaubergrotte im Schooß eines gefeiten Waldes. Der Plafond und die Wände des kaiserlichen Pavillons waren mit Gold und mit Edelsteinen eingelegt. Das größte Wunder aber war eine Riesenmuschel aus Porphyr, die sich in der Mitte des Hauptsaales erhob. Sie war mit Quecksilber gefüllt, welches durch eine kunstvolle Vorrichtung immerfort strömte. Diese Muschel war eine Lieblingsspielerei Abderrahmans. Wenn er einen seiner Gäste, der den Pavillon zum ersten Mal sah, überraschen oder erschrecken wollte, so mußten seine Diener auf ein gegebenes Zeichen alle Thüren des Saals auf einmal öffnen, und die Sonne, die plötzlich mit ihrem Strahlenmeer den ganzen Saal übergoß, spiegelte ihr Flammenbild an den Wänden und in den Diamanten, Smaragden und Rubinen tausendmal ab. Ferner wurde durch eine optische Täuschung, die heutzutage jedes Kind begreift, während sie in jenen Zeiten Zauberei schien, der Sonnenglanz vom Quecksilber so zurückgestrahlt, daß er dem Leuchten des Blitzes glich, während die fortwährende Bewegung des Metalls die Täuschung vollendet und der ganze Pavillon zu beben und zu schwanken schien, wie ein von zornigen Meereswogen geschaukeltes Schiff.

Vierzig Jahre wurde an diesen großen und kleinen Wunderwerken gearbeitet und die arabischen Chroniken

versichern, daß die Baukosten sich auf nicht weniger als hundert und zwanzig Millionen Dinars beliefen, ungerechnet der zahlreichen kostbaren Materialien, wie Marmorblöcke, Goldstangen und Edelsteine von noch „hundertmal so großem Werthe", die dem glänzenden Khalifen von fremden Herrschern während des Alcazarbaues zum Geschenk gemacht wurden.*)

Heute ist die prächtige Hauptstadt des Reiches der Omnajaden zu einer stillen und armen spanischen Provinzialstadt geworden, welche kaum sechs und zwanzig tausend Bewohner zählt. Vom Alcazar sind einige Trümmerreste übrig geblieben. Eine Palme wiegt traurig ihr einsames Haupt auf dem „Arizafa" — dem Walle —, die Orangenhaine und Citronenwälder sind verwildert und von den kostbaren Gärten sieht man nur noch einige unförmliche Reste. Und wer ist Schuld an dieser barbarischen Verwüstung und Verwilderung, an dieser Verarmung der einst so reichen, bevölkerten und glänzenden Khalifenstadt? Derselbe Mensch und dieselben Pfaffen, die die Moschee von Cordoba so schändlich verunstaltet haben, Karl der Fünfte und die Pfaffen der Inquisition.**) „Karl der Fünfte", sagt Cuendias, „übergab den Alcazar der Inquisition, welche daraus ihren Palast machte, die Gärten verwildern ließ und sich dafür beeilte, die graciösen maurischen

*) S. Spanien und die Spanier. Von Emanuel von Cuendias. Brüssel und Leipzig. 1851.

**) S. Vom spanischen Revolutionsschauplatz. Von Gustav Rasch. Wien. 1869. A. Hartleben.

Fenster mittelst häßlicher Kerkergitter zu entstellen. Aus den Sälen zu ebener Erde und aus den kühlen Gewölben wurden Gefängnisse und Folterkammern gemacht. Statt der Liebesromanzen und Heldengesänge, die einst in den glänzenden Räumen ertönten, widerhallten jetzt nur die Seufzer der Gepeinigten und das Hohnlachen der Heuchelei. Das maurische Prinzengemach bewohnte später der Groß-inquisitor; im Saale Almansors, des Duldsamen, hielten die Mönche blutiges Gericht. Arme Mauren, die treu am Glauben ihrer Väter hingen, wurden hier täglich zum Flammentode verurtheilt; in demselben Saale, wo Al-mansor mit goldenen Buchstaben die Worte: „Die Könige Cordoba's haben den Christen die freie Ausübung ihrer Religion gestattet", als Inschrift in die Wand graben ließ. Der Inqusition gelang es bald, die Physiognomie der Stadt sowie des ganzen Königreichs zu verändern. Auf die Tage der Lust und der poetischen Träume folgten Tage des Schreckens. Der Palast verwandelte sich in einen Kerker und die Feste in Auto-da-fé's. Die Heuchelei, die Habsucht und der Ehrgeiz schmutziger Mönche traten an die Stelle ritterlicher Gluth und heiterer Abenteuerlich-keit. Die kaiserliche Stadt, die einst eine Million Be-wohner zählte, wurde binnen einiger Jahre traurig wie die Wüste, und verlassen, wie die Mutter, die ihre Kinder, eines nach dem andern hinsterben sah unter den Pfeilen der Pest und des Krieges." *)

---

*) S. Spanien und die Spanier. Von Emanuel von Cuendias. 1851. Leipzig und Brüssel.

Als der christliche Barbarismus die fleißigen Mauren und Juden über das Mittelmeer nach Afrika vertrieben hatte, und allmählich drei Viertel Andalusiens, wie des übrigen Spaniens, als Almosen der Kirche in den Schooß fiel oder in Besitz des Königthums und der Aristokratie gerieth, verwandelte „das Evangelium des Müßigganges“, welches Pfaffen und Mönche predigten, und die Großmachtseuche, welche die Spanier im Dienst ihrer Könige über die Meere trieb, um in Amerika und Afrika Ruhm und Beute zu erwerben, auch Andalusien in die wüste, hügelige Ebene, über welche das Auge des Reisenden, der von Cordoba nach Cadix führt, mit Verwunderung streift, da er wohl Wunderdinge vom südlichen Spanien geträumt hat. Der Guadalquivir ist versandet; die Kanäle des maurischen Bewässerungssystems liegen in Trümmern; die Regenmasse, welche nicht mehr künstlich, wie zur Maurenzeit, über die Felder und Aecker vertheilt wird, sammelt sich, bildet Sümpfe und erzeugt tödtliche, epidemische Fieber.

Auf der Fahrt von Cordoba nach Sevilla zeigte man mir in der Nähe der Ruinen von Italica, der Geburtsstadt des Kaisers Trajan, einen Ort, der im Jahre 1841 noch einen Einwohner besaß und heute in Trümmern liegt; nur die Kirche hat die Häuser und Menschen überlebt. Endlich die Häusergruppen einen kleinen Städtchens inmitten einer versandeten Ebene, von einigen Orangengärten und Olivenpflanzungen umgeben; dann eine größere Stadt mit gutgebauten, modernen Häusern, von zwei hohen Kirchthürmen überragt. Einst gehörte die Umgegend

von Utrera zu den reichsten und fruchtbarsten Strecken des gesegneten Andalusiens und brachte einen vortrefflichen Wein hervor. Heute wüßte ich nichts Interessantes von Utrera zu erzählen, als daß unter den Schätzen seiner zweiten Kirche einer von den Silberlingen gezeigt wird, für welche Judas Christus verkauft haben soll.

Fahren wir weiter durch die wüste, zuweilen morastige Ebene, welche hie und da durch große Rinderheerden und Pferdetrupps belebt wird; denn Feldbau wird hier nicht mehr getrieben, da — wie in der römischen Campagna — die Viehzucht an die Stelle des Ackerbaues getreten ist. Nur in der Umgegend von Labrija, der einzigen größeren Stadt auf der ganzen Strecke von Utrera bis Jerez, wird Getreide angebaut. Dort sehen wir auch wieder Olivenwaldungen; aber auch hier überwiegt die Viehzucht den Acker- und Oelbau bei weitem.

Weit interessanter als das Land sind die Menschen, welche mit mir das Coupé von Sevilla nach Jerez theilten. Meine vier Reisegefährten waren sämmtlich Kaufleute aus Jerez. Die zwischen uns entstandene Conversation berührte fast nur die politische Lage des Landes. „Wenn in Spanien ohne Druck von Seiten der Regierung über die Frage: ob Republik oder Monarchie? abgestimmt würde“, sagte der Eine, „so würde die Republik aus der Wahlurne hervorgehen. Sie haben ja den Beweis in den von der Zusammenberufung unserer Cortes stattgefundenen Wahlen zu den Ayuntamientos. Fast alle Ayuntamientos sind republikanisch ausgefallen, und ohne daß die immense Majorität des spanischen

Volkes republikanisch ist, wäre ein solches Resultat doch unmöglich."

„Ich will Ihnen auch meine Meinung sagen", setzte der Nachbar, ein dicker Weinhändler, das Gespräch fort, „sie lautet also: „Entlassen Sie heute die Armee und Spanien ist morgen Republik."

„Wenn die Progressisten sich nochmals auf eine Vereinbarung mit der Union liberal, welche aus nichts als aus verkappten Conservativen besteht, einlassen wollen — es ist derselbe Fehler, den sie während der letzten vierzig Jahre nun schon dreimal zum Schaden des Landes gemacht haben" — fügte der Dritte der Meinung des Weinhändlers hinzu; „nun so schlagen wir für die Republik los. Carlisten und Isabellinisten können höchstens einige Putsche im Lande zu Wege bringen; Sie werden das sehen; aber wir machen einen Aufstand, der Spanien von Cadiz bis zu den Pyrenäen in Flammen setzt."

„Jerez de la Frontera", meldete ausnahmsweise der Schaffner. Meine Reisegefährten waren in ihrem Wohnort angekommen. Ich verließ mit ihnen den Zug, um den Tag über in der Stadt zuzubringen und mit dem Abendzuge nach Cadiz zu fahren. Die berühmteste Weinstadt Spaniens dehnte sich in einer langen Linie von Westen nach Osten in der reich angebauten Ebene aus, welche mit Getreidefeldern, Orangengärten, Weinbergen und Olivenwäldchen, aus deren mattem Grün weiße Landhäuser hervorguckten, dicht bedeckt war. Jerez hat eine sehr reiche Vega. So könnte ganz Andalusien aussehen, wenn Pfaffen- und Königthum nicht drei Jahr-

hunderte in Spanien gewirthschaftet und das Land durch die Kriege und Ansiedlungen in Amerika entvölkert hätten. Die spanische Bevölkerung sank in den beiden Jahrhunderten der amerikanischen Eroberungen und Ansiedlungen von 12 Millionen auf 7 Millionen. Der Haß des jetzigen Spaniers gegen König- und Pfaffenthum ist daher leicht erklärlich. Die aus lauter hellgestrichenen, modernen Häusern mit platten Dächern, über denen die altersgrauen Thürme und Zinnen eines Maurenschlosses hinaufragen, bestehende Stadt macht einen sehr schönen, ganz südlichen Eindruck, der durch mehrere Palmenkronen, deren Umrisse sich in der Mitte der Häusergruppen an dem sonnendurchglühten, blauen Morgenhimmel abhoben, noch vermehrt wurde. An dem unschönen Bahnhofe vorüber ging ich mit meinen Reisegefährten nach der Stadt. Ich hatte mir in Cordoba einen Empfehlungsbrief an das durch seine Weingeschäfte in ganz Europa bekannte Handlungshaus Gonzales und Byaß geben lassen, und bis dorthin wollten sie mich mit echt spanischer Höflichkeit geleiten. Durch eine breite, trefflich gehaltene und mit stattlichen Häusern besetzte Straße gelangten wir auf einen großen, runden Platz, auf denen strahlenförmig vier breite Straßen mündeten. Fünf schöne, hohe Palmen verliehen dem mit Gartenanlagen und Blumenbeeten bedeckten Platze einen echt südlichen Charakter. Es waren die Palmen, deren Kronen ich schon vom Perron des Bahnhofes gesehen hatte. Der Platz diente der Bürgerschaft von Jerez als Alameda zur Abendzeit. Es war noch nicht lange her, als die Straßen,

in welche ich hineinblickte, von Barrikaden durchschnitten waren, an denen ein mehrstündiger, blutiger Kampf tobte. Meine Begleiter bestätigten mir, daß der Kampf einzig und allein von der nach der Entwaffnung von Jerez an die Stelle der Bürgerwehr getretenen Municipalgarde in brutaler Weise provocirt worden sei, und mit einer republikanischen Schilderhebung, wie die Regierung behauptete, nichts zu thun gehabt habe. Das heiße, andalusische Blut hatte die Provocation der Municipalgarde mit Flintenschüssen und Barrikaden beantwortet, und nach einigen Stunden war das Straßenpflaster mit mehreren Hundert Todten und Verwundeten bedeckt.

Die Inhaber des Handlungshauses Gonzales und Byaß waren Beide in Weingeschäften auf dem Lande; statt ihrer führte mich ihr Neffe, der Disponent des Geschäfts, in den weitläufigen Kellerräumen umher und zeigte mir die Riesenfässer, in denen alle Arten des berühmten Weines, welcher von der Stadt seinen Namen führt, aufbewahrt wurden. Die älteste Sorte hieß „Methusalem" und hatte ein Alter von fünfundsiebenzig Jahren. Ich kostete von ihr und von ihren jüngeren Collegen und ließ mir von meinem Begleiter die Geschichte der Weine und von dem ausgebreiteten Handel von Jerez erzählen. Im verflossenen Jahre hatte Cadiz allein für 56,000 spanische Thaler Jerezweine exportirt. Garrido hat Recht, wenn er in seinem interessanten Buche über das heutige Spanien den Verlust von Cuba

als einen Gewinn für Spanien erklärt und sagt: „Spanien, dessen fruchtbarer Boden nur zur Hälfte bevölkert ist, bildet selbst ein Amerika, welches benutzt zu werden verdient. Erst, als der größte Theil unserer Colonien verloren war, nahm in Spanien die Arbeit und mit ihr die Bevölkerung und der Reichthum einen Aufschwung.

Die Nachmittagsstunden bis zur Abfahrt des Zuges nach Cadiz verflossen mit einem weitern Spaziergange durch die Stadt, auf dem mich der Disponent des Handlungshauses begleitete, und mit einem Diner in dem an der Alameda gelegenen Restaurant. So schön und elegant Jerez gebaut ist, so wenig wirklich interessante Gebäude hat es aufzuweisen. Das Stadthaus hat eine in architektonischer Beziehung sehr schöne, mit trefflicher Bildhauerei geschmückte Façade; dagegen ist die Kirche ein Bauwerk von recht schlechtem Geschmack. Auf unserem Spaziergange durch die Stadt bestätigte mir auch mein Begleiter das, was meine Reisegefährten mir bereits gesagt hatten, daß die ganze Bevölkerung, außer einem kleinen Theile der reichen Bourgeoisie, republikanisch sei — nicht, ohne seine Mittheilung zuweilen durch einen schweren Seufzer zu unterbrechen.

Auch der Abendzug nach Cadiz litt an dem Mangel der Pünktlichkeit, an dem alle spanischen Bahnen leiden; er verließ den Bahnhof eine Viertelstunde nach der bestimmten Zeit. Es war ein Localzug und sehr schwach mit Reisenden besetzt. Ich

war der einzige Passagier, welcher ein Coupé erster Klasse benutzte. Der südwestliche Theil Andalusiens, durch den die Eisenbahnlinie von Jerez nach Cadiz führt, bietet einen weit reicheren Anblick als die Strecken, welche ich am Vormittage durchfahren hatte. Das Land ist angebaut, und überall blicken aus den Weinbergen, Getraidefeldern und Baumgruppen weiße Häuser mit platten Dächern hervor. Hier überwiegt der Ackerbau die Viehzucht. Auf der kurzen Strecke von neunundvierzig Kilometern berührt die Bahnlinie nicht weniger als drei Städte von fünftausend bis achtzehntausend Einwohnern, Puerto de Santa Maria, Puerto Real und San Fernando; eine in dem bevölkerungsarmen und kaum zur Hälfte angebauten Spanien seltene Erscheinung. Santa Maria liegt bereits an der Bai, um welche sich nun die Bahnlinie herumschwingt, um zur Insel San Leon zu gelangen. In Santa Maria öffnet sich der Blick auf die spanische See. Der Horizont ist das Meer in seiner ganzen Majestät. Eine schmale, lange Landzunge bildet jetzt das Terrain für die Eisenstraße bis zu dem Felsen, auf dem sich Cadiz erhebt. Die Landzunge ist so schmal, daß sie außerhalb der beiden Dämme, auf denen Landstraße und Eisenstraße neben einander fortlaufen, an manchen Stellen wenig Raum übrig läßt. Der Boden ist morastig. Ueberall schauen die Spiegel kleiner Wasserflächen von rechts und von links dem schnaubenden Dampfroß in die Feueraugen. Der Abend

hatte bereits Stadt und Bai in seinen dunkeln Schattenmantel gehüllt, als der Zug in den Bahnhof von Cadiz rollte. Ich war auf der denkwürdigen Insel San Leon, von wo die spanische Freiheit im Jahre 1820 unter den Fahnen Riego's und Quiroga's ausgezogen ist, angekommen.

Elftes Kapitel.

Aus Andalusien nach Castilien.

Granada im Morgenschlafe. Abfahrt in Granada. „Anda!" Reisegesellschaft im Eilwagen. Hackländer's Urtheil über das spanische Volk. Die Republikaner in Deutschland. Deutsche Klöster und Pfaffen. Don Emilio Castelar. Spanische Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit. Don Juan Pi. Der Lärm der spanischen Eilwagenfahrt. Ein spanisches Lied. Die Ausläufer der Sierra. Alexander Dumas. „Afrika beginnt gleich hinter den Pyrenäen". Emanuel Geibel und sein Lied: „Fern im Süd das „schöne Spanien". Jaën. Charakteristik Jaëns. Die Kathedrale von Jaën und ihre Schätze. Die Hochebene der Mancha. Von Jaën nach Menjibar. Vereinbarung der Progressisten mit der Unione liberal. Allgemeiner republikanischer Aufstand.

Um vier Uhr Morgens sollte die zwölfstündige Fahrt beginnen, welche mich von den Ufern des Darro und Genil wieder auf die steinigen Hochebenen Castiliens, des „Landes der Schlösser" führen sollte. Die „Majorals" und „Zagals" der Diligença sind in Spanien pünktlicher als die Eisenbahnconducteure. Die Diligença verläßt mit dem Glockenschlage der Stunde den Ort ihrer Abfahrt, während es den Eisenbahnzügen gar nicht darauf ankommt, eine Viertelstunde nach dem im Tarife angegebenen Zeitpunkte abzufahren, um eine Stunde später einzutreffen,

als es der Reisende verlangen kann. Ich nahm mir deßhalb schon Tags vorher ein Billett für die „Berlina" von Granada nach Menjibar, befahl dem „Mozo" — dem Kellner — der „Fonda" mich um drei Uhr zu wecken, und stand um dreiviertel vier reisefertig vor dem Bureau der Gesellschaft, welche die Verbindung Granada's mit dem mittlern Spanien unterhält. Wir befanden uns erst im Monat März. Die Schatten der Nacht lagerten noch über den Platanengruppen der Alameda; die Morgendämmerung war noch nicht angebrochen; Granada lag noch in tiefem Schlafe. Der Spanier kennt das nüchterne Frühaufstehen des Nordländers nicht; statt dessen verlängert er sich den Abend weit über Mitternacht hinaus. In Granada war wohl noch Niemand auf den Beinen, als die Leute, welche mit der Abfahrt der Diligença beschäftigt waren. Die Fenster des Bureaus waren die einzigen erleuchteten Fenster in den Häuserreihen der Alameda; eine große Laterne warf ihre breiten Lichtstreifen auf den Platz, auf dem die Diligença bereits angespannt und reisefertig stand, vom Majoral, Postillon, Zagal, Stallknechten und einigen Reisenden umringt. Alle erwarteten den Schlag der vierten Stunde vom Thurm der Kathedrale, um beim ersten Schlage der Uhr einzusteigen oder aufzusitzen und nach dem letzten Schlage abzusausen.

Die Uhr auf dem Thurme der Kathedrale schlug vier. Der Majoral forderte zum Einsteigen auf. Ich theilte die Berlina mit zwei Kaufleuten aus Granada, welche Madrid in Handelsgeschäften besuchen wollten. Majoral und Delantero stiegen auf den Bock. Ein Stall-

knecht gab dem Ersteren die Zügel sämmtlicher hinteren Gespanne in die Hand. Der Zagal schwang sich, ohne die Steigbügel zu berühren, in den Sattel. Ein mit langgezogenem Ton geschrieenes „anda!“ des Majorals ertönte vom Bock. In demselben Moment zogen sämmtliche zwölf Maulthiere, welche immer zu zwei neben einander gespannt waren, mit derselben Bewegung im Galopp an, und der Eilwagen sauste die breite Fahrstraße neben den Baumgruppen der Alameda entlang. Doch nur zwei Minuten dauerte die Fahrt. Der Morgenwind, den die rasche Bewegung der Diligença durch die geöffneten Fenster des Coupés wehte, riß mir den Hut vom Kopfe und schleuderte ihn durch das Fenster auf die Straße. „Majoral, Majoral!“ ertönte es in demselben Moment einstimmig aus dem Munde meiner beiden unbekannten Reisegefährten, „der Herr hat seinen Hut verloren!“ Delantero und Zagal hielten auf die Rufe des Majorals die Zügel an; ein Stallknecht hatte den Hut bereits aufgefangen und reichte mir denselben in das Coupéfenster hinein. Ehe ich ihm einige Realen reichen konnte, hörte ich schon wieder das „anda — a — a!“ des Majorals vom Bocke. Mit einem Ruck zogen die zwölf Mäuler wieder an, und in gestrecktem Galopp sauste die Diligença durch die langgestreckte Straße zum Thore hinaus. Hinter mir lag die Residenz des letzten Maurenkönigs — ich dachte an Boabdil, der den Abencerragenrittern in dem golddgeschmückten Marmorsaal der Alhambra, der noch heute nach ihnen den Namen führt, hatte die Köpfe abschlagen lassen, an den „Morgenstern“ die schöne Zoraya, an die letzten Tage Gra=

nada's und an Hedwig Henrich, welche mich mit echt spanischer Gastfreundschaft in ihrem Hause aufgenommen hatte.

Die Straßen waren gut erhalten, auf der die zwölf Mäuler vorwärts brausten; mit fast eisenbahnartiger Geschwindigkeit flog die Diligença auf dem festgestampften Kiesboden hin. Mein Eckplatz in der Berlina war ausnahmsweise bequem; wenigstens konnte ich Kopf und Beine nach oben und nach unten ausstrecken, wenn auch Sitz und Rücklehne ohne jede Polsterung war. Ich war erst um Mitternacht zu Haus gekommen; um drei Uhr hatte mich der Mozo schon wieder aus dem tiefsten Schlafe geweckt; was war natürlicher, als daß ich den in der Fonda unterbrochenen, dreistündigen Schlaf in der Ecke der Berlina fortsetzte? Meine beiden Reisegefährten schienen noch früher eingeschlafen zu sein; denn, nachdem ich ihnen meinen Dank für ihre Hülfe bei der Wiedereroberung meines Hutes ausgesprochen hatte, hörte ich von ihnen nichts mehr. Unter dem Geläute der Schellen und Glocken der Maulthiere und dem Geschrei des Majorals schlief ich ein. Als ich wieder erwachte, war die Sonne lange aufgegangen und beleuchtete eine bergige und gutcultivirte Landschaft. Ich sah nach der Uhr. Sie zeigte bereits auf acht. Die erste Umspannung der Maulthiere hatte bereits stattgefunden, ohne daß ich das Mindeste davon gemerkt hatte. Meine beiden Begleiter schienen ebenfalls so eben erwacht zu sein. Der Eine von ihnen war ein noch ganz junger Mann, der kaum die Mitte der zwanziger Jahre überschritten zu haben schien; der

Andere mochte ein Alter von einigen vierzig Jahren haben. Die Köpfe Beider trugen ein echt spanisches, andalusisches Gepräge. Neugierig schauten sie mich aus ihren dunklen Augen an. Beide sprachen ziemlich gut französisch, wie ich schon aus der kurzen, wegen meines Hutes gepflogenen Conversation während der Nacht gehört hatte. Nachdem wir uns einen Guten Morgen gewünscht hatten, fragte mich der Eine, der neben mir saß: „Pardon Monsieur, n'est-ce pas, vous êtes Anglais?" — Ich erwiederte ihm, daß ich ein Deutscher sei, und Spanien bereise, um die politschen Zustände kennen zu lernen. „Est-ce que vous êtes republicain?" sagte dann der Aeltere, der den andern Eckplatz in der Berlina inne hatte. Dieselbe Frage war während meines dreimonatlichen Aufenthalts in „dem Lande voll Sonnenschein" schon so oft an mich gerichtet worden, daß ich mich gar nicht mehr darüber wunderte, und lachend: „Certainement, Monsieur, je suis republicain" erwiederte. Da schauten sie mich Beide mit freundlichen Blicken an und von dem Moment dieser Antwort war auch die Freundschaft für die gemeinschaftliche Eilwagenfahrt geschlossen.

Hackländer sagt irgendwo in seinem interessanten Buch über Spanien: „Die Spanier sind die gastfreieste, freundlichste und zuvorkommendste Nation in Europa". Ich muß ihm darin ganz Recht geben, wenn dieser Satz auch in Deutschland Manchem parador erscheinen mag, und noch hinzufügen, „auch die freiheitlichste Nation". Meine beiden Reisegefährten von Granada nach Menjibar wurden für mich ein neuer Beleg für die Richtigkeit dieser

Anschauung. „Allemand“ wiederholten sie mehrere Male mit einiger Verwunderung. Von allen Völkern Europa's reisen die Deutschen noch am wenigsten in Spanien. Wenn man auch einen Fremden trifft, so ist es gewöhnlich ein Franzose oder ein Engländer. Erstere sind in Spanien am wenigsten beliebt. Nie wird der Spanier die Zeit der französischen Occupation vergessen, aus der sich das Land im Jahre 1808 erhob. Es geht den Spaniern wie den Franzosen und den Italienern. Ihre geographischen Kenntnisse sind gewöhnlich sehr unbedeutend. Der Spanier reist selten, noch seltener als der Italiener und als der Franzose. Von Deutschland weiß der Spanier sehr wenig. So erging es auch meinen beiden Reisegefährten, wie ich aus ihren Fragen hörte. Die Beantwortung einer Frage interessirte sie ganz besonders, nämlich, ob es in Deutschland auch so viel Republikaner gäbe, wie in Spanien? Ich konnte ihnen leider auf diese Frage wenig Tröstliches antworten, mit desto größerem Interesse nahmen sie aber meine Mittheilungen auf, daß trotzalledem die große Mehrheit des deutschen Volkes demokratisch sei. Dann mußte ich ihnen die politischen Strömungen und den Parteikampf in Deutschland schildern. Auch nach den religiösen und kirchlichen Zuständen in Deutschland erkundigten sie sich auf das Angelegentlichste. Als ich ihnen aber nun mittheilte, daß es in Deutschland noch Mönchsklöster und Nonnenklöster gäbe, daß diese Klöster nach Tausenden zählten, und daß in einem deutsch-protestantischen Lande, in Preußen, während der letzten zehn Jahre sogar 800 neue Klöster erbaut seien, da stieg ihr Erstaunen

auf's Höchste und mein Nachbar sagte mir ganz ernsthaft: „Da sind wir Spanier doch auf politischem wie auf religiösem Gebiet wahrhaftig viel weiter als die Deutschen. Sämmtliche Mönchsklöster haben wir uns schon vor vier und dreißig Jahren vom Halse geschafft, und, wenn die Regierung uns nach der Septemberrevolution hätte gewähren lassen, so würden Sie auf Ihrer jetzigen Reise durch Spanien auch nicht Ein Nonnenkloster mehr vorgefunden haben!

Ich dachte unwillkürlich an Castelar. Es war fast dasselbe, was Castelar mir nach der Eröffnungssitzung der gegenwärtigen Cortesversammlung in Madrid zugerufen hatte, als der Saal von dem Rufe: „Viva la republica!" widerhallte: „Wir Spanier sind auf der Bahn der politischen und religiösen Freiheit doch die erste Nation in Europa!" Nachdem ich drei Monate in Spanien umhergereist war, mußte ich seinem Ausspruche ebenso recht geben, wie heute dem Urtheile der Kaufleute aus Granada. Nun, jedenfalls hatte ich ihre ganze Zuneigung gewonnen. In Spanien reist's sich nicht allein äußerst unbequem, sondern auch insofern schlecht, als, wie wir in Deutschland sagen, „Schmalhans auf der Reise Küchenmeister ist". Der Spanier ist äußerst mäßig in seinen Lebensgenüssen. Das Land ist schwach bevölkert. Die Wirthshäuser in kleineren Ortschaften bieten außerordentlich wenig. Die Stationshäuser, wo die Maulthiere umgespannt werden, bieten den Reisenden an Speisen und Getränken im eigentlichen Sinne des Wortes nicht das Mindeste. Der Spanier verproviantirt sich

deßhalb, wenn er in seinem Lande reist, als wenn es in einen Feldzug ginge. Brod, Eier, Fleisch, Wein, Früchte, Cigarren, Tabak — Alles wird in großen Vorräthen mitgenommen; denn die spanische Gastfreundschaft rechnet immer darauf, daß sich Reisegefährten finden, welche sich nicht verproviantirt haben. Niemand ißt oder trinkt, ohne nicht dem Anderen, wenn er ihm auch vollkommen fremd ist, von seinen Vorräthen anzubieten. Wenn der Deutsche, der ein ganz besonderes Talent darin besitzt, die Völker der lateinischen Race zu verketzern, behauptet, daß die spanische Gastfreundschaft leerer Wortkram sei; so muß ich solchen Behauptungen auf das Entschiedenste widersprechen. Ich bin in keinem europäischen Lande in so gastfreundlicher Weise aufgenommen worden, wie in Spanien. Freund Hackländer, der vor mehr als zehn Jahren Spanien bereiste, ist es gerade so ergangen. Ein spanischer Kaufmann in Cadix, dem ich von den Madrider Republikanern empfohlen war, erschien acht Tage lang vor meiner Ankunft in Cadix jeden Morgen in der Fonda de las Cuatro Naciones, um sich nach mir zu erkundigen, und, als er mich endlich entdeckt hatte, verließ er mich während meines Aufenthalts in Cadix nur dann und wann auf eine Stunde, um nach seinem Geschäft zu sehen, die übrige Zeit blieb er mein beständiger Begleiter, um mich mit allen Verhältnissen bekannt zu machen. Daß er während dieser beiden Tage auf unsern Spaziergängen alle Auslagen bestritt, verstand sich von selbst. Ich würde ihn schwer beleidigt haben, wenn ich mich ihm — Don Juan Pi hieß der Edle —

darin widersetzt hätte. Ganz dieser spanischen Gastfreundlichkeit gemäß benahmen sich meine beiden Reisegefährten auf der Eilwagenfahrt von Granada nach Loja. Der schläfrige Mozo in der Fonda de la Alameda hatte verabsäumt, mir Proviant auf die Reise mitzugeben. Die beiden Kaufleute waren sorgsamer gewesen. Sie führten große Vorräthe von Brod, Wein, Orangen, Coteletten, Käse und Cigaretten mit sich, und boten mir in der zuvorkommendsten Weise so lange davon an, bis alles aufgezehrt war. „Seien Sie ohne Sorge", ermahnten sie mich mehrmals in Fortsetzung des Frühstücks, „wir sind zu Mittag in Jaën; dort finden wir eine gute Fonda!" Dabei klopfte mir mein Nachbar mit der Hand auf die Schulter, dem „Caballero" dann und wann die Worte „guter Republikaner" oder „braver Deutscher" hinzufügend.

Währenddem umbrauste draußen die Diligença der höllische Lärm der spanischen Eilwagenfahrt. Das Schellengeläut, das Gerassel der Räder und der Anschlag der acht und vierzig eisenbeschlagenen Hufe der Mäuler auf dem Pflaster bildeten die geringste Zuthat dieses höllischen Lärms; der Kern desselben bestand in dem unaufhörlichen Geschrei des Majorals, des Delantero und des Zagals, welche fortwährend ihren Maulthieren zurufen und lange Unterhaltungen mit ihnen pflegen. Das „anda — anda — anda" wurde unzählige Male wiederholt und durch alle Tonarten variirt; jedes Thier wurde bei seinem Namen angerufen; der Name zwei-, vier-, zehn Mal nacheinander geschrieen, je nachdem der Majoral mit der

Thätigkeit desselben zufrieden oder unzufrieden war und in derselben Weise verschieden prononcirt, bald zärtlich, bald vorwurfsvoll, bald drohend; Ermahnungen und Scheltworte wurden an den Namen geknüpft, wiederholt und gesteigert, wenn das Thier nicht sofort dem Zuruf Gehör giebt. „Antonio — Antonio — Antonio" tönt es vom Bocke. Das dritte „Antonio" wurde mit drohender Klangfarbe geschrieen. Antonio trabte, während der ganze Zug sich in Galoppbewegung befand. Als beim dritten Rufe Antonio sich noch nicht in Galopp setzte, sprang der Delantero mitten im Jagen vom Bocke auf die Straße. Fast in demselben Moment befindet er sich auch schon im gestreckten Laufe neben Antonio, auf dessen geschorenen Rücken ein Hagel von Peitschenhieben niederfällt. Nun setzt sich Antonio in Galopp. Mit der Schnelligkeit des Wirbelwindes ist der Delantero wieder auf dem Bocke neben dem Majoral. Sein nie fehlender Fuß hat im Sprunge den eisernen Tritt gefunden, auf dem er sich in die Höhe schwingt. Kaum ist er oben, so höre ich den Majoral zehn Mal hinter einander „Espanna" schreien. Espanna ist träge; sie überläßt ihrer Nachbarin Graciella mehr als die Hälfte der Arbeit. Espanna spitzt die Ohren; sie fängt den Ton jedes Wortes auf und weiß recht gut, worum es sich handelt; denn als der Ton eine heftige Färbung annimmt, zieht sie an und übernimmt die Hälfte ihrer Pflicht. Aber gleich darauf geräth der Delantero in heftige Unzufriedenheit mit dem Benehmen Bella's; Bella scheint mit ihrer Nachbarin Koketta in ein Zerwürfniß gerathen zu sein.

Zehn Mal ertönt ihr Name vom Bocke. Bella ist und bleibt eigensinnig. Und wiederum schwingt sich der Delantero vom Bock; nach einer Minute hat seine kurze Peitsche Bella's Rücken erreicht und der Frieden zwischen Bella und Koketta ist hergestellt. Wahrscheinlich erwartet der Delantero weitere Widerspenstigkeiten seiner vierfüßigen Unterthanen. Er schwingt sich nicht wieder auf den Bock, sondern auf den Wagentritt. Nach einigen Minuten sehe ich ihn schon wieder neben dem dritten Gespann hertraben, welches der Majoral vergebens mit seiner Peitschenschnur zu erreichen sucht, um dasselbe durch Schreien und Schlagen zum Gehorsam zurückzuführen. Ich begreife nicht, daß bei den spanischen Eilwagenfahrten nicht mehr Unglücksfälle vorkommen und daß nicht jährlich Hunderte von Delantero's Hals und Beine brechen oder überfahren werden. Aber diese Leute haben eine ebenso wunderbare Gewandtheit und einen ebenso sichern Tritt, wie die Mäntelschwinger auf dem Stiergefechtsplatz. Der Delantero befindet sich schon wieder neben dem Majoral auf dem Bocke, der ihn in seiner Thätigkeit durch unaufhörliches Geschrei unterstützt hat. Nun sehe ich den Zagal plötzlich neben seinem Gespann herlaufen. Seine rothe Schärpe flattert im Winde, sein dunkles Lockenhaar umweht das charakteristisch schöne Gesicht. Er überholt im Laufe das Gespann, auf dem er so eben geritten hat. Warum rennt der Junge neben den Mäulern her? Er hat es satt, zu reiten; denn er befindet sich jetzt fast acht Stunden im Sattel und will sich eine Bewegung machen. Nach zehn Minuten hat er sich wieder in den Sattel ge=

schwungen, ohne den Steigbügel zu berühren, wie der Kunstreiter im Circus, und bläst ein lustiges Lied auf seinem Horn, daß die Töne an den Bergwänden widerhallen. Ich kenne die Melodie. Es ist ein echt andalusisches Lied.

„Tummeln sich auf goldnem Sande
Tausend Rößlein wild und fromm!
Lenz und Blumen sind im Lande —
Komm — ja nach Mayrena komm! *) ...“

„Und .... hoch lebe meine Donne
Mit den Füßchen, klein und fein;
Meine Herrin, meine Sonne,
Mein Gebet und Heil'genschrein ...
O, ihr Aug' ist gift'ge Wonne,
Und ihr Blick mein Licht allein! ....“

„Heerdenweis hinab in's Thal
Ziehn die wilden Stiere brüllend,
Schlucht und Kluft zum letzten Mal
Mit gewalt'gem Ton erfüllend.“

„Und ..... hoch lebe meine Donne
Mit dem Füßchen klein und fein;
Meine Herrin, meine Sonne,
Mein Gebet und Heiligenschrein! ...“
O, ihr Aug' ist giftige Wonne,
Und ihr Blick mein Licht allein! ...“

Die landschaftliche Decoration blieb bis Jaën fast immer dieselbe. Das Hügelland wurde zuweilen durch

---

*) Mayrena ist ein Gebirgsdorf in der Nähe von Sevilla, wo jährlich mehrere große Märkte stattfinden.

nackte und kahle Gebirgswände durchbrochen, an deren Rändern sich die Straße hinzog. Es waren die Ausläufer der Sierra nevada. Steil und zerklüftet stiegen sie aus dem hügeligen, grünen Terrain in die Höhe, von unschöner Formation, ohne Pflanzenmantel, die Farbe ein schmutziges Weißgelb, hie und da dunkle Schieferstreifen in der Quere, an den Abhängen zuweilen mit binsenartigem Gras, mit Esparto bewachsen. Einmal rollte der Wagen durch einen langen Tunnel, der eine von diesen zerklüfteten Gebirgswänden durchbrach und nach meiner Schätzung eine Länge von dreißig Metres haben mochte. Das ganze Terrain, welches wir von vier Uhr Morgens bis Mittag durchjagten, war sehr schwach bevölkert, aber hie und da cultivirt. Von Granada bis Jaën führte die Poststraße nur durch einen einzigen Ort von kaum Tausend Einwohnern, wie mir meine Reisegefährten die Ziffer angaben, „Campillo de Arenas" mit Namen. Die Einsamkeit des Berglandes wurde nur zweimal durch die Umspannungsstationen für die Maulthiere unterbrochen. Die Venta's lieferten blos Gerste und Hafer für die Mäuler; dem Reisenden boten sie nichts. Hätten meine Reisegefährten nicht so gut für mich gesorgt, so wäre ich wieder mit hungrigem Magen in Jaën angekommen, wie einige Tage früher von Malaga in Granada. Auch von landschaftlichen Schönheiten habe ich auf der ganzen Reise von Granada nach Menjibar nichts entdecken können. Wer in Spanien landschaftliche Schönheiten sucht, bleibe zu Hause. Er findet sie nur, aber auch nur in geringem Maße in den Vor=

bergen der Pyrenäen, in der reichen Vega, am Küstenstriche von Valencia nach Barcellona und im Thal von Granada. Mit den Worten: „Afrika beginnt gleich hinter den Pyrenäen", hat Alexander Dumas die landschaftliche Decoration Spaniens ganz richtig charakterisirt. Immer riefen mir diese weitgestreckten spanischen Hochebenen von Neuem die afrikanische Steppe in's Gedächtniß, welche sich hinter der Mittelmeerregion vom atlantischen Ocean zum indischen Meere bis zu dem Rande der großen Wüsten ausdehnt. Emanuel Geibel hat die Schönheiten seines wunderbaren Liedes: „Fern in Süd das schöne Spanien" aus seiner Phantasie geschöpft, nicht aus der realen Wirklichkeit. Der vielbesungene Ebro ist ein wasserarmer, träg dahinfließender Strom; ich habe ihn an drei verschiedenen Stellen überschritten; rauschende Kastanienwälder habe ich nirgends an seinen Ufern gefunden. Der größte Schmuck der Landschaft: der reiche Pflanzenmantel der Gebirge, die schattigen Laubwälder, die wasserreichen Ströme, die lebendige Staffage an ihren Ufern, wodurch sich unser Deutschland vor allen europäischen Ländern so auszeichnet, ist jenseits der Pyrenäen nicht zu finden.

Am Mittag rasselte unter den Hornklängen des Zagals die Diligença durch die stillen, engen Straßen von Jaën und hielt auf dem Markte vor der mir empfohlenen Fonda. Wir hatten zwei Stunden Zeit, ehe die Diligença ihre Fahrt nach Menjibar fortsetzte. Auf das Diner war unsere erste Aufmerksamkeit gerichtet. Es war mäßig und hielt sich weit unter meiner Erwartung. Außer uns Dreien nahmen noch drei Insassen

des Interieur, zwei Handwerker und ein Mädchen aus Granada, welches nach Madrid zu einer ebenfalls aus Granada stammenden Kaufmannsfamilie in Dienst zog, daran Theil. Die dem spanischen Volkscharakter eigene Zuvorkommenheit und Freundlichkeit trat mir, wie überall, auch bei dem magern Diner in der Fonda in Jaën entgegen. Dem Mädchen wurde von allen Schüsseln zuerst vorgelegt. Einer von den Insassen des Interieur zahlte für seine Reisegefährten und für das Mädchen, deren Weigerungen, seine Freundlichkeit anzunehmen, er unbeachtet ließ. Nach Beendigung unseres Mittagessens beschloß unsere ganze Gesellschaft, die noch fehlenden anderthalb Stunden bis zur Abfahrt der Diligença mit einem Spaziergange durch die Stadt auszufüllen. Das arme Dienstmädchen wurde aufgefordert, an dem Spaziergange Theil zu nehmen, und vor der Thüre der Fonda bot ihr Einer von den Handwerkern den Arm. Wo käme unter einer durch Zufall zusammengewürfelten Postwagengesellschaft wohl etwas Aehnliches in Deutschland vor? Die Spanierin schien in der ihr erwiesenen Artigkeit übrigens nichts Auffallendes zu finden und nahm ohne alle Umstände den Arm ihres Reisegefährten an. Ich bemerke ausdrücklich, daß das Mädchen weder jung noch hübsch war.

Die Lage der alten maurischen Königsstadt Jaën ist sehr schön. Die letzten Ausläufer des Gebirges, welches wir durchfahren hatten, umschlingen die Stadt in der Gestalt einer steilen riesigen Felswand, deren Gipfel die Trümmer eines uralten maurischen Schlosses krönen. Ueber den Trümmerresten erhebt sich ein colossaler Thurm.

Die Stadt ist theilweis an den Bergabhang hinangebaut; viele Straßen steigen deshalb steil aufwärts. Ueberall tragen die Häusergruppen ein halb christliches, halb maurisches Gepräge, wie in so vielen andalusischen Städten. Die zuweilen viereckigen, zuweilen bogenförmigen Fenster haben die Christen in die der Straße zugewendeten Mauern gebrochen, während die inneren von Arkaden umgebenen Höfe noch ganz die ehemalige Gestalt aus der Maurenzeit behalten haben. Die Terrassen stammen aus der Maurenzeit; die Ziegeldächer und die vorspringenden Erker gehören der späteren christlichen Periode Jaëns an. Die prächtige christliche Kathedrale ist, wie so manche spanische Kirche, ebenfalls aus den Ruinen einer arabischen Moschee entstanden, fertig geworden ist sie erst im Anfange dieses Jahrhunderts. Die Hauptfronte, welche im spätern Renaissancestyl aufgeführt und in mehr als überreicher Weise mit Pfeilern, Balconen und Pilastern geschmückt ist, wird von zwei Thürmen flankirt; von weit schönerer und edlerer architektonischer Form als die Hauptfronte ist die südliche Wand der Kirche mit einem ebenso prächtigen wie edlen Portal. Ganz prachtvoll und in den edelsten Verhältnissen ist das Innere der Kirche. Da ist nichts von der Ueberladung der Façade; die drei Schiffe werden durch auf hohen Piedestalen sich erhebende, in bündelartiger Form zusammengestellte Säulen geschieden; die hohen Kuppelgewölbe und die durch weite Räume von einander getrennten Säulen geben dem ganzen Raum ein ebenso kühnes, wie luftiges Aussehen. Wände und Säulen bestehen aus einheimischem Marmor. Das Chor ist von ebenso

einfachen wie majestätischen Dimensionen; der Hauptaltar besteht aus rothem Marmor. Ich zählte sieben Seitenkapellen, alle mit Bildwerken und Gemälden berühmter spanischer Meister geschmückt. Der Capitelsaal und die Sakristei sind in der verschwenderischsten Weise mit Gold, Silber, Edelsteinen, Statuetten und kostbaren Bildern ausgestattet. Die Kathedrale von Jaën stammt noch aus einer Zeit, wo die Hälfte von ganz Spanien den Priestern und Mönchen als Almosen in den Hut gefallen war, wo auf eine Bevölkerung von nur 10 Millionen Seelen 150,000 Pfaffen kamen. Es sind noch kaum siebenzig Jahre seit jenen Tagen „des Evangeliums des Müssigganges" verflossen. Heute baut in Spanien Niemand derartige Kirchen mehr. Die Klöster liegen in Trümmern; die Mönche sind vertrieben; die Klöster- und Kirchengüter zu Dreiviertel in den Händen des Volkes; die Zahl der Weltpriester geringer als in irgend einem anderen europäischen Lande. Die dreiundfünfzig Revolutionen, welche die spanische Armee und das spanische Volk in kaum vierzig Jahren gemacht haben, haben unter den Klostergütern, unter Mönchen und Pfaffen gründlich aufgeräumt. Die Priester, welche sich so tapfer an den carlistischen Putschen betheiligen, möchten die Zeit „des Evangeliums des Müssigganges" nur zu gern wiederherstellen.

Um zwei Uhr nahmen wir sämmtlich unsere Plätze in der Diligença wieder ein; zehn frische Maulthiere wurden vorgespannt und von Neuem begann die wilde Jagd, das Geschrei des Majorals, des Delantero und des Za-

gal, während der Wagen mit noch größerer Schnelligkeit, da wir das Gebirge hinter uns hatten, über die einsame Hochebene der Mancha nach Menjibar sauste. Meine Reisegefährten unterhielten mich wieder von der spanischen Republik und von der Nothwendigkeit eines allgemein republikanischen Aufstandes, falls die Progressisten sich nochmals mit den Mitgliedern der „unione liberal" vereinbaren und dem Lande ein neues Stadium des Königthums octroyren sollten. Um vier Uhr trafen wir in Menjibar ein. Der Eisenbahnhof wurde nur durch einige unbedeutende aus Holz und Stein aufgeführte Schuppen repräsentirt. Ringsum die tiefe Einsamkeit der spanischen Hochebene. Der brave Zagal, der über zehn Stunden im Sattel gewesen war, sammelte unter der Reisegesellschaft der Diligença seine Trinkgelder. Um fünf Uhr brauste der Zug von Cordoba heran, der uns am andern Morgen um sechs Uhr nach Madrid bringen sollte.

Zwölftes Kapitel.

Eisenbahnen und Eisenbahnfahrten.

Spanische Eisenbahnen. Schnellzüge — Courierzüge — Postzüge. Geduld ein Haupterforderniß zum Reisen in Spanien. Von Madrid nach Saragossa. Spanische Gasthöfe und Gastwirthe. Die Fahrpreise. Gute und reiche Verpflegung. Grand hôtel de Paris in Madrid. Deutsche Gasthofssteuereinnehmer. Eisenbahnhöfe in Spanien. Abfahrt aus Madrid. Einrichtung der Eisenbahnwagen. Alcala. Die Vaterstadt Cervantes. Die Grabstätte des Cardinals Ximenes. Die Universität. Vertreibung der Jesuiten aus Alcala. Urtheil eines Spaniers über den Berliner Consistorialrath Fournier und seine Brutalität. Franziskaner im Ordenskleide auf der Straße. „Nieder mit den Mönchen. Hinaus mit den Pfaffen!" Mönche, Nonnen und Klöster in Alcala vor dem Jahre 1835. Bullen und Bullenankäufer. Guadarama. Der Palast des Herzogs von Infantado. „Vino d'Alicante, Cabellero!" Siguenza. Medinaceli. Inquisitionsvertraute. Der Reichthum der Herzoge von Medinaceli. Standartenträger der Inquisition. Calatayud. Ein spanisches Diner. „Viva la republica!" Spanisches Gebirge. Tunnels. Landschaftliche Decoration der Ebene von Saragossa. Ankunft in Saragossa.

Aus Castilien, aus dem „Lande der Schlösser", wollte ich nach Sarogossa, der Hauptstadt Arragoniens, Spaniens berühmter Barrikadenstadt, reisen. Der Madrid und Saragossa verbindende Tageszug sollte den Bahnhof in Madrid um sieben Uhr Morgens verlassen. Der Nachtzug fährt um acht Uhr Abends. Beide Züge gebrauchen

zu ihrer Ankunft in Saragossa dieselbe Zeit. Schnellzüge und Courierzüge gibt es in Spanien nicht; die Bahnverwaltungen haben bis jetzt nur Postzüge und Güterzüge eingerichtet. Die ersteren halten an allen Stationen; letztere bewegen sich in noch weit langsamerem Tempo, als die Güterzüge auf deutschen Bahnen. Die Geduld, das Haupterforderniß für die Bereisung Spaniens, darf deßhalb dem Reisenden auch auf der Eisenstraße nicht ausgehen. Die Schnelligkeit und Pünktlichkeit deutscher und französischer Courierzüge mag er nur ruhig in seinen Erinnerungen auslöschen, wenn er die Pyrenäen überstiegen hat.

In Spanien braucht man zur Bereisung des Landes viel Zeit. Die Strecke von Saragossa bis nach Madrid beträgt beispielsweise dreihundert ein und vierzig Kilometer. Ein deutscher Courierzug würde die Strecke innerhalb eines halben Tages zurücklegen; ein spanischer Postzug gebraucht dazu eine starke Tagereise. In meinem französischen Guide fand ich die Ankunftszeit in Saragossa auf zehn Uhr Abends verzeichnet; ich sollte also einmal wieder das Vergnügen genießen, fünfzehn Stunden in einem Eisenbahncoupé zuzubringen. Ein Fiaker beförderte mich aus dem grand hotel de Paris, welches ich allen denjenigen, welche Madrid besuchen, nicht allein als das erste, sondern auch als das beste Hotel — und zwar zu angemessenen Verpflegungspreisen — empfehlen kann, nach dem Bahnhofe, der weit außerhalb des Thores lag. Die Kunststücke deutscher Gasthofssteuereinnehmer, die Reisenden nach Nationalitäten zu registriren und zu besteuern, die

Rechnung mittelst „bougies,“ „services“ und einer Reihe von diensttthuenden Personen, welche von dem Pauschquantum für die services nichts bekommen, sondern für ihre Dienste besondere Gratificationen erwarten, hinaufzuschrauben, kennt der spanische Hotelbesitzer nicht. Er setzt dem Reisenden, ganz einerlei, ob er Engländer, Franzose, Deutscher oder Spanier ist, ob er einen Tag, eine Woche oder einen Monat bleibt, einen einmal feststehenden Preis auf die Rechnung, wofür er Alles erhält, was er an Wohnung und Leibesnahrung bedarf. Ein reiches Dejeuner und ein noch viel reicheres Diner sind in diesem Preis nebst der Wohnung eingeschlossen. Ob der Reisende viel oder wenig ißt, ob er von drei oder von zwanzig Schüsseln nimmt, ob er eine oder mehrere Flaschen „val de Pennas“ trinkt — um Alles das kümmert sich Niemand. Die Rechnung bleibt immer dieselbe. Sie vertheuert sich selbstverständlich nur nach der Beschaffenheit, Größe oder Zahl der Zimmer. Und wie hoch ist der Preis, den der Reisende für das Alles bezahlt? Durchschnittlich immer, sei es in Madrid, sei es in Cordoba, in Burgos, in Cadix, in Sevilla oder Barcellona, 25 bis 35, höchstens 40 Realen. Ein Real beträgt 2 Silbergroschen. Diese treffliche, reichliche und billige Verpflegung wird manchem deutschen Gasthofssteuereinnehmer allerdings spanisch vorkommen, wie man in Deutschland zu sagen pflegt.

Auf dem Bahnhofe schien man sich mit der Abfahrt des Zuges nach Saragossa nicht sehr zu beeilen, obschon die Bahnhofsuhr auf fünf Minuten vor sieben zeigte.

Auf den spanischen Eisenbahnen kommt es auf eine Viertelstunde später nicht an, und deßhalb differiren die wirklichen Ankunftszeiten mit den im Tarife angegebenen auch häufig bei einer Tagereise um eine oder anderthalb Stunden. In Deutschland und Frankreich wäre eine derartige Versäumniß unerhört; in Spanien kümmert sich Niemand darum. Der Bahnhof der Eisenstraße, welche durch Arragonien und Catalonien zum Gestade des Mittelmeers führt, unterschied sich in Nichts von dem Bahnhofe der Nordbahn. Eigentlich war er ein großer hölzerner Schuppen; Steine und Eisen waren bei seinem Bau nicht verwandt worden. Die Wartezimmer, selbst diejenigen erster Classe, waren nur in der dürftigsten Weise mit den nothwendigen Mobilien ausgestattet. Nach dem Comfort oder gar nach der Pracht deutscher und französischer Eisenbahnhöfe sucht man in ganz Spanien vergebens. Die stattlichen und oft architektonisch schönen Bahnhöfe, welche man in deutschen und französischen Städten sieht, sind in Spanien nirgends zu finden, also auch nicht in Madrid. Freilich sollten diese großen Holzschuppen nur provisorisch sein; als man sie aufbaute hatte man die Absicht, sie später durch Gebäude von Stein und Eisen zu ersetzen — indeß, das Provisorium dauert in Spanien nun schon zehn bis fünfzehn Jahre und wird wohl das Definitivum sein und bleiben. Die großen Kapitalien, welche in den Jahren 1855 und 1856 auf Grund des von den Cortes beschlossenen Eisenbahngesetzes vom 25. Mai 1855 theils vom Staat, theils von den Communen, theils von Aktiengesellschaften zusammengebracht wurden, um Spanien mit

einem Eisenbahnnetz zu bedecken, sind sehr schlecht verwandt worden. Die Hälfte dieser Summen ist in die Taschen der Regierungsbeamten, der Ingenieure und der Unternehmer geflossen, während kaum die andere Hälfte zu dem bestimmten Zwecke verwandt worden ist. So ist überall nur das Nothdürftigste und Nothwenigste geschehen, obschon hinreichende Mittel vorhanden waren, die concessionirten Linien in der besten und splendidsten Weise auszuführen. Das gehört aber Alles zu den Consequenzen der bourbonischen und pfäffischen Wirthschaft, welche ein so reiches Land, wie Spanien, drei Jahrhunderte lang heruntergebracht hat. Auch heute rentiren sich sämmtliche spanische Eisenbahnen durchweg schlecht. Die meisten Stammactien sind zinslos. Die Linien decken kaum die Kosten des Betriebes. Auch diese geringen Einnahmequellen sind die Folge der erbärmlichen Regierung der letzten sechszehn Jahre. Die Regierung hat die ihr zur Anlage von Vicinalwegen und Straßen von den Cortes bewilligten Steuern verschleudert und verthan; ein großer Theil derselben ist in die Taschen diebischer Beamten geflossen. Um Hebung der Cultur, der Volkswirthschaft und des Handels hat sich die bourbonische Regierung nie bekümmert. Dazu ist Spanien ein äußerst schwach bevölkertes Land. Wo soll also bei dem Mangel an Vicinalstraßen, an Menschen und Gütern eine Rentabilität der Eisenbahnen herkommen? Und daher werden die provisorischen hölzernen Bahnhöfe, selbst in Madrid, wohl für's Erste provisorisch bleiben.

Aber nun ist es Zeit abzufahren. Die Uhr des Bahnhofes zeigt bereits ein Viertel nach sieben. Ich

bemerke kaum dreißig Reisende, welche den Tageszug von Madrid nach Saragossa benutzen wollen und sich in die verschiedenen Coupé's vertheilen. Ein Abschiedssignal wird nicht gegeben. Jeder setzt sich, wo er Platz findet, und Jeder muß selbst abmessen, wann es Zeit ist, einzusteigen. Versäumt er den Zeitpunkt, so wird er zurückgelassen. Niemand kümmert sich um ihn. Ich habe selbstverständlich einen Coupéplatz erster Klasse genommen und setze mich in ein Ecke, um die Aussicht zu haben. Alle spanischen Bahnzüge haben drei Klassen, auch die am schnellsten fahrenden Züge, die Postzüge. Die schlechte, auf den meisten französischen und auch auf manchen deutschen Bahnen eingeführte Einrichtung, daß die Schnellzüge nur zwei und in Frankreich nur eine Klasse von Waggons mit sich führen, existirt in Spanien nicht; dem Reisenden, der Comfort und Bequemlichkeit liebt, kommt dieser Umstand aber wenig zu Gute. Die spanischen Eisenbahncoupé's stehen in ihrer Ausstattung noch den französischen Coupé's nach; zwischen ihnen und den trefflichen und bequemen Coupé's auf den meisten deutschen Bahnen gibt es keine Parallele. Die Coupé's erster Klasse sind auf keiner spanischen Linie so gut eingerichtet, wie in Frankreich; die Coupé's zweiter Klasse gleichen ganz unseren Wagen dritter Klasse mit der einzigen Ausnahme, daß die schmalen Bänke einen ungepolsterten Lederüberzug haben. Von den Wagen dritter Klasse ist gar nicht zu sprechen. Daß das Innere der Wagen aller drei Klassen sich nicht durch große Reinlichkeit und Sauberkeit auszeichnet und daß die Fenster oft mehrere Tage hindurch

nicht geputzt werden, um mich nur negativ auszudrücken, ist selbstverständlich. Ich habe in Spanien zuweilen versucht, ein Coupé zweiter Klasse zu benutzen, bin aber, wenn der Zug einige Stationen zurückgelegt hatte, immer schnell wieder von meinem Versuche zurückgetreten, und so wird es wohl den meisten deutschen Reisenden in Spanien ergehen.

Endlich rollt der Zug aus dem Bahnhof zwischen Waarenspeichern und Eisenbahnwerkstätten hindurch in's Freie. Die Eisenstraße führt über die Hochebenen Neucastiliens. Die Ebene ist cultivirt; aber einsam. Nur hie und da eine Häusergruppe zwischen den Getraidefeldern. Dort zur linken Hand erhebt sich ein Hügel, dessen Gipfel eine kleine Kapelle krönt. Der Hügel führt die Benennung „el puente“ und bezeichnet den geographischen Mittelpunkt von Spanien. Nach einer Viertelstunde hält der Zug bereits, ohne daß ich sehe, daß irgend Jemand denselben verläßt oder neue Reisende einsteigen. In der Nähe der Station befindet sich ein kleines Städtchen von höchstens zweitausend Einwohnern, welche einen bedeutenden Handel mit Getraide treiben. Ueber eine Stunde lang behält die Ebene ganz denselben Charakter, nur daß sie weniger bebaut ist, als in der Nähe der Hauptstadt. Der Zug hält an drei Stationen jedesmal fünf bis zehn Minuten, ohne daß sich die Zahl der Reisenden oder der Güter vermehrt; dann erscheinen die Häusergruppen einer größeren Stadt, mehrere von großartigem Aussehen, von einigen Kirchthürmen überragt. Der Zug rollt auf einer eisernen Brücke über einen Fluß, an hübschen Garten=

anlagen vorüber, in den Bahnhof. Wir sind in einer berühmten castilischen Stadt, in Alcala, einst berühmt als Universität wie als Bischofssitz. Madrid's erste und glänzendste Straße führt nach ihr ihren Namen; das triumphbogenähnliche, von dem philosophischen und progressistischen König Karl III., dem einzigen achtungswerthen König aus bourbonischem Stamme, den das unglückliche Spanien gehabt hat, erbaute Thor von Alcala ist das schönste Thor der spanischen Hauptstadt.

Alcala ist die Vaterstadt von Cervantes. Der Cardinal Ximenes ist in seinem Dome bestattet, der einige Aehnlichkeit mit der Cathedrale von Toledo hat. Sein Grabmonument zählt unter die prächtigsten Grabmonumente Spaniens. Alcala hat auch prächtige Paläste, unter ihnen einen Palast des Erzbischofs von Toledo, ein Jesuitencollegium und eine breite, mit Säulengängen geschmückte Straße, welche durch die ganze Stadt führt. Das Universitätsgebäude — das Collegium des heiligen Ildefonso — ist ein prachtvoller Palast von grandioser Architectur mit weiten, von Säulengängen umgebenen Höfen und großen Sälen. Schiller läßt seinen Don Carlos bekanntlich auf der Hochschule von Alcala studiren. Heute ist Alcala — ich besuchte die Stadt von Madrid aus — eine öde, stille Stadt geworden, welche kaum fünftausend Einwohner haben wird; das Gras wächst auf der Straße; selbst in der Calle mayor ist wenig Leben und Bewegung zu merken. Die Paläste stehen verlassen, die Jesuiten hat der Sturm der Septemberrevolution aus ihren Collegien vertrieben und über die

Pyrenäen geworfen, wie überall in Spanien. Sie haben sich daher in unserem protestantischen Vaterlande, in Preußen angesiedelt. Dort beunruhigt sie Niemand. Und wenn sie Jemand beunruhigte, so würde die preußische Regierung und die preußische Polizei sie selbstverständlich unter ihren hohen protestantischen Schutz nehmen. Die Jesuiten aus dem Lande zu treiben, ist aber spanisch, und sie zu hegen und zu pflegen ist eben preußisch oder deutsch.

Ihre Vertreibung aus Alcala bot den ersten Stoff zur Unterhaltung zwischen mir und den Reisenden, welche mit mir das Coupé theilten. Es waren zwei junge Offiziere, wie ich an den Goldstreifen auf ihren Aermeln sah, ein Lieutenant und ein Hauptmann, nebst einem Kaufmann aus Valencia. Nachdem der Capitän mir die Vertreibung der Jesuiten durch die Bevölkerung von Alcala während der Septemberrevolution geschildert und von mir gehört hatte, daß ich ein Deutscher sei, erkundigte er sich bei mir nach den kirchlichen und religiösen Zuständen in Deutschland. Und wie waren die drei Herren verwundert, als ich ihnen von unsern Mönchsklöstern und Nonnenklöstern erzählte, deren Zahl sich jährlich in ganz bedeutender Masse vermehre, als ich ihnen Dutzende von Mönchsorden nannte, welche sich während der letzten zehn Jahre, namentlich in Preußen, in einem protestantischen deutschen Lande, angesiedelt hätten, und von dem Schutze, den dieselben bei der Regierung dieses protestantischen Landes fänden. Es bedurfte meiner bestimmtesten Versicherung, um ihnen derartige Zustände glaublich er=

scheinen zu lassen. Ich hatte kürzlich in Madrid in einer deutschen Zeitung den Fournier'schen Skandal gelesen und theilte ihnen denselben mit. Alle drei waren empört, noch mehr aber über die Feigheit und Erbärmlichkeit des jungen Mannes, der seiner Braut von einem Pfaffen Ohrfeigen geben ließ, ohne den Pfaffen sofort niederzuschlagen, als über die Brutalität des letzteren. „Ich versichere Sie", sagte der Hauptmann, „ein Spanier, dem so etwas passirt wäre, hätte den Pfaffen sofort erstochen. Aber in Spanien ist so was auch unmöglich. Sie sehen ja, wie die Priester — Mönche haben wir ja nicht mehr; sie haben wir im Jahre 1835 massenhaft todtgeschlagen und ihre Klöster verbrannt — in der Achtung des Publikums heruntergekommen sind; sie wagen sich ja kaum auf der Straße sehen zu lassen. Sie wissen doch, daß in Spanien Niemand sich in einem Ordenskleide oder in einer Mönchskutte sehen lassen darf?"

„Ich weiß."

„Nun, so hören Sie. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, aus der Sie am besten den Schluß ziehen können, wie es mit den Priestern in Spanien aussieht? Ich habe der Geschichte selbst mit beigewohnt, ich war damals gerade Lieutenant geworden und stand in der Hauptstadt. Am 5. Juli 1860 fand in Madrid die Einweihung einer Kirche des heiligen Franziskus statt, welche durch die Bigotterie der Königin wieder aufgebaut war. Sonst baut man in Spanien keine Kirchen mehr, höchstens protestantische seit einem halben Jahre. Im Gefolge der Königin erschienen zwei hagere Männer mit langen

Bärten im Kleide der Franziskaner, deren Orden die wiederaufgebaute Kirche einst inne gehabt hatte. Es waren frühere Franziskanermönche, welche schon im Jahre 1835 säcularisirt worden waren. Eine allgemeine Aufregung entstand unter dem in der Kirche anwesenden Publikum bei dem Anblick der Mönche. Seit vier und zwanzig Jahren war auf den Straßen von Madrid keine Mönchskutte mehr gesehen worden. „Hinaus mit den Mönchen, nieder mit den Pfaffen!“ riefen plötzlich hunderte von Stimmen; der Lärm wälzte sich aus der Kirche auf die Straße; das Volk rannte zusammen und nach einigen Minuten war eine schreiende, tobende und wüthende Masse vor der Kirche versammelt. Unter dem Schutze ihrer Leibgarde verließ die Königin mit ihrem Gefolge nebst den Mönchen schleunigst und unter Lebensgefahr die Kirche. Steinwürfe empfingen sie auf der Straße; ein wüthendes tausendstimmiges Geschrei: „Schlagt die Mönche todt!“ erfüllte die Luft. In den nächsten Tagen steigerte sich die Aufregung unter der Bevölkerung der Hauptstadt in einer solchen Weise, daß die Regierung es für nöthig fand, in der amtlichen Gazeta eine Verordnung zu erlassen, welche dem Erzbischof unter Androhung strenger Strafe befahl, dafür zu sorgen, daß derartige Uebertretungen des Gesetzes von 1835, welches den Mönchen ihre Kutten zu tragen verbiete, niemals wieder vorkämen.“

Nach einem Aufenthalt von zehn Minuten setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Eine trostlose Haidefläche bildete, so weit das Auge blickte, das die Eisenstraße um=

gebende Terrain. Wie viel Mönche und Klöster hatte denn Alcala vor dem Jahre 1835, wo Sie so gewaltig mit Feuer und Schwert unter diesem nutzlosen Gesindel aufgeräumt haben, gehabt?“ fragte ich den Capitän.

„Nun“, erwiderte er lachend, „mehr als genug. Auf zehntausend Einwohner kamen ungefähr 600 Mönche in 19 Klöstern, 300 Nonnen in 8 Klöstern, außerdem ein Ueberfluß von Weltpriestern. Schauen Sie sich um, sehen Sie diese dürre Haide! Sie gehört auch zu den Consequenzen dieses Mönchsthums, welches in Spanien drei Jahrhunderte lang das Evangelium des Müssiggangs gepredigt hat. Wissen Sie, was ein „bulero“ ist?“

„Nein! Wird das Wort vielleicht von „bula“ abgeleitet?“

„Allerdings; „bulero“ ist ein Bullenverkäufer, ein Verkäufer von Indulgenzen. Bis zum Jahre 1835, wo die Spanier die Regierung zwangen, die Klöster aufzuheben, war der Bullenverkauf ein äußerst ergiebiges Geschäft der Mönche und Geistlichen in Spanien. Der Reingewinn, den die Kirche in Spanien jährlich aus dem Bullenhandel zog, betrug ungefähr 25 Millionen Franken. Es gab „Bullen der Lebendigen“, „Bullen der Todten“, „bulla's de composicion“, „bulla's de carne“, kurz Bullen für Alles. Die Bulle der Lebenden schützte ihren Besitzer vor jeder Strafe im Jenseits für seine alten und für seine neuen Sünden; die Bulle der Todten wurde zum Besten der Todten von ihren zurückgebliebenen Verwandten erstanden. Vermittelst einer Bulle der Todten konnte jede Seele aus den Flammen des Fegfeuers befreit werden.

Die „bulla de composicion" befreite ihren Besitzer von allen Gelübden, mochten sie heißen, wie sie wollten. Die „bulla de carne" gestattete ihrem Besitzer, auch während der Fasten Fleisch zu essen. Wissen Sie, daß die Königin Isabel eine Bulle vom Papst hatte, welche ihr gestattete, mit anderen Männern Umgang zu haben, weil ihr der Herr Gemahl, Don Francisco, so widerlich war?"

Ich lachte laut auf.

„Nein, Nein!" sagte der Hauptmann, „ich erzähle Ihnen kein Märchen. Die Königin bezahlte für diese Bulle jährlich eine enorme Summe. Dies ist eine ganz bekannte Geschichte. Sie konnten früher in Spanien in jedem Spezereiladen Bullen aller Art kaufen. Dort hatte die Kirche ihre Niederlagen. Der Preis der Bullen wechselte nach den Provinzen. Die Droguisten und Inhaber von Spezereiläden schickten ihren Kunden, wie die Waaren, die Bullen in's Haus. Nun, jetzt sind wir diese Bullenverkäufer auch glücklich in Spanien los, und wo sie noch sind, machen sie geringe oder gar keine Geschäfte mehr."

Nach einer halben Stunde hielt der Zug von Neuem. In einiger Entfernung von der Station erhoben sich am Rande einer wilden Schlucht die armseligen Häusergruppen einer kleinen Stadt, umgeben von einer gezackten Mauer. Die Umrisse eines großen Palastes erschienen über den Dächern der Häuser. „Das ist Guadarama", sagte der Hauptmann. „Schade, daß Sie die Stadt nicht besuchen. Sie ist altrömischen Ursprungs, heute ganz heruntergekommen. Sie würden dort einen interessanten

Palast gesehen haben, den Palast des herzoglichen Hauses Infantado, wo einst die Mendoza's wohnten — ein vornehmes, spanisches Geschlecht — welche mit den italienischen Medicis wetteiferten und hier einen königlichen Hofstaat hielten. Die Façade des Schlosses hat noch heute eine ebenso sonderbare, wie prächtige Architektonik; die inneren Räume und Säle sind wüst und leer; der ehemals prächtige Garten ist voll von Unkraut. Die Gruft, worin alle Ahnen des ausgestorbenen Hauses vereinigt ruhen, hat 200,000 Thaler gekostet. Sie ist im Jahre 1809 von den Franzosen zerstört und verwüstet worden. Wie Sie sehen, ist jetzt die nächste Umgebung der Stadt steinig, wüst und öde. „Eine famose Gegend“, sagen die Castilianer, „wenn sie mehr Getraide und weniger Spitzbuben hervorbrächte.“

Die Eisenstraße hielt sich immer noch im Thale des Henares, eines wasserarmen Stromes, den wir zuerst kurz vor Alcala auf einer eisernen Brücke passirt hatten. Die Kultur vermehrte sich nach einer Viertelstunde; sonst blieb der Charakter der Ebene derselbe. Waldung war nirgends zu sehen. Nur hier und da erschienen einige Baumgruppen. Dann und wann wurde die Monotonie durch Häusergruppen unterbrochen, welche sich zu Dörfern und unbedeutenden Ortschaften vereinigten.

Der Verkehr auf den einzelnen Stationen, wo der Zug einige Minuten hielt, war sehr schwach. „Trinken wir ein Glas Alicante“, sagte der Kaufmann und zog eine mit Leder bezogene Flasche nebst einem Glase aus seiner Reisetasche, das Glas viermal nach einander füllend,

und es mir, als dem Fremden, mit den Worten zuerst anbietend, „echter Alicantewein, vortreffliche Sorte, trinken Sie ungenirt, habe noch eine zweite Flasche, steht Alles zu Ihrer Disposition, Caballero?“ Nach mir tranken die Offiziere, zuletzt der Spender des wirklich vortrefflichen Weines. Ich bot ihm und den beiden Offizieren Cigarren an, echte Havannah's, welche man sonderbarer Weise in Spanien selten und nur zu hohen Preisen kauft. Der Tabakverkauf ist in Spanien, wie in Frankreich, in den Händen der Regierung, welche damit colossale Summen verdient, während die ärmere Bevölkerung sich mit dem Rauchen von Cigarretten behilft. Einer meiner Madrider Bekannten hatte mir eine ziemlich billige Quelle für meine Einkäufe angegeben, da mir die Cigarretten nicht mundeten; trotzalledem zahlte ich zwei Realen für die Cigarre, also vier Silbergroschen, in Deutschland ein enormer Preis. „Frühstücken wir“, sagte der Capitän und nahm dankend eine Cigarre; „ich werde die Cigarre nach dem Frühstücke rauchen.“ Dann nahm er Brod, Fleisch und Käse aus der Tasche seines Paletots, welches er mir und den anderen Reisegefährten anbot; der Lieutenant zog einige Cotelettes und eine Menge von Orangen aus seiner Reisetasche hervor.

Die Verpflegung auf spanischen Eisenbahnen ist sehr schlecht. Die einzelnen Stationen liefern nichts. Wer sich auf einer Eisenbahnreise in Spanien nicht mit Proviant versieht, kann Hunger und Durst leiden. Er findet nur einmal während des Tages auf einer Station ein Buffet, wo auch ein nicht schlechtes Mittagessen servirt

wird. Bekommt er außer dieser Mittagsstunde, die häufig erst auf fünf oder auf sechs Uhr vertagt wird, Hunger, so hat sich der Magen mit sich selbst abzufinden. Doch nein, dem ist nicht so; die spanische Gastfreundschaft erstreckt sich nicht allein auf das Haus, sondern auch auf das Eisenbahn-Coupé. Der Spanier weiß, daß es auf den Eisenbahnstationen sehr wenig oder auch gar nichts gibt, und verproviantirt sich für die Reise in der umfassendsten Weise. Er nimmt aber nicht allein für sich selbst, sondern auch für noch nicht bekannte Reisegefährten mit, und er ißt im Coupé oder im Postwagen nichts, wovon er nicht den anderen Insassen des Wagens vorher anbietet. Das ist nicht Form, wie die Deutschen zuweilen behaupten; das Anerbieten geschieht mit solcher Freundlichkeit, sogar Herzlichkeit, daß es schwer abzulehnen ist. Ich habe, ehe ich spanische Sitte kannte, oft dadurch angestoßen, daß ich derartige Anerbietungen höflich ablehnte. Die Sitte wurzelt in der großen Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, Grundzügen des spanischen Volks-Charakters.

Der Spanier ist noch liebenswürdiger, freundlicher und zuvorkommender als der Italiener; den Franzosen, bei dem die Zuvorkommenheit allerdings oft nur Form ist, übertrifft er im Werth dieser Eigenschaften bei weitem. Wer nicht dieser Ansicht ist, hat Spanien entweder mit geschlossenen Augen bereist oder er hat alle Vorurtheile gegen die spanische Nation, die er über die Bidassoa eingeschleppt hat, grundsätzlich wieder mit zurückgebracht. Ein Deutscher, der Spanien bereist hatte und

behauptete, daß die ganze spanische Gastfreundschaft leerer Wortkram sei, erzählte mir lächerlicher Weise, um seine Behauptung zu beweisen, daß ein spanischer Kaufmann in Cadix einem Engländer seine werthvolle Bildergallerie gezeigt und schließlich gesagt habe: „Es steht Alles zu Ihrer Disposition.“ Am andern Tage habe sich der Engländer einen Murillo ausgebeten, den er natürlich nicht erhalten habe. Ich erwiderte ihm, daß ich für eine solche Unverschämtheit den Engländer hätte hinauswerfen lassen. Wie oft bin ich, wenn ich in den Straßen von Sevilla umherflanirte und durch die vergoldeten Gitterthore in den „Patio“, in diese reizenden Höfe blickte, welche die Spanier als Wohnzimmer und Empfangszimmer benutzen, von den Eigenthümern eingeladen worden, einzutreten! Ein bekannter deutscher Maler wollte eine Skizze der Cathedrale von Burgos entwerfen. Der passendste Ort zu dem Zwecke schien ihm der Balkon eines gegenüber liegenden Hauses zu sein. Er ging in das Haus und bat den Besitzer um die Erlaubniß. Sie wurde ihm nicht allein in der bereitwilligsten Weise gewährt, sondern es wurden ihm auch während seiner Arbeit Chocolade, Südfrüchte und andere Erfrischungen angeboten. Ganz diesem Charakterzug des spanischen Volkes gemäß benahmen sich meine drei spanischen Reisegefährten auf unserer Reise von Madrid nach Saragossa.

Sie theilten ihr Frühstück mit mir bis auf die letzte Orange und bis zum letzten Stück Brod, und sie würden sich sehr verletzt gefühlt haben, falls ich ihr Anerbieten ausgeschlagen hätte. Als der Kaufmann mir das dritte

Glas Wein einschenkte, schlug ich es aus, weil ich genug getrunken hatte. Aber sein „vino d'Alicante, Caballero" klang so vorwurfsvoll und so herzlich, daß ich bei seinem nochmaligen Anerbieten nicht den Muth besaß, meine Weigerung zu wiederholen.

Außer einer einzigen Stadt waren sämmtliche Ortschaften, welche die Eisenstraße bis zum Nachmittage berührte, sehr unbedeutend, kleine Orte von hundert bis höchstens tausend Bewohnern, wie mir meine Reisegefährten sagten. Eine kleine Strecke in der Umgebung des Städtchens Jadraque schien wieder gut cultivirt, größtentheils und ausnahmsweise mit Obstbäumen. Dann wurde das Terrain wieder steinig und öde. Große Felsenmassen, welche die Eisenstraße mittelst einiger Tunnels durchbrach, schoben sich in die Ebene vor. Als wir die felsige Gegend hinter uns hatten, erschienen auf einem Plateau die Häusergruppen einer größeren Stadt, amphitheatralisch sich am Abhange eines Hügels übereinander aufbauend, von einer gothischen Cathedrale mit zwei Thürmen überragt. Es war Siguenza, eine Stadt von ungefähr 5000 Einwohnern, wie mir der Kaufmann erzählte, der in seinen Handelsgeschäften oft die Reise von Madrid nach Saragossa zu machen hatte. Hinter Siguenza stieg die Straße bis zu einer Höhe von über tausend Meter hinan, mittelst mehrerer Tunnels die felsigen Gebirgsvorsprünge durchbrechend. Auf dem Gipfel eines Hügels erschienen die Häusergruppen einer kleinen Stadt. Der Zug hielt. „Medinaceli", meldete ausnahmsweise der Schaffner. „Ist dies der Ort, von dem

die herzogliche Familie gleichen Namens ihren Titel führt?“ fragte ich meine Reisegefährten. „So ist es, Sennor“, sagte der Lieutenant, „Sie denken bei dem Namen wohl an die Inquisition?“

„Woran sollte ich bei diesem Namen anders denken?“ Unter den „Inquisitionsvertrauten“ nahmen ja die Herzöge von Medinaceli einen ersten Rang ein. Bei den großen „königlichen Priesterfesten“ trugen die Herzöge von Medinaceli die Fahne des heiligen Amtes. „Ist die Familie reich?“

„Hier unsere reichste Adelsfamilie. Ihr Vermögen stammt aus jener Zeit, wo sie im Dienste der Inquisition stand. Sie wissen, alle Verurtheilungen erfolgten unter Confiscation des Vermögens der Erdrosselten und Verbannten, und die Medinaceli haben sich bei diesen Confiscationen immer vortrefflich bedacht. Den großen Palast der Familie in Madrid haben sie wohl gesehen? Aber, wissen Sie auch, wie wir in Spanien mit der Inquisition aufgeräumt haben?“

„Gewiß. Im Jahre 1820, als die Generale Riego, Quiroga uud Lopez Banos auf der Insel Leon die Fahne des Aufstandes gegen die Regierung des „elenden Burschen und niederträchtigen Gesellen“ erhoben, zündete das Volk in Madrid den Palast der Inquisition an, schlug die Inquisitoren todt oder warf sie in die Flammen ihres brennenden Palastes. Seit diesem Tage wagte in Spanien kein Mensch mehr von der Inquisition zu sprechen, außer um sie zu verwünschen oder ihr Andenken zu verfluchen. Aber, sagen Sie mir, weshalb haben die Spanier „den

niederträchtigen Gesellen“ nicht selbst todtgeschlagen? Sie hätten sich zwanzig Jahre der scheußlichsten Reaction erspart!“

„Daran, so wie an allen politischen Fehlern, die seitdem in Spanien begangen worden sind, waren nur die Progessisten, unsere Fortschrittspartei, Schuld“, erwiederte der Capitain; „statt mit den Demokraten und später mit den Republikanern gegen die Monarchie gemeinschaftliche Sache zu machen, haben sie sich immer wieder mit den Fractionen der Moderado's, der Conservativen vereinbart. Dieser Fehler zieht sich wie ein rother Faden durch die ganze politische Geschichte der letzten vierzig Jahre Spaniens. Auch an unserer jetzigen verwirrten und unklaren Lage sind nur die Progressisten Schuld. Spanien kann nur in der Republik seine Zukunft finden.

„Sind die Herren sämmtlich Republikaner?“

„Mein Kamerad und ich gewiß“, sagte der Hauptmann.

„Ebenso ich“, fügte der Kaufmann hinzu. „Die Bevölkerung aller spanischen Städte ist republikanisch.“

„Glauben Sie an die Möglichkeit einer carlistischen Erhebung“, fragte ich.

„An den Erfolg nie“, sagte der Kaufmann. „Unser großer, siebenjähriger Bürgerkrieg hat die carlistische Partei todt gemacht. In Spanien hat sie nur noch ihre Vertreter in den Pfaffen.“

Um fünf Uhr erreichten wir Calatayud, eine Stadt von 10,000 Einwohner, inmitten einer recht gut angebauten Vega. „Hier wird dinirt“, meldete der

Kaufmann, „das Diner ist sehr gut. Wir speisen doch alle zu Mittag, Caballero's?"

„Glauben Sie", erwiederte ich lachend, „daß ein Deutscher sich ein Mittagessen entgehen lassen wird?"

Wir verließen sämmtlich das Coupé und gingen nach dem Bahnhofsgebäude. Es war ausnahmsweise von Stein aufgeführt, aber auch ohne architektonische Schönheit. In einem großen und luftigen, mit Teppichen belegten Saal wurde das Diner auf einer geschmackvoll decorirten Tafel servirt. Ein großer Theil der auf dem Zuge befindlichen Reisenden hatte bereits Platz genommen. Wir vier nahmen die untere Ecke der Tafel ein. „So guten Alicantewein werden wir wohl nicht bekommen", sagte ich zu dem Kaufmann, „wie Sie uns im Coupé vorgesetzt haben." — „Wohl nicht", erwiederte er, „aber der Val de Pennas ist hier gut. Versuchen Sie!"

Dabei schenkte er mir aus der Krystallflasche, welche vor uns stand, ein Glas rothen Wein ein, dann den beiden Offizieren und sich selbst. „Trinken wir auf die spanische Republik, Caballero's. Viva la republica!" Unsere Gläser klangen zusammen. „Viva la republica!" riefen der Hauptmann und der Lieutenant.

Das Diner bestand aus sieben oder acht Gängen und war vortrefflich. Südfrüchte, Bisquits, Backwerk, verschiedene Arten Käse bildeten das Dessert, nach welchem starker Kaffee in kleinen Tassen umhergereicht wurde, zu denen ich den Herren von meinen Havannah's, von denen ich einen ziemlichen Vorrath mit auf die Reise genommen hatte, anbot. Der Preis des Diners mit Wein und

Kaffee betrug nach französischem Gelde vier Franken. Nach drei viertel Stunden war die Zeit der Abfahrt nach Saragossa. Einer von den Kellnern machte uns diese Mittheilung, während von Seiten der Schaffner kein Wort gesagt wurde. Das ist so recht spanisch! Wer sich nicht selbst um sich bekümmert, ist immer in Gefahr, auf der Station zurückgelassen zu werden. Einen Portier, bei dem man Erkundigungen einzieht, habe ich bespielsweise auf keinem spanischen Bahnhofe gesehen.

Nachdem wir das Thal des Jalon — der Fluß, an dem Calatayud liegt — verlassen hatten, trat die Eisenstraße wieder in's Gebirge ein. Während der nächsten zwei Stunden fuhren wir fast ebensoviel unter der Erde, wie über der Erde. Tunnels, oft von enormer Länge, wechselten mit Brücken. Auf einer Strecke von nur 13 Kilometer, wie mir Einer von den Offizieren mittheilte, kamen wir durch nicht weniger als sieben Tunnels und über acht Brücken. Der längste Tunnel maß 780 Meter, ein anderer 360, ein dritter 206 Meter; keiner war unter 100 Meter. Wenn wir aus einem finstern Tunnel in einen neuen rollten, blickten wir auf steile, nackte Felsen, mit oft nadelförmigen Spitzen, in tiefe Schluchten, auf deren Grunde ein Gebirgsbach sich langsam fortwälzte. Das Brausen und Rauschen der Ströme und Bäche, der reiche Pflanzenmantel der Gebirgswände, die Laubwälder, was unseren deutschen Gebirgen einen so großen landwirthschaftlichen Reiz verleiht, Alles das fehlte gänzlich; zuweilen öffneten sich Blicke in ziemlich pittoreske, gut angebaute Thäler. Dann wieder eine neue lange Reihe von

Tunnels. Um acht Uhr waren wir in Ricla, wo das Gebirge aufhört. Die Strecke von Ricla bis Calatayud beträgt 36 Kilometer; die Gesammtlänge der Tunnels ist auf dieser verhältnißmäßig kurzen Strecke 3033 Meter, mit nicht weniger als 18 Brücken. Hinter Ricla beginnt die reiche, große Ebene „Blanura de Plasencia", in der sich die berühmteste spanische Barricadenstadt Saragossa, die Hauptstadt Arragoniens, an den Ufern des Ebro ausbreitet. Wer kennt nicht die Kämpfe Saragossa's gegen die Söldnerbanden Bonaparte's — nie habe ich weder den ersten noch den dritten Napoleon anders in Spanien nennen hören —; wer kennt nicht „die spanische Maid" Byrons, die berühmte Augustina? Saragossa hat sich in neuerer Zeit seiner berühmten Vergangenheit würdig bewiesen. Die Stadt, wo der Großrichter Lanuza, weil er die „fueros", die Municipalfreiheiten seines Vaterlandes vertheidigte, auf Befehl des feigen und bigotten Tyrannen Philipp des Zweiten, der nur Ketzern gegenüber Muth besaß, wenn ihr Mund geknebelt und ihre Hände gebunden waren, enthauptet wurde, ist heute durchweg republikanisch. Um zehn Uhr langten wir, nach einer fünfzehnstündigen Fahrt, auf dem Bahnhof vor dem Thore del Carmen an. Ein Omnibus führte mich und meine drei Reisegefährten nach der Fonda de Europa am Marktplatze, welche ich Jedem empfehlen kann, der die berühmte spanische Barrikadenstadt besuchen will.

Dreizehntes Kapitel.

Von Saragossa nach Barcellona.

Saragossa. Die Blüthezeit Saragossa's. Die Gegenwart der arragonischen Hauptstadt. Die Stadt ein großer Friedhof. Die Gründe des Verfalls. Monarchie und Pfaffenthum. Zwei Kirchen in Saragossa und ihre Reichthümer. Statue der heiligen Jungfrau. Saragossa's Ruhm und Republikanismus. Byron's „Maid von Saragossa". Der „Krieg auf's Messer" gegen Bonaparte. Arragonische Tugenden und Municipalfreiheiten. Die „Fueros". Der König der Arragonier. Der Großrichter Lanuza. Sein Märtyrertod für die Freiheit Arragoniens. Die Brücken über den Ebro. Märchenhafter Anblick Saragossa's. Die Umgegend Saragossa's. Monzon. Reisegesellschaft. Offiziere. Eine catalonische Gastwirthsfrau. Ein Priester. Behandlung des Priesters. Politische Gespräche. Erinnerung an den Bahnhof von Castillejos bei Toledo. Lerida. Das Thal von Lerida. Eintritt in Catalonien. Der „Llano von Urgel". Admiral Topete. Gespräch zwischen General Prim und Frau Topete. Charakterloser Aventurier. Sonderbare religiöse und politische Contraste in Catalonien. Der „Diario" von Barcellona. Calaf. Die Sierra von Calaf. Manresa. Die catalonischen Gebirge. Landschaftliche Decoration. Das Kloster auf dem Montserrat. Der Balcon der Mönche. Zerstörung des Klosters. Sabadell. Barcellona.

Auf dem Thurme von Nuestra Sennora del Pilar, der Kathedrale von Saragossa, schlug die Uhr acht. Um halb neun sollte der Bahnzug nach Barcellona abgehen. In der Fonda de Europa am Markt schien sich Niemand mit der Abreise zu beeilen. Von dem Omnibus, der die

Reisenden nach dem Bahnhofe führen sollte, war noch nichts zu hören und zu sehen. Aber mich beunruhigte die Verzögerung nicht mehr. Seit drei Monaten war ich so viel und so oft auf spanischen Eisenbahnen gefahren, daß ich mehr als zur Genüge erfahren hatte, wie in Spanien die Eisenbahnzüge weder zu der im Tarif angegebenen Zeit abgehen, noch zu der bestimmten Zeit ankommen.

Nun schlug es bereits ein Viertel auf dem Thurme von Nuestra Sennora del Pilar; endlich rasselte ein Omnibus über das Pflaster des öden Marktplatzes, um vor der Fonda zu halten. Ich war der einzige Reisende, welcher einstieg. Einige Minuten später nahm der Wagen seinen Weg nach der nordöstlichen Vorstadt, wo sich der Bahnhof der nach Barcellona führenden Linie befindet. Der Bahnhof für die Madrider Linie ist vor dem Thore del Carmen gelegen. Um von einem Bahnhof zum andern zu gelangen, hat man die Stadt also in ihrer ganzen Länge zu durchschneiden.

Die Hauptstadt Arragoniens ist aus einer reichen und blühenden Stadt, welche zur Zeit ihrer Blüthe 200,000 Bewohner zählte, eine der ödesten und traurigsten unter allen spanischen Städten geworden, deren Einwohnerzahl noch kaum 40,000 betragen wird. Diesen Eindruck machte Saragossa auch heute wieder auf mich, als ich vom Marktplatze nach dem Bahnhofe in der Vorstadt Arrabal d'Altabas fuhr. Kein Geräusch, keine Bewegung, kein Gewerbe, kein Handel in der einst so reichen und volkreichen Stadt. Außer auf der calle Santa — heilige Straße — und auf eini=

gen Promenaden ist Saragossa ganz leblos, nichts als ein großer Friedhof, wo glorreiche Erinnerungen Spaniens begraben liegen. An dieser Kirchhofsstille sind die Bourbonen und das Pfaffenthum schuld. Unter der Regierung der Khalifen war Saragossa reich und glücklich, täglich zunehmend an Kultur, Wohlhabenheit und Größe. Als die Christen von Neuem Navarra und Arragon eroberten, ging es ihr, wie Cordoba. Karl der Fünfte überlieferte beide Städte der Inquisition und dem Pfaffenthum, und Saragossa verödete bald ebenso wie Cordoba. Aus jener Zeit, wo Inquisition und Pfaffen in Saragossa enorme Reichthümer anhäuften, während die Bevölkerung täglich ärmer wurde, stammen noch die prächtige Basilika Nuestra Sennora del Pilar und die Kirche San Salvador, oder kurzweg „la Seo“ genannt. Erstere ist von ganz gewaltigen Dimensionen; sie mißt nicht weniger als 500 Fuß Länge; letztere enthält kolossale Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen, welche wieder den Beweis liefern, was das Priesterthum in dem in seinem Nationalwohlstand so verarmten Spanien an „Gütern zur todten Hand“ seit drei Jahrhunderten aufgehäuft hat. Unter den Kirchenschätzen zeigte man mir ein ganz mit Edelsteinen besetztes, drei Fuß langes Kreuz von massivem Golde, Büsten von Heiligen, ganz von massivem Silber und Meßgewänder, welche von Edelsteinen starrten.

In einer Kapelle der Basilika sah ich die berühmte Statue der heiligen Jungfrau, Nuestra Sennora del Pilar genannt. Sie ist, wie die Statue der heiligen Jungfrau del Sagrario in der Kathedrale von Toledo,

nach den Worten des Hohen Liedes: „Schwarz bin ich, aber lieblich, ihr Töchter Jerusalems“, aus schwarzem Holz gestaltet, und so mit Schmuck, Edelsteinen und prachtvollen Gewändern überladen, daß man von der Statue nur den schwarzen Kopf sieht. Die heilige Jungfrau sitzt auf einem prachtvollen Throne, über den sich ein ganz silberner Baldachin wölbt. Ihr Gewand ist eine einzige Perlenstickerei von unnennbarem Werthe. Finger, Arme, Hals und Brust sind mit kostbaren Armbändern, Halsbändern und Ringen bedeckt, auf denen zahllose Diamanten und Brillanten aller Art funkeln. Eine Balustrade von massivem Silber umgiebt den Thron. In keinem andern europäischen Lande hat die Geistlichkeit solche kolossale Schätze angehäuft und dem Nationalwohlstande entzogen, wie in Spanien. Alle Verkäufe von Kirchengütern, welche seit dem Jahre 1820 stattgefunden haben, sind nicht im Stande gewesen, unter diesen enormen Massen von „Gütern zur todten Hand“ aufzuräumen. Von den zehn Milliarden Realen, welche das Kirchen- und Klostervermögen in Spanien ungefähr im Jahre 1820 betrug, befinden sich noch heute an fünf Milliarden im Besitz der spanischen Weltgeistlichkeit, während erst die Hälfte wieder in den Besitz des Volkes übergegangen ist. Die Statue der heiligen Jungfrau del Pilar gehört auch in die Reihe dieser Güter zur todten Hand, während Saragossa eine arme und todte Stadt geworden ist. Aber den tapfern, freiheitlichen und hochherzigen Charakter ihrer Männer und Frauen haben weder Bourbonen noch Pfaffen in der Hauptstadt Arragoniens vertilgen können. „Wir Spanier

sind eine zähe Nation", sagte Don José Maria Orense, der Chef der republikanischen Partei, der seine Abstammung von den arragonischen Königen herleitet, einmal zu mir, „man wird uns nicht unterkriegen."

Saragossa ist ein Beispiel dieser altgothischen Zähigkeit. Saragossa hat den Ruhm, die erste Barrikadenstadt Spaniens zu sein. Ihr im Unabhängigkeitskampfe gegen die Armee Napoleons erlangter Ruhm wird ewig in der Geschichte des spanischen Volkes leuchten. Die von französischen Kanonenkugeln durchsiebten und gebrochenen Ringmauern sind noch heute redende Zeugen dieses Heldenkampfes, der des alten Sagunt würdig war. Byrons „Maid von Saragossa", die berühmte Augustina, ist keine vom Dichter geschaffene Figur, sondern Wirklichkeit. Die schöne Augustina focht bei beiden Belagerungen Saragossa's mit und erhielt von der Junta alle nur existirende spanische Orden und Medaillen. Und Augustina hatte Hunderte von eben so schönen und tapferen Schwestern, welche eben so todesmuthig in den Kampf gingen, wie sie selbst. Wenn man den Menschenschlag in Saragossa sieht, so kann man sich einen Begriff von „dem berühmten Krieg bis auf's Messer" machen, den Männer und Weiber hier gegen „Bonaparte" führten. Der Arragonier übertrifft an ritterlicher Tapferkeit nicht nur die maurischen Bewohner Andalusiens und Valencia's, sondern selbst den Castilier und den Basken. Sein Charakter ist unverkünstelt und gewaltig. Wahr in seinen Gefühlen der Liebe und des Hasses, setzt er sein Leben daran, seine Ueberzeugungen durch die That zu bekräftigen. Die „Fueros" — die

Municipalfreiheiten — der Arragonier waren unerhört groß. Drei volksthümliche Gewalten waren mit ihrer Aufrechthaltung und, im Nothfall mit ihrer Veränderung betraut, der Adel, die Geistlichkeit und die Bürgerschaft. Die Erklärung, mit der die Arragonier dem aus ihrer Mitte gewählten Könige huldigten, lautete bekanntlich: „Wir, deren Jeder so viel ist wie Du und die wir zusammen mächtiger sind, als Du, wir machen Dich zum Könige unter der Bedingung, daß Du unsere Freiheiten und Rechte achten wirst. Wo nicht, nicht.“

Die „Justitia major“ — die Macht des Großrichters — stand über der Macht des Königs. An sie appellirte das Volk gegen die Beschlüsse der Krone. Sie war eine Schranke zwischen dem Königthum und der Municipalität, ein Damm, der beide Gewalten, die einander eifersüchtig bewachten und bekämpften, im Zaume hielt. Der Großrichter schützte die Volksrechte und rettete auch manchmal den Thron vor dem Zusammensturze. Seine Macht war unvergleichlich. Er hatte das Recht, die vom Könige erwählten Minister auf eine bestimmte Frist oder für immer von den Geschäften zu entfernen und brauchte nicht einmal seine Gründe dafür anzugeben. Selbst den König konnte er vor die Schranken der Ständeversammlung laden und ihm über sein Verfahren gegen die Provinz Rechenschaft abfordern. Wenn der König den bei seiner Thronbesteigung geleisteten Eid, die „Fueros“ zu respectiren, brach, so konnte der Großrichter ihn absetzen. Die Eidesleistung des Königs fand immer zu den Füßen des Großrichters statt. Auf einem ver-

goldeten Thron sitzend, mitten unter den Reichs-Cortes, höher als die Stände, als die Vertreter des Landes, empfing er den Schwur aus dem Munde des Königs, der aufrecht und mit entblößtem Haupte vor ihm stand. Der Großrichter war in der That der eigentliche König von Arragonien. Arragonien's berühmte Municipalfreiheiten starben mit Don Juan de Lanuza, dem letzten Großrichter, den der niederträchtige und schändliche Philipp der Zweite, Carl's des Fünften Sohn, in Saragossa enthaupten ließ, weil er die „Fueros" seines Vaterlandes zu vertheidigen wagte. Heute ist Saragossa, wie ich schon erwähnte, eine durchweg republikanische Stadt.

Der Wagen rollte auf einer steinernen Brücke über den Ebro in die Vorstadt. Noch einmal blickte ich zurück auf die berühmteste Barrikadenstadt Spaniens, deren Häusergruppen sich am andern Ufer des breiten, vielbesungenen Stromes ausbreiten. Neben dem schlanken, hohen Thurm der Kirche San Salvador erhob sich die prachtvolle Kathedrale mit ihren vielen Kuppeln auf dem Hintergrunde des funkelnden, tiefblauen Morgenhimmels und die buntglasirten Ziegel und die goldenen Kugeln auf den Kuppeln leuchteten und flimmerten in den rothen Reflexen der Sonne in morgenländischer Märchenpracht. Nach einigen Minuten hielt der Wagen auf dem Bahnhofe. Der Bahnhof war ein unbedeutendes steinernes Gebäude, wie alle spanischen Bahnhöfe, ohne alle architektonische Schönheit.

Die Bahnhofsuhr zeigte bereits auf dreiviertel Neun, als der Zug nach Barcellona sich endlich langsam in

Bewegung setzte; die Abfahrtszeit im Tarif lautete auf halb Neun. Ausnahmsweise hatte ich heute ein Billet zweiter Klasse gelöst, um einmal in einer gemischten Reisegesellschaft zu fahren, obschon die Wagen zweiter Klasse auf spanischen Eisenbahnlinien nichts weniger als einladend sind.

Die Umgegend von Saragossa ist reich und trefflich angebaut. Das Land hat in Arragonien und Catalonien ein ganz anderes Aussehen, wie im südlichen Spanien. Natur und Menschen sind verändert. Der Himmel ist minder glänzend; seine Färbung zeigt nicht mehr das intensive Blau, wie der Himmel, der sich über Valencia und Andalusien wölbt; die Luft ist nicht mehr voll einschläfernder Wollust, wie die Atmosphäre Sevilla's und Cordoba's, dieser alten, maurischen Königsstädte. Die Arragonier und Catalonier zeigen drei Mal mehr Munterkeit und Kraft, als ihre südlichen Nachbarn; Thätigkeit und Fleiß treten an die Stelle der Poesie und der Verweichlichung. Die Bahnlinie berührte mehrere kleine Ortschaften. An jedem Orte wurde einige Minuten angehalten. Mittelst einer elegant gebauten Eisenbrücke überschritt der Zug den Gallego, der in den Ebro mündet. Nun eine größere Ortschaft, Sarinnena, wo, wie mir ein Infanterieoffizier, der mir gegenüber saß, sagte, jährlich ein paar große Märkte stattfinden. Nun wieder eine Eisenbrücke, welche den Bahnzug in einer Höhe von wenigstens zwanzig Meter über ein steiniges, ziemlich wasserarmes Flußbett führte, dann ein langer Tunnel und eine zweite eiserne Brücke von drei Bogen, welche

den Cinca, ebenfalls einen Nebenfluß des Ebro, überschritt. Auf der rechten Seite der Bahnlinie erschienen Trümmer von Festungsmauern und Bastionen, sie umschlossen eine kleine Ortschaft. „Das ist Monzon“, sagte der Hauptmann, „war ehemals ein sehr fester Platz, schauen Sie sich nur das alte Schloß an; welche Thürme und Mauern! Der Ort mag ungefähr dreitausend Einwohner haben.“

In Monzon stieg ein Geistlicher ein. Er trug die in Spanien übliche schwarze Sutane, auf dem Kopfe den häßlichen, zweieckigen Hut, den die spanischen Weltgeistlichen tragen und der einer langen Rolle gleicht. Niemand begrüßte ihn, Niemand machte ihm Platz. So zuvorkommend und freundlich der Spanier sonst ist, um den Priester schien sich Niemand bekümmern zu wollen. Er verließ in Raymat, der ersten catalonischen Station, das Coupé; auf der ganzen Strecke hat keiner von den Reisenden auch nur ein Wort mit dem Priester gewechselt. Wo ich in Spanien Priester mit der Bevölkerung in Berührung kommen sah, trat mir dasselbe schroffe Benehmen entgegen. Den Priestern gegenüber verwandelte sich die den Spaniern eigenthümliche Freundlichkeit und Artigkeit sofort in eisige Kälte und Schroffheit. In keinem europäischen Lande ist der Priester so verhaßt, wie in Spanien, selbst in Italien nicht. Das moderne Spanien ist nichts weniger, als ein katholisches Land. Die Schroffheit, mit der man den Priester behandelte, contrastirte in auffallendster Weise mit der Freundlichkeit, mit der meine übrige Reisegesellschaft unter

einander verkehrte. Sie bestand aus einer stattlichen, hübschen, etwas wohlbeleibten Frau in den vierziger Jahren nebst einer andern, wenn auch jüngeren, aber mageren und lange nicht so hübschen Frau, ihrer Reisegefährtin. Beide reisten auf Besuch nach Barcellona. Erstere war, wie sie mir erzählte, Besitzerin eines Gasthofes in einer Mittelstadt Arragoniens, nahe an der französischen Grenze, deren Name mir entfallen ist. Beide sprachen ebenso geläufig französisch, wie spanisch. Neben dem Hauptmann, mir gegenüber, hatte ein Kaufmann aus Barcellona Platz genommen, der in Handelsgeschäften in Saragossa gewesen war; an der Seite der stattlichen Gastwirthsfrau saß ein junger Sergeant von hübschem Aeußern und einnehmenden Manieren; die übrigen Insassen des Coupés wechselten auf den verschiedenen Stationen. Die Politik und die Situation des Landes bildeten, soviel ich aus der spanisch geführten Unterhaltung entnehmen konnte, den Hauptgegenstand der Unterhaltung. Der Hauptmann und die Gastwirthsfrau übersetzten mir dann und wann einzelne Stücke derselben in's Französische. Am meisten interessirten die Gesellschaft aus den Cortesverhandlungen die Reden der republikanischen Deputirten; die Namen Castelar, Figueras, Garrido, Orense kehrten in der Unterhaltung unaufhörlich wieder.

Auf Prim und Serrano war man sehr schlecht zu sprechen. Prim ist bekanntlich aus Reus, einer catalonischen Stadt, gebürtig und hat bei den catalonischen Aufständen der letzten zwanzig Jahre in den verschiedensten

Parteistellungen figurirt. Man kannte deßhalb seine Vergangenheit und seine Charakterlosigkeit hier genau und beurtheilte ihn demgemäß. Der Hauptmann, ebenfalls ein geborener Catalane, genirte sich in seinen Urtheilen über seinen Kriegsminister nicht im mindesten. Die spanische Armee hat seit fünfzig Jahren immer an der Spitze der revolutionären Bewegungen marschirt; ihre Pronunciamento's haben bei den Aufständen häufig den Ausschlag gegeben; Officiere und Soldaten sind also gewohnt, bei der Discussion politischer Fragen mitzusprechen und mitzuurtheilen, sowie sie bei politischen Bewegungen handelnd auf dem Schauplatze erscheinen. Die Ueberzeugungen des Bürgers überwiegen in der spanischen Armee die Mannszucht und den passiven Gehorsam des Soldaten. Bei einer zum Andenken der am 10. März 1820 von den Schergen Ferdinand's auf dem San Antonioplatze gemordeten Bürger Seitens der Republikaner in Cadix veranstalteten Todtenfeier sah ich Stabsofficiere der Armee in voller Uniform die Bänder des Sarkophags tragen, auf dem eine Statue der Republik mit der phrygischen Mütze auf dem gelockten Haupte stand. Für einen, einer deutschen Armee angehörenden Officier, der nur eine Meinung und nur eine Ueberzeugung kennt, nämlich den Befehl des obersten Kriegsherrn, sind derartige Zustände ganz undenkbar. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, welches Aufsehen es in Berlin machte, als bei der Bestattung der Opfer der Märzrevolution ein Officier in Generalsuniform im Leichengefolge erschien. Und doch war es nur

ein Officier außer Dienst, der alte General von Hochstetter! *)

„Wo und wann wird denn zu Mittag gespeist", fragte ich um die zwölfte Stunde die stattliche Gastwirthsfrau, „Sie haben den Weg von Saragossa nach Barcellona schon wohl mehrmals gemacht, Sennora?"

„Da haben wir noch lange hin, Caballero", erwiederte sie lachend, „um drei Uhr in Lerida in Catalonien; jetzt sind wir in Arragonien; aber, wenn Sie wollen, können wir gleich frühstücken."

Und dann zog sie aus einer großen, gestickten Reisetasche allerlei Eßwaaren hervor: Orangen, Brod, Cotelette, Butter, Käse und eine Flasche Wein, und bot mir, dem Sergeanten, ihrer Gesellschafterin, dem Kaufmann und dem Hauptmann davon an. Mein Appell an den Magen schien von der ganzen Reisegesellschaft beantwortet zu werden. Auch der Kaufmann und der Hauptmann langten Vorräthe von Eßwaaren und eine Weinflasche hervor und nun wurde ein gemeinschaftliches Frühstück gehalten, bei dem Jeder dem Andern in der freundlichsten und zuvorkommendsten Weise von dem Seinigen anbot. In ganz Spanien ist es Mode, auch dem ganz Unbekannten, der zufällig an demselben Tische, in demselben Coupé, auf derselben Bank sitzt, von dem anzubieten, was man selbst genießt. Diese Gewohnheit wurzelt in

*) S. vom spanischen Revolutionsschauplatz. Von Gustav Rasch. Wien. A. Hartleben. 1869. Kap. 17. Der Regent von Spanien. Kap. 18. Ein spanischer Abenteurer.

der Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit des spanischen Volkscharakters und ist keine bloße Form oder Höflichkeit, wie ich schon bei Schilderung einer Eilwagenfahrt von Granada nach Menjibar in Castilien erwähnte. Es versteht sich von selbst, daß man diese Freundlichkeit einer ganz fremden Person gegenüber nicht mißbraucht. Auf dem Bahnhofe von Castillejos, dem Kreuzungspunkte der nach Toledo, in die Mancha und nach Madrid führenden Eisenbahnlinien, mußte ich mit meinem Reisegefährten, einem Ingenieur, mehrere Stunden warten, bis der Nachtzug uns aufnahm. In der Fonda zu Toledo waren wir äußerst schlecht bewirthet worden. Wir litten Hunger im eigentlichen Sinne des Wortes. Ein Büffet hatte der Bahnhof zu Castillejos nicht. An ein warmes Abendessen war also nicht zu denken. Mein Begleiter, der sieben Jahre im mittleren und südlichen Spanien an den Eisenbahnen gebaut hatte und Land und Leute genau kannte, machte eine Razzia in allen Eßvorräthen, welche auf der Station vorhanden waren, und brachte es endlich dahin, daß ein Tisch mit Käse, Brod, Butter, Salami, Eiern, Sardinen und einigen Flaschen Wein bedeckt, vor uns stand. Das Speisezimmer war der Flur des Gebäudes, den wir mit einigen Gendarmen und einem halben Dutzend sehr verdächtig aussehenden Kerlen, vielleicht Schmugglern oder auch Banditen, theilten. Wie groß war nun mein Schrecken, als der Ingenieur, nachdem unsere Tafel mit so viel Mühe endlich servirt war und ich gerade zulangen wollte, sich zuerst an die Herrn Gendarmen und sodann an die Strolche wandte, und

alle diese edlen „Sennores“ und „Caballeros“ zu unserem Souper in der artigsten und höflichsten Weise einlud. „Mais, Monsieur, vous êtes fou!“ konnte ich nicht umhin in meiner Angst, daß das mit so vieler Mühe hergestellte Souper plötzlich wieder verschwinden würde, auszurufen. „Seien Sie ganz unbesorgt“, erwiederte mir lachend der Ingenieur, „alle diese edlen Caballeros haben viel zu viel Tact und spanisches Anstandsgefühl, mein Anerbieten anzunehmen, da sie ja gesehen und gehört haben, welche Mühe mir die Beschaffung des Abendessens gemacht hat.“ Er hatte Recht. In gewählten Worten dankte zuerst Einer von den Gendarmen in seinem und seiner beiden Kameraden Namen; dann wiederholte sich die Scene in derselben verbindlichen Form Seitens der Schmuggler und Strolche. Und nun erst verzehrten wir unser mühsam errungenes Abendessen.

Um halb drei Uhr fuhren wir wieder an einer kleinen Ortschaft vorüber. „Almacellas“, sagte der Hauptmann, „der erste catalonische Ort, noch eine Station und noch eine halbe Stunde und Sie werden gut zu Mittag speisen, Sennor. Sie sind jetzt in Catalonien.“

Nach einer halben Stunde hielt der Zug auf dem Bahnhofe von Lerida. Meine ganze Reisegesellschaft machte sich fertig, das Coupé zu verlassen. Der Priester war schon in Raymat, der Station vor Lerida, ausgestiegen, ohne von irgend Jemanden einen Abschiedsgruß mit auf den Weg genommen zu haben. „Lerida, Sennor“, sagte die Arragonierin zu mir, „hier ist das Büffet. Das Diner ist servirt.“

Wir stiegen aus und gingen nach dem Bahnhofsgebäude. Der Speisesaal war groß und luftig. Eine lange Tafel in Hufeisenform, weiß gedeckt und geschmackvoll servirt, lud uns zum Mittagessen ein. Von Seiten der Schaffner erfolgte wieder keine Meldung. Nicht einmal der Name der Station wurde angesagt. Auf spanischen Eisenbahnen scheint man Alles als bekannt vorauszusetzen. Um die Reisenden bekümmert sich von den Eisenbahnbeamten Niemand. Jeder sucht sich im Coupé den Platz, der ihm beliebt und ist sich selbst überlassen. Das Billet wird nur beim Einsteigen und beim Verlassen des Bahnhofes am Ausgange angesehen, wie in Frankreich. Unterwegs wird das Billet nirgends controlirt. Das Mittagessen war reichlich und trefflich zubereitet, und bestand aus mehr als einem halben Dutzend Schüsseln, welche von den Kellnern umhergereicht wurden und von denen sich Jedermann so viel nahm, wie ihm beliebte. Wein, Früchte, Brod und Käse befanden sich, wie überall in den spanischen Gasthöfen, in reichlicher Auswahl auf dem Tische. Die geleerten Krystallflaschen wurden sofort durch frische Flaschen ersetzt. Nach dem Diner wurde schwarzer Kaffee in kleinen Tassen mit Zucker und Cognac umhergereicht. „Langen Sie tüchtig zu“, erinnerte mich mehrmals der Capitän, „auf der Fahrt von Saragossa nach Barcellona wird nur einmal gespeist. Wir sollen um acht Uhr in Barcellona ankommen; aber es wird wohl zehn Uhr werden, bis wir eintreffen.“ Nach Beendigung des Diners ging ein „Mozo“ — Kellner — umher, um auf einem Teller den Preis für das Mittag-

essen einzucassiren. Er betrug sammt dem Kaffee sechszehn Realen, also vier Franken. Wein wird nirgends in Spanien gerechnet. Jeder trinkt so viel, wie er will. Die Beendigung des Mittagessens und die Abfahrt machten sich wieder von selbst. Von Seiten des Beamtenpersonals geschah nicht die geringste Meldung. Nach ungefähr einer halben Stunde setzte sich der Zug von Neuem in Bewegung.

Lerida ist eine Stadt von ungefähr 12,000 Einwohnern, wie mir der Kaufmann aus Barcellona, der häufig in Handelsgeschäften dort verkehrte, erzählte, die Straßen sind eng und schlecht gepflastert. Aber von dem Thurme der alten Kathedrale hat man eine wundervolle Aussicht auf ein reich angebautes Land. Das Thal, dessen Hauptstadt Lerida bildet, hat eine Ausdehnung von 72 Kilometer in der Länge bei einer Breite von 12 Kilometern und ist ganz mit Oliven, Wein, Maulbeer- und Fruchtbäumen bedeckt. Nach Osten dehnen sich die weiten Ebenen von Urgel aus; die nördliche Grenze des Thales bilden die Berge von Monsech und die höchsten Gipfel der Pyrenäen, unter ihnen die Maladetta. Im Osten und Süden steigen die Gebirge von Arragonien auf. Die alte Kathedrale, an welche sich ein großes Kloster anlehnt, ist ein Meisterwerk byzantinisch-gothischer Architectur. Kathedrale und Kloster sind heute öde und verlassen. Aus dem Kloster hat man, als im Jahre 1835 in Spanien sämmtliche Klöster aufgehoben wurden, eine Kaserne gemacht. Die neue Kathedrale in Lerida hat wiederum Karl der Dritte, der progressistische und philo-

sophische König, dessen großartigen Bauten wir fast in allen spanischen Sädten begegnen, erbauen lassen.

Der Bahnzug rauschte nun durch eine Landschaft, welche einer langen Reihe schöner Gärten glich; dann folgten monotone, weite Hochebenen ohne alle Cultur und ohne menschliche Wohnungen, die sogenannte „Llano von Urgel", welche des Wassers entbehrt und deßhalb ganz unbewohnt ist. Als die „Llano von Urgel" hinter uns lag, wurde das Land wieder cultivirter; Trümmer von Maurenschlössern und christlichen Forts krönten hie und da die Höhen; die erste größere Stadt, Cervera, erreichten wir gegen fünf Uhr. Die Unterhaltung meiner Reisegesellschaft bewegte sich wieder auf dem Gebiete der Politik. „Haben Sie unseren Marineminister, den Admiral Topete, in Madrid kennen gelernt, Sennor?" fragte mich der Kaufmann.

„Nein, seine Bekanntschaft hätte mich auch gar nicht interessirt. Er ist ein ganz unbedeutender Mensch, der von den Progressisten in die Septemberrevolution hineingezogen wurde, ohne daß er eigentlich weiß, wie er dazu gekommen ist. Revolutionär ist er durchaus nicht; er ist im Gegentheil Aristokrat und conservativ, Moderado. Wenn er sich in den Cortes für Montpensier als König von Spanien ereiferte, so gab er sich nur, wie er ist."

„Allerdings. Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden. Aber Topete ist bei seiner Beschränktheit doch ein Mann von Charakter. Revolutionsmacher aus Sucht nach Carrière, Orden und Reichthümern, Stellenjäger auf

Ministerposten und Generals-Epauletten, wie Prim und Serrano, ist er niemals gewesen. Ich war kürzlich in Madrid und hörte eine Geschichte von seiner Frau, die ihn sowohl wie sie selbst recht charakterisirt. Frau Topete war mit dem Antheil, den der Admiral an der September-revolution genommen hatte, gar nicht einverstanden und weigerte sich, nach Madrid zu kommen, als die Königin flüchtig und ihr Mann Mitglied der provisorischen Regierung geworden war. Endlich gab sie seinen Vorstellungen nach und kam. Auch in den Madrider gesellschaftlichen Kreisen sprach sie indeß ihre Unzufriedenheit mit der Thätigkeit und der Stellung ihres Mannes ganz ungenirt aus. Sie meinte, der Admiral habe seine Carrière durch die Gunst der Königin gemacht, hätte also der Königin treu bleiben und sich nicht den Empörern zugesellen müssen. Für Serrano, den ehemaligen Liebhaber und Günstling der Königin, hatte sie den herbsten Tadel, sobald die Rede auf ihn kam. Nur auf Prim dehnte sie ihre Vorwürfe niemals aus. Eines Abends traf sie mit Prim in einer Gesellschaft zusammen und derselbe fragte die Frau Admiralin, deren Beurtheilung der Revolution in der Madrider Gesellschaft allgemein bekannt war, lachend, weßhalb sie ihm allein von seinen Collegen in der Regierung ihre Gnade angedeihen ließe? — „Nun, mein Gott, General", erwiederte die Frau Admiralin, „Sie haben schon so viele Schwenkungen in Ihrem Leben gemacht, daß mir auch die letzte Schwenkung auf die Seite der Progressisten ganz natürlich vorgekommen ist. Aber mein Mann — nun, mein Mann ist doch ein zu

anständiger Mann, als daß er sich zu solchen Dingen hergeben sollte." Prim verbeugte sich schweigend und wandte sich einer andern Gruppe zu. Das Lächeln war auf seinem Gesicht verschwunden."

„Charakterloser Aventurier", warf die Arragonierin hin und ein Ausdruck der Verachtung zuckte um ihren Mund, „wir kennen in Catalonien und Arragonien diesen Menschen, dessen Eitelkeit, Geld= und Aemtersucht die Leidenschaften sind, die ihn beherrschen. Er war fünfmal Moderado und fünfmal Progressist. Wenn's ihm paßt, wird er auch Republikaner. Da ist mir Topete doch lieber. Jedermann weiß, wie er mit ihm daran ist."

„Würde eine republikanische Erhebung in Spanien in Arragonien und Catalonien viel Unterstützung finden?"

„Unzweifelhaft", sagten die beiden Damen, der Kaufmann und der Capitän, „beide Provinzen sind gut republikanisch."

„Und eine carlistische Erhebung?" fragte ich weiter.

„Bei der Bevölkerung durchaus nicht; nur bei den Pfaffen", sagten wieder alle drei einstimmig.

„Aber Catalonien ist doch katholisch", erwiederte ich, „der „Diario", das katholische Blatt in Barcellona, hat eine sehr starke Verbreitung unter der Landbevölkerung."

„Catalonien ist allerdings katholisch und der „Diario" ist stark verbreitet", sagte der Kaufmann. „Catalonien ist vielleicht die einzige Provinz in Spanien, wo noch religiöser Glaube existirt. Ueberall anderswo ist die Bevölkerung gegen die Religion gänzlich gleichgültig, oder ungläubig. Aber Catalonien ist deshalb nicht carlistisch.

In keiner Provinz herrscht so viel Bildung unter der Landbevölkerung, wie in Catalonien. Das gehört zu den Contrasten, die Sie überall in Spanien finden! Die catalonischen Städte sind natürlich republikanisch. So Barcellona, Tarragona, Gerona, Figueras, Lerida — ich wüßte keine Stadt in Catalonien, welche nicht republikanisch wäre."

Der Zug hielt. „Calaf" las ich über der Thür des Bahnhofgebäudes. Eine kleine Stadt, von Mauertrümmern umgeben, erschien zur linken Seite der Bahnlinie auf der Spitze eines Hügels. Der Name stammt noch aus der Araberzeit, ebenso wie Guim, die Station vor Calaf. Gleich hinter Calaf wurde der Weg sehr interessant. Die Bahnlinie hatte die Sierra von Calaf zu durchbrechen. Ein Tunnel folgte dem andern. Ich zählte sechs Tunnels, jeder von bedeutender Länge, bis zur Station Manresa. Zwischen den Tunnels öffneten sich schöne Blicke in pittoreske Thäler, deren Sohle und Wände terrassenförmig cultivirt erschienen.

Bei Manresa hielt der Zug fast zehn Minuten. Auf dem Bahnhof war viel Verkehr; Güter wurden verladen; Reisende kamen und gingen. Ich stieg mit der arragonischen Dame und dem Kaufmann aus und spazierte mit ihnen auf dem Perron umher. Die Häusergruppen der Stadt befanden sich nur wenige Minuten vom Bahnhof. Die Häuser waren mit Geschmack gebaut, fast alle mit Balcons geschmückt. Auf einem Hügel erhob sich eine schöne Kirche von halb gothischer Architektur. „Die Stadt wird fast vierzehntausend Einwohner haben",

berichtete mir der Kaufmann auf meine Frage. „Die Bevölkerung ist sehr thätig und industriell. Sie finden in Manresa große Baumwollenfabriken mit englischen und französischen Maschinen, Tuchfabriken, wo ganz vortreffliches Tuch bereitet wird, fast von derselben Qualität, wie die Tücher von Sedan. Ich komme oft nach Manresa und bin dort sehr bekannt.“

Hinter Manresa führte wieder eine lange Reihe von Tunnels die Bahnlinie durch Felswände in das Thal des Llobregat und des Cordoner, welche aus den Pyrenäen kommen und südlich von Barcellona in's mittelländische Meer fließen. Als die Bahnlinie in das Thal eingetreten war, erschienen zur rechten Hand die pittoresken Höhen des Gebirges von Montserrat, ganz in einen Pflanzenmantel eingehüllt und mit Laubholz und Kieferwaldung bekleidet, ein in den spanischen Sierren seltener Anblick. Die steil ansteigenden Wände waren durch eine tiefe, wilde Schlucht, wo der Llobregat seine brausenden Wellen dem Meere zuführte, vom Bahnkörper geschieden. Zum ersten Male tönte wieder, seitdem ich die Pyrenäen am atlantischen Ocean überstiegen hatte, das Brausen eines Gebirgsstromes, die Hochgebirgsmusik unserer deutschen Alpenthäler, an mein Ohr. Die Ströme in den Sierren des mittleren und südlichen Spaniens sind sehr wasserarm. Das Brausen und Rauschen, der Wind, der durch die Baumkronen und Baumwipfel der Wälder wehte, tönten so heimathlich. In acht Tagen sollte ich am Strande des Mittelmeers wieder die Pyrenäen übersteigen, Spanien verlassen und durch die Provençe der Heimath entgegenfahren. Oben auf

dem Gipfel des Montserrat konnte ich ganz deutlich den Einschnitt in der Gebirgswand erkennen, wo einst das berühmte Kloster stand, welches nach dem Gebirge seinen Namen führte, das Kloster von Montserrat. Die letzten Strahlen der untergehenden Abendsonne brannten auf dem rothen Trümmergestein seiner Gebäudemassen, und hüllten sie in einen Mantel von Feuer und Blut. Von dem berühmten Kloster sind nur noch Ruinen vorhanden, wüste Säle, lange Corridore mit kleinen Zellen und der „Balcon der Mönche" über einer wilden Schlucht von vierhundert Meter Tiefe, von dem man ganz Catalonien und den blauen Spiegel des mittelländischen Meeres überschaut — ein Blick voll unvergleichlicher Schönheit und Majestät. Als die Spanier im Jahre 1835 die Mönchsklöster niederbrannten, die Mönche todtschlugen, wie tolle Hunde, oder in die Flammen der brennenden Klöster stürzten, als dreitausend Soldaten der königlichen Leibgarde unter Anführung von drei Unteroffizieren das Sommerschloß von La Granja stürmten, wo heute der sogenannte Regent von Spanien, Serrano, residirt, und die Regentin, die liederliche und spitzbübische Christine, die Wittwe des „elenden Gesellen und niederträchtigen Burschen" Castelar's, zur Poclamirung der Constitution von 1812 zwangen, da fiel auch das reiche und berühmte Kloster von Montserrat, welches fast vierhundert Jahre gestanden hat.

„Sabadell", meldete einmal ausnahmsweise ein Schaffner, als der Zug wieder hielt. Eine größere Stadt breitete sich hart hinter dem Stationsgebäude aus. „Kennen Sie die Stadt?" fragte ich den Kaufmann, der mir

während der ganzen Reise schon so viele Mittheilungen über Land und Leute gemacht hatte.

„Gewiß; wir sind nahe bei Barcellona. Noch zweiundzwanzig Kilometer bis dorthin. Wir nennen in Catalonien Sabadell das catalonische Manchester. Die Stadt hat an hundert Fabriken von Baumwollwaaren, welche über 9000 Arbeiter beschäftigen. In Sabadell werden jährlich für fast 800,000 Franken Stoffe fabricirt. Die Bevölkerung ist durchweg republikanisch, wie die Bevölkerung von Barcellona.“

Die Bahntrace schwang sich im Kreise um die Häusergruppen und Gebäudemassen der Stadt; dann trat sie in die reiche und trefflich angebaute Vega von Barcellona ein und durchschnitt dieselbe in gerader Linie. Noch zwei Stationen bei zwei kleinen Ortschaften; nun rollte der Zug in den Bahnhof von Barcellona, die schönste, reichste und interessanteste von allen Städten im nördlichen Spanien.

Vierzehntes Kapitel.

Freie Gemeinden und Auto=da=fé's.

Protestantischer Gottesdienst in Barcellona. Ein spanischer Priester. Seine Predigt über Christus und das Abendmahl. Freie Gemeinden in andern spanischen Städten. Charakter und Tendenz der spanischen freien Gemeinden. Ein Auto=da=fé im Jahre 1559. Der Campo santo in Valladolid. Die Brandstätte. Prozession um die Brandstätte. Die Glaubensstandarte. Die Inquisitionsvertrauten. Die zum Erdrosseln Begnadigten. Die Rückfälligen. Sambenito und Coroza. Todte Opfer der Inquisition. Verlesung des Urtels. Die Scheiterhaufen. Die Namen der Opfer. Nach dem Auto=da=fé. Ziffern der Opfer der Inquisition. Die Rambla in Barcellona. Die Riegohymne. „Viva la republica".

Es war in Barcellona Sonntag Abends. Der Schweizerische Konsul holte mich um sieben Uhr aus dem Kaffeehaus der Fonda de las cuatro Naciones ab, um einem evangelischen Gottesdienste beizuwohnen. Wir überschritten die prächtige Rambla, die Alameda der Bevölkerung Barcellona's zur Abendzeit, wenn der Wind auf der hochgelegenen Meeresmauer, der „muraille de mer", zu heftig weht, und betraten den Stadttheil, der sich an der Ostseite der Rambla bis zu den im Jahre 1854 von dem Volke zerstörten Festungswerken ausdehnt. Er hat ein moderneres Gepräge, als der Stadttheil an der West=

seite der Rambla, welcher noch durchweg den altspanischen Charakter in Straßen und Gebäuden zur Schau trägt. Nach einer Viertelstunde standen wir vor einem Thore, welches sich auf einen schmalen, langen Hofraum öffnete, der durch eine mattbrennende Laterne erleuchtet war. Am Ende des Hofes lag ein großer Saal. Derselbe bildete ein Rechteck, dessen Langseite seine Breite vielleicht viermal übertraf und in der Mitte von einem Gang durchschnitten wurde. Zu beiden Seiten des Ganges befanden sich Bänke, welche bei unserer Ankunft bereits dicht mit Menschen besetzt waren, die an dem evangelischen Gottesdienst, der seit zwei Monaten wöchentlich einmal an jedem Sonntag Abend hier abgehalten wurde, Theil nehmen wollten. Auf der linken Seite des Ganges hatten die Frauen und Mädchen, auf der rechten Seite die Männer Platz genommen. Keine Stelle war leer geblieben. Alle Köpfe und Gestalten hatten ein charakteristisches, spanisches Gepräge. Der catalanische Typus trat überall, wohin ich blickte, unverkennbar hervor. „Alles Spanier", sagte der Konsul, als wir uns durch den schmalen Gang, der zwischen beiden Sitzreihen gelassen war, nach dem hintern Theile des Saales drängten, „was Sie hier sehen, gehört dem Handwerkerstande und der Arbeiterbevölkerung an; Fremde werden nur ausnahmsweise anwesend sein; Sie sehen hier das ungläubige, unkatholische Spanien, was mit den Pfaffen und mit dem Dogma der Kirche nichts mehr zu thun haben will; gehen Sie nur gefälligst vorwärts; ich habe auf der ersten Reihe zwei Stühle für uns im Voraus belegt." Vor den vorderen Bänken standen mehrere

Reihen von Stühlen. Sie waren von Frauen und Männern eingenommen, welche ihrer Kleidung nach der wohlhabenden oder reicheren Bevölkerung Barcellona's angehörten. Der Konsul führte mich zu zwei Stühlen, welche leer gelassen waren, auf denen wir Platz nahmen.

Das hintere Ende des Saales war für die gottesdienstliche Feier eingerichtet. Die Rückwand bildete ein Vorhang von einem schwarzen Stoffe, der von der Decke bis zum Boden reichte. Vor dem schwarzen Vorhang erhob sich ein ebenfalls mit schwarzem Tuche drappirter Altar, auf dem ein weißes Kreuz stand. Rechts vom Altar befand sich ein schwarz drappirtes Betpult, links war eine Kanzel aufgerichtet, zu der man auf einigen Stufen hinanstieg. Ein kleines, weißes Kreuz bildete den einzigen Schmuck dieser mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen Kanzel. Unwillkürlich mußte ich bei dem Anblick dieser einfachen Kanzel an die Kanzeln denken, welche ich einige Monate vorher in der Kirche des Escurials gesehen hatte, in jenem mit sardanapalischem Luxus ausgestatteten Kloster, wo der bigotte und feige Priesterkönig Philipp seine Betbrüder bettete, welche seine schändliche, blutbefleckte Seele in den Himmel hineinbeten sollten. Sie bestanden aus rosafarbenem Marmor, Jaspis und Gold, wahre Kunstwerke von splendidestem Reichthum.

Im Saale begann nun eine tiefe Stille zu herrschen. Der Gottesdienst sollte sogleich seinen Anfang nehmen. Vor dem Altar, hinter dem Vorhang hervortretend, erschien ein schwarz gekleideter, junger Mann, vier Kerzen auf Leuchtern von einem hellpolirten Metall in den Händen,

von denen er zwei auf den Altar zu beiden Seiten des Kreuzes und zwei auf die Kanzel stellte. Dann erhob sich ein von Knaben- und Mädchenstimmen intonirter Chorgesang hinter dem Vorhange. Er bildete den Anfang der Feier. Nach einigen Minuten schwieg der Gesang. Ein stattlich aussehender Mann in langem, schwarzen Priestertalar, das charakteristisch catalanische Gesicht von einem dunklen Barte eingerahmt, trat hinter dem Vorhange hervor, verbeugte sich zuerst vor dem Kreuz des Altars, sodann vor der Versammlung und kniete vor dem Betpult nieder. Es war der Prediger der neuen, freien, evangelischen Gemeinde von Barcellona. Mit lauter, wohltönender Stimme betete er ein Vaterunser. Als er das Gebet beendigt hatte, begann der Chorgesang hinter der Szene von Neuem einige Strophen zu intoniren, während der Priester die Kanzel bestieg.

„Ein früherer katholischer Weltgeistlicher,“ flüsterte mir der Konsul zu, „er ist vor drei Monaten aus der katholischen Kirche ausgeschieden und hat sich um die Bildung der hiesigen freien Gemeinde große Verdienste erworben. Die erste Einrichtung des Saales bestritt er aus eigenen Mitteln. Die weiteren Kosten wurden durch eine Subskription unter einigen reichen und wohlhabenden Einwohnern der Stadt, welche zu der neuen Gemeinde übertraten, zusammengebracht. Der Prediger ist ein wissenschaftlich sehr gebildeter Mann, Republikaner, Freund unseres republikanischen Kortesdeputirten Don Juan Tutau in Madrid, den Sie ja kennen. Aber hören wir die Predigt!“

Der Chorgesang war beendigt. Der Prediger begann mit langsamer und durch den Saal tönender Stimme zu sprechen. Als Thema der Predigt hatte er die Fußwaschung und das Abendmahl genommen. Zuerst sprach er von Christus. Er streifte ihm das von der Orthodoxie gefertigte, göttliche Gewand ab, und stellte ihn als einen großen und erhabenen Menschen hin, als den Stifter einer neuen Religion, der Religion der Liebe und der Brüderlichkeit, deren Grundsätze und Konsequenzen er vor seinen Zuhörern in warmer und beredter Weise entwickelte und sie aufforderte, in ihren Thaten die Grundsätze dieser Religion der Liebe und der Humanität zu bekennen. Vom Glauben sprach er kein Wort; ebensowenig von der göttlichen Abstammung Christi und von der Jungfrau Maria. Dann behandelte er den Akt der Fußwaschung, den er aus der Bibel, die er mit auf die Kanzel gebracht hatte, vorlas. Er erklärte die Fußwaschung als einen Beweis der brüderlichen Gesinnung des Menschen gegen den Menschen und der wahren, sich in Liebesthaten äußernden, christlichen Gesinnung. Die Stiftung des Abendmahls las er ebenfalls aus der Bibel vor, dasselbe als eine Erinnerungsfeier an den großen Stifter der Religion der Duldung, der Brüderlichkeit und der Liebe schildernd. Auch von der Verwandlung des Brodes und des Weines in den wirklichen Leib und in das wirkliche Blut Christi sprach er, aber nur, um seinen Zuhörern die sowohl den Worten des Evangeliums wie der Vernunft widersprechende Unhaltbarkeit dieses Dogma's in einfacher und klarer Weise auseinanderzusetzen. „In diesem Sinne“, schloß er seinen

ernsten und würdigen Kanzelvortrag, „werde ich heute über acht Tage in diesem Saale die Erinnerungsfeier an den großen Menschen, den die jüdischen Priester haben hinrichten lassen, wie die Inquisitoren in Spanien Eure religiösen Freiheitsmärtyrer Jahrhunderte hindurch auf ihren Scheiterhaufen verbrannten, mit Euch begehen. Der erste Märtyrer desselben Pfaffenthums, welches wir in Spanien unter die Füße getreten haben, ist Jesus Christus gewesen!"

Der neben mir sitzende Konsul übersetzte mir, während der Redner sprach, leise jedes Wort des Vortrages. Nach Beendigung der Predigt stieg der Prediger wieder von der Kanzel, während der Chorgesang hinter der Szene einige weitere Strophen intonirte. Von Neuem kniete Letzterer dann vor dem Betpult nieder, und sprach ein kurzes Schlußgebet. Nochmaliger Chorgesang hinter dem Vorhange und die Feier war für heute beendigt.

Das ist eine von den gottesdienstlichen Feiern, wie sie heute in Spanien an jedem Sonntag Abend in Madrid, Saragossa, Sevilla, Malaga, Cordoba, Cadix, Alicante, Valencia, Valladolid, Santander, kurz fast in allen größeren und kleineren Städten, wo sich freie evangelische Gemeinden bilden oder gebildet haben, abgehalten und von vielen Tausenden besucht werden. Tendenz und Charakter dieser evangelischen Gemeinden und der von ihnen veranstalteten religiösen Andachten gleichen ganz unseren deutschen freien Gemeinden und ihren religiösen Vereinigungen. Von einem orthodoxen Protestantismus ist dabei gar keine Rede. Als ich mit meinem Begleiter

den Saal verließ, sah ich erst, wie sich derselbe mit Zuhörern gefüllt hatte. Nicht allein, daß kein Platz auf den vielen Bänken leer geblieben war, Hunderte hatten stehend der Feier beigewohnt und sich in dem die beiden Sitzreihen durchschneidenden Gange, an den Wänden, in der Thür und noch auf dem Hofe vor der Thür aufgestellt. Nur mit Mühe konnten wir uns durchdrängen, um in den Hof und wieder auf die Straße zu gelangen.

Als ich an diesem Sonntag Abend gegen Mitternacht in die Fonda de las cuatro Naciones zurückkehrte, konnte ich noch nicht schlafen. Es war eine sternenhelle, warme Frühlingsnacht. Unter den Platanen der schönen Alameda, welche sich unter den Fenstern meines Zimmers hinzog, wogte es von Menschengruppen, welche die herrliche Frühlingsnacht genossen, plaudernd und konversirend sich umher bewegten, sich auf den Bänken niedergelassen hatten oder die Kaffeehäuser besuchten, welche an der Rambla die Erdgeschosse der meisten Häuser einnehmen. Ich öffnete das Balkonfenster und nahm aus dem kleinen Vorrath meiner Reisebibliothek ein von einem spanischen Schriftsteller geschriebenes Werk über Spanien, welches Land und Leute schildert. Als ich darin umherblätterte, stieß ich auf die Schilderung eines Auto-da-fé's, welches an einem schönen, warmen Junitage im Jahre 1559 auf dem Campo santo, dem heutigen Campo grande, in Valladolid stattgefunden hatte. Ich fing an zu lesen; aber Schauder ergriff mich, je weiter ich las. Was ich las, bildete den entsetzlichsten Gegensatz zu der religiösen Feier, der ich an

demselben Abend beigewohnt hatte, wo der ehemalige catalonische Priester von der Duldung und Liebe der Christusreligion predigte. Im Namen und unter der Autorität derselben, von den Pfaffen gefälschten Religion, war das geschehen, was ich las. Ich werde es im Auszuge mittheilen. Am Morgen eines schönen, warmen Maitages 1559, erzählt Manuel de Cuendias, begaben sich die Mitglieder der Inquisition im festlichen Ornate, auf schönen Rossen, ihr Banner voran, aus dem Palast des heiligen Gerichts auf den Campo santo, um den wackeren Castilianern anzukündigen, daß nach Verlauf eines Monats an einem bestimmten Tage das allgemeine und königliche Auto=da=fé stattfinden sollte, um die Personen hinzurichten, welche die Inquisition, trotz ihrer „unerschöpflichen Barmherzigkeit“, zum Scheiterhaufen oder anderen Strafen verdammen zu müssen glaubte, um ihre Seelen aus den Flammen der Hölle zu retten .... Diese Kunde ward unter Drommeten= und Posaunenschall auf allen Kreuzwegen der Stadt zur größten Erbauung des Volkes ausgerufen. Am folgenden Tage fing man gleich die nöthigen Einrichtungen zu treffen an, um das „Fest“ der Anwesenheit des Prinzen Don Carlos und der Prinzessin Donna Juana würdig zu machen, welche Philipp den Zweiten vertraten, der eben die Niederlande mit seinem Besuche beglückte. Auf der Ostseite des heiligen Platzes wurde ein fünfzig Fuß langes Gerüst, hoch wie ein Amphitheater, für die Granden und Inquisitoren errichtet. Rechts vom Balkon desselben kam ein zweites Amphitheater mit fünf und zwanzig breiten, von kostbaren Teppichen bedeckten

Abstufungen für Staats= und andere Räthe. Ueber diesen Stufen und viel höher als der königliche Balkon stand der Thronstuhl des Großinquisitors unter einem Baldachin von schwarzem Sammet mit Silberfransen. Links vom Balkon des Prinzen ward endlich das Schaffot für die Verurtheilten errichtet. Auf diesem Schaffot stand in der Mitte ein kleineres mit zwei Kanzeln, und, diesem gegenüber, zwei offenen Holzkäfigen, in welche die Verdammten geschoben wurden, während ein Beamter auf der einen Kanzel den Urtheilsspruch vorlas; auf der andern Kanzel wurde, während das Molochsopfer vor sich ging, von einem Pfaffen eine lange Kapuzinerpredigt über die unerhörten Tugenden des heiligen Gerichtes und dessen Nützlichkeit zur Ausrottung des Ketzerthums in der Christenheit gehalten. Endlich ward in der Nähe des zweiten Amphitheaters ein Altar errichtet, wo am Tage des Auto=da=fés von Sonnenaufgang bis zur Ankunft der Opfer fortwährend Messen gelesen wurden . . . . für die Seelen der lebendig zu Verbrennenden.

Anfang Juni fand das Auto=da=fé — der Glaubens=Akt — statt. Am frühen Morgen nahmen Prinz Carlos *) und Prinzessin Juana, die Mitglieder der königlichen Familie und die Hofdamen den königlichen Balkon ein; andere Balkons zur Rechten und Linken wurden von den ausländischen Gesandten und den Großen des Reiches besetzt. Das fromme Volk hatte sich schon

---

*) Dieser historische Don Carlos ist der Schiller'sche Don Carlos.

früher — gleich den alten Römern bei Thierhetzen und Gladiatorenkämpfen — auf den amphitheatralischen Stufen rings um diesen Circus zusammengedrängt. Um 8 Uhr trat die große Prozession aus dem Inquisitionspalaste und wandelte nach dem Quemadero — der Brandstätte — mit langsamen feierlichen Schritten.

Voran zogen hundert mit Piken und Musketen bewaffnete Kohlenbrenner. Sie hatten das beneidenswerthe „historische" Vorrecht, am Auto-da-fé thätigen Antheil zu nehmen, und lieferten dafür umsonst das nöthige Brennmaterial. Auf die Kohlenbrenner folgten die Mitglieder des Dominikanerordens, ein weißes Kreuz voran. Nun kam die Glaubensstandarte, getragen von dem Herzoge von Medinaceli, in Folge eines Vorrechtes seiner Familie und Kraft seines Ranges als erster Inquisitionsvertrauter. Sie war von rothem Damast; auf der einen Seite war das Wappen Spaniens, auf der andern ein Schwert mit einem Lorbeerzweig in prachtvoller Stickerei zu sehen; unter diesen Bildern stand geschrieben: „Justitia et misericordia" — Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Dem Herzog von Medina folgten die Granden, welche sich den Titel von „Inquisitionsvertrauten" verdient hatten, nebst den geistlichen und weltlichen Beamten der Inquisition. Den Schluß der Prozession bildeten die Verurtheilten, ohne Unterschied des Ranges, Alters und Geschlechtes, nach der Größe ihrer Strafen geordnet. Erst die zu leichten Strafen Verurtheilten, barfuß und barhäuptig, in Sambenito's von grüner Leinwand mit gelbem Andreaskreuz auf Brust

und Rücken; zunächst die zur Auspeitschung, Galeeren oder ewigem Kerker Verdammten, ebenso aufgeputzt wie die früheren; dann diejenigen, welche, Alles gestehend und beichtend, was man von ihnen verlangte, die Gnade erhalten hatten, vor dem Verbrennen erdrosselt zu werden. Ihr Sambenito und ihre Coroza — eine drei Fuß hohe Mütze aus Pappendeckel — waren mit Teufelsfratzen und Flammen bemalt, deren Spitzen abwärts züngelten. Zuletzt kamen die Verstockten, die Rückfälligen, kurz diejenigen, welche lebendig gebraten werden sollten, in derselben Tracht, wie die Vorhergehenden, nur daß die Sinnbilder des ewigen Höllenfeuers auf ihren Sambenito's aufwärts loderten. Alle, ohne Unterschied ihrer Strafe, trugen brennende, gelbe Wachskerzen in den Händen und waren jeder von zwei Mönchen und zwei Vertrauten bewacht; zwei von den Verstockten waren geknebelt. Hinter den lebendigen kamen die todten Opfer der Inquisition, nämlich die Bilder derjenigen, die im Kerker an der Folter gestorben waren und den Tag des Auto-da-fés nicht erlebt hatten. In hölzernen Koffern trug man ihre Gebeine nach, um sie sammt ihren Bildern aus Pappendeckeln den Flammen zu übergeben. Eine große Cavalcade, bestehend aus Räthen, Inquisitoren und Prälaten auf schön geschmückten Rossen, schloß den Zug. Ganz zuletzt kam, von seiner Leibwache umgeben, der General-Großinquisitor in violettem Ornat.

Nachdem die Prozession auf dem Campo santo angelangt war und ihre sämmtlichen Mitglieder ihre Plätze eingenommen hatten, begann ein Geistlicher Messe zu

lesen. Darauf stieg der General-Großinquisitor von seinem Thron, zog den Talar und die Mitra an, näherte sich mit feierlichen Schritten dem königlichen Balkon und befahl dem Prinzen, den üblichen Eid zu leisten. Der Prinz Don Carlos erhob sich von seinem Sitze und sprach, stehend und mit entblößtem Haupte und mit lauter, andächtiger Stimme: „Ich gelobe und schwöre, bei meinem Glauben und bei meinem königlichen Worte, aus allen meinen Kräften die katholische Religion zu vertheidigen, die Ketzer und Abtrünnigen zu verfolgen; Schutz und Beistand zu leisten dem heiligen Gericht, auf daß die Schuldigen stets und überall, ohne Ansehen der Person, ohne Rücksicht auf Geburt und Rang, ergriffen werden mögen!"

Der Großinquisitor antwortete: „So helfe Gott Eurer Hoheit, wenn sie die Wahrheit gesagt hat!"

Der General-Großinquisitor wandte sich darauf gegen das Volk und wiederholte in seinem Namen die vom Prinzen eben ausgesprochene Formel. Das Volk antwortete im Chor: Amen! Dann nahm Don Carlos, um dem heiligen Ferdinand nachzuahmen, ein Reisigbündel und warf es auf den großen Scheiterhaufen der zuerst angezündet werden sollte. Und das Volk rief: Vivat!

Der Großinquisitor nahm seinen Platz auf dem Thron wieder ein; ein Dominikaner bestieg die Kanzel und hielt die obenerwähnte Predigt über die Tugenden des Glaubensgerichts. Zu gleicher Zeit wurden auf der andern Kanzel die Urtelsprüche verlesen. Nun erhob sich

der Großinquisitor von Neuem; gab in seiner unerschöpflichen Barmherzigkeit allen Verdammten die Absolution und dem Volke seinen Segen. Dann begann die Hinrichtung. Die „guten Christen“ wurden vom Henker erdrosselt; die andern „dem weltlichen Arm“ übergeben, auf Esel gesetzt und zum Scheiterhaufen geführt. Bald mischten sich die schauerlichen Stimmen der knisternden Flammen mit dem Chorgesang der Mönche und dem dumpfen Todtengeläut, welches von den Glockenthürmen aller Klöster der Stadt und des Campo Santo erbrauste. Das Volk athmete kaum. Die Geschichte hat die Namen der Unglücklichen, welche bei diesem Menschenopfer lebendig verbrannt wurden, aufbewahrt: Augustin Cazalla, Kanonikus aus Salamanca; Francisco Cazalla, sein Bruder, Pfarrer im Dorfe Hormigo; Beatrix Cazalla, ihre Schwester; Alfonso Perez, ein Priester; Antonio Herrezuelo, Advokat; Carlos de Saso, ein edler Veroneser und Neffe des Bischofs von Piacenza; Pedro Cazalla; Dominico Sanchez, ein Priester; Francisco Dominico de Boxas, Dominikanermönch, Diener des Pfarrers Cazalla, Catharina von Reinoso, Nonne des Ordens von Citeaux — und vier getaufte Juden, die wieder zum Glauben ihrer Väter zurückgekehrt waren; den Juden wurde, ehe sie lebendig verbrannt wurden, eine Hand an den Galgen genagelt. In dieser Stellung mußten sie die Verlesung ihres Urtels anhören. Am Abend war die ungöttliche Komödie zu Ende. Das Publikum zog sich zurück; die Einen nach dem Kerker, wo ihr Leben langsam erlöschen sollte; die Andern

in ihre Paläste, um sich in wilden Träumen ruhelos auf dem weichen Lager zu wälzen; auf dem „Quemadero" glimmten noch einige Holzbrände; da trieb noch die Asche in der Luft umher. Drei Tage nach dem königlichen Priesterfeste blieb der Himmel von Rauchwolken umschleiert und drei Tage lang roch die Umgebung des Campo santo nach Harz, Menschenfleisch und verbrannten Gebeinen — „Weihrauch zum Wohlgeruch des Herrn;" den Bewohnern Valladolids aber klangen die heiseren Mönchschöre, die dumpfe Stimme des General-Großinquisitors, das Angstgestöhne und Schmerzensgeheul der Verdammten in den Ohren; ein Höllenchor, in dem sich das Zischen und das Prasseln der Flammen mischten. Am vierten Tage erst zeigte der Himmel wieder sein blaues Antlitz und die goldene Sonne Castiliens leuchtete wieder gleichmäßig über Böse und Gute.

Aber las ich dies wirklich? Hatten wirklich derartige entsetzliche Dinge in Spanien stattgefunden? Lebendige und todte Opfer der Inquisition! Sogar die todten, auf der Folter gestorbenen Unglücklichen waren noch in die Flammen des Scheiterhaufens geworfen! Ja; während drei Jahrhunderte waren in Spanien 31,920 religiöse Märtyrer lebendig verbrannt worden — ich hatte mich noch vor Kurzem nach der Richtigkeit dieser entsetzlichen Ziffer in Madrid erkundigt! Von 16,759 in den Kerkern oder auf der Folter gestorbenen Unglücklichen hatte man noch die Gebeine verbrannt. 291,450 Menschen waren zur Erdrosselung, zur Auspeitschung, zur Galeere oder zu lebenslänglichem schweren Kerker verurtheilt. Die

Gesammtzahl der Opfer „des heiligen Amtes der Inquisition“ hat in Spanien an 350,000 betragen. An einzelnen Tagen des Jahres 1484 waren in der Stadt Ciudad Real 700—950 Menschen lebendig verbrannt; beispielsweise am 12. Dezember desselben Jahres 950, am 2. April 800, am 7. Mai 750. Aber die Zahl der lebendig Verbrannten oder vor dem Verbrennen Erdrosselten war noch eine Kleinigkeit gegen die der heimlich Todtgefolterten, der lebendig Begrabenen, der Verkrüppelten und an den Bettelstab Gebrachten, der ehrlos Gemachten, deren Enkel und Urenkel man mir noch in mehreren spanischen Städten gezeigt hat. Und ich brauchte ja in der Zeit gar nicht so weit zurückzugehen; ich brauchte ja nicht in das fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert zu blicken, um solche Gräuel zu sehen. Noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts haben in Spanien die Scheiterhaufen gelodert. Erst der progressistische und philosophische König Karl der Dritte hat ihre Flammen ausgelöscht, ohne „das heilige Amt der Inquisition“ selbst unterdrücken zu können.

Ich trat auf den Balcon und schaute auf die Alameda, um auf andere Gedanken zu kommen. Ueber mir blaute der milde Nachthimmel Barcellona's mit seinen Myriaden leuchtender Sternbilder; auf der Alameda unter den Platanen wogten Tausende von Spaziergängern, lachende und plaudernde Menschengruppen, welche die heitere Frühlingsnacht genossen. Aus den geöffneten Thüren der Kaffeehäuser tönten Musik und Gesang auf die Straße. Die Namen der Abendzeitungen mit den

neuen darin enthaltenen Nachrichten wurden von den Zeitungsverkäufern mit gellender Stimme ausgerufen. Dann zog ein Musikchor vorüber; die Melodie eines kriegerischen Marsches klang zu mir hinauf. Es war der Riegomarsch, die spanische Freiheitshymne, welche General Riego nach seinem gelungenen Aufstande „gegen den elenden Burschen und niederträchtigen Gesellen“ komponirt hatte, als er auf dem arabischen Sommerschlosse bei Granada wohnte. Mit dem Rufe „viva la republica!“ wurde die Musikbande von den Spaziergängern auf der Alameda begrüßt, als sie vorüberzog.

Und vor einigen Stunden hatte ich einer religiösen Feier beigewohnt, welche uns noch vor hundert Jahren, Prediger und Zuhörer, sämmtlich in die Gefängnisse der Inquisition gebracht hätte, um zum Feuertode verdammt oder vielleicht zum Erdrosseln begnadigt zu werden. Ich hatte, als ich soeben die von mir mitgetheilte Schilderung des Auto-da-fés in Valladolid las, einen Blick in das alte mönchische und dynastische Spanien gethan; dort unten auf der Rambla zog das neue Spanien an mir vorüber. Und wo waren die Inquisitoren, der Großinquisitor mit ihren Beamten und Henkersknechten geblieben? Das Volk von Madrid hatte nach dem Aufstande Riego's, dessen Freiheitshymne noch aus der Ferne zu mir hinaufklang, ihren Palast in Madrid in Brand gesteckt und sie todtgeschlagen oder in die Flammen ihres brennenden Palastes geworfen.

Fünfzehntes Kapitel.

Zur Statistik Spaniens.

Einwohnerzahl Spaniens in den Jahren 1482, 1620, 1767, 1791, 1834, 1855, 1860. Gründe der Verminderung, sowie der Vermehrung der Einwohnerzahl. Ziffer der Städte, Dörfer, Marktflecken, Weiler, Wohnungen im Jahre 1867. Ziffer der aristokratischen Titel. Herzoge. Marquis. Grafen. Vicomte's. Barone. Ziffer der Zeitungen, Journale und Zeitschriften vor und nach der Septemberrevolution 1868. Dotationen des königlichen Hauses in den Jahren 1867 und 1868. Dotation der Königin, des Königs, des Kronprinzen, der Infantin Isabela, der Königin Mutter, der Frau des Herzogs von Montpensier vor der Revolution im Jahre 1868. Pensionssummen. Die spanische Marine im Jahre 1868. Aushebungsziffer und Kosten der Armee. Statistische Notizen von Sevilla. Statistik der Stiergefechte und Stiergefechtsplätze.

Die Einwohnerzahl Spaniens betrug im Jahre 1482 9½ Millionen Seelen. Durch Vertreibung der fleißigen und thätigen maurischen und jüdischen Bevölkerung war dieselbe im Jahre 1620 auf 6 Millionen zusammengeschmolzen. Im Jahre 1767 hatte sich die Ziffer wieder auf 9 Millionen und 160,000 Seelen vermehrt. 1791 betrug die Einwohnerzahl 10 Millionen und 341,000; im Jahre 1834: 12 Millionen; im Jahre 1855: 15 Millionen. Die Zählung von 1860 ergab eine Ziffer von

16 Millionen, in welcher indeß die Bevölkerung der Balearischen Inseln, der canarischen Inseln und der mexikanischen Besitzungen nicht mit inbegriffen sind; sie beträgt insgesammt 4 Millionen.

Nach dem Jahre 1860 scheint in Spanien keine Zählung der Bevölkerung mehr stattgefunden zu haben; ich wenigstens habe nicht zur Kenntniß einer späteren Ziffer gelangen können. Garrido verfolgt in seinem Buche über das heutige Spanien die Ziffer der spanischen Bevölkerung nur bis zum Jahre 1859 und gibt dieselbe schon in diesem Jahre auf 16 Millionen an. Seine Ziffern aus den Jahren 1690, 1768, 1797, 1820 und 1835 weichen nur um einige Hunderttausend von den so eben von mir mitgetheilten Ziffern ab. Auf ganz genaue Ziffern ist bei der großen Unordnung in allen Verwaltungszweigen in Betreff der Statistik in Spanien nie zu rechnen. Garrido macht aber bei seiner statistischen Uebersicht der Einwohnerzahl Spaniens folgende, höchst interessante Bemerkungen, welche ich deßhalb mir hier wörtlich anzuführen erlaube: „Die Bevölkerung Spaniens hat sich vermindert in demselben Maße, wie die Geistlichkeit sich vermehrt hat, und hat sich in demselben Maße entwickelt, wie die Zahl der Geistlichkeit abgenommen hat. Dies ist ein augenfälliger Beweis, wie wenig sich das Wohlergehen der Gesellschaft mit dem Vorherrschen der Kirche verträgt. Der Zuwachs an Bevölkerung in anderthalb Jahrhunderten ist 9 Millionen Seelen; die Verminderung der Klöster ist 995 auf tausend, und die Verminderung des zur Kirche gehörigen Personals 80 auf hundert. Im Jahre 1690

gab es in Spanien 9000 Klöster mit 90,000 Mönchen, während im Jahre 1835 nach dem Sturm gegen Klöster und Mönche, die Ziffer der Klöster auf 1340 mit 31,279 und im Jahre 1859 auf 41 Klöster mit nur 719 Geistlichen — keine Mönche, sondern verkleidete Jesuiten — herabgesunken war." „Wenn man", fährt Garrido weiter fort, „die Industrie und den Reichthum Spaniens in der Epoche, welche der Regierung Karls des Zweiten entspricht, mit seinem Zustande von 1859 vergleicht, so sieht man Spanien in jener Epoche zu dem untersten Grade des Elends und der Knechtschaft herabsinken, und in einer Verkommenheit, zu welcher kein einziges der neuen Völker herabgesunken gewesen ist. Und damals zählte es die größte Anzahl Klöster und die meisten Diener der Kirche, während jetzt seine Entwicklung des Gewerbfleißes, des Handels, der physischen und moralischen Kraft der Bevölkerung mit dem Verfall der Geistlichkeit, mit der Verminderung der Klöster, mit der Einziehung der Kirchengüter, mit der Abschaffung der Zehnten und der Zerstörung der Inquisition und der Klöster zusammenfällt."

Im Jahre 1867 betrug die Ziffer der spanischen Städte 145; der Marktflecken 3716; der Ortschaften 17,528; der Dörfer 24,164; der Weiler 42,065; der einzelnen Gruppen von Wohnungen 6924. An Gebäuden und Wohnungen aller Art wurden in Spanien im Jahre 1867 3,239,257 gezählt, welche sich folgendermaßen vertheilen: 1,147,235 Gebäude von je einem Stockwerk; 1,355,574 Gebäuden von je 2 Stockwerken; 334,650 Gebäuden von je 3 Stockwerken; 58,625 Gebäuden von

mehr als 3 Stockwerken; 343,155 Baracken und Hütten. Zum Schluß dieser von mir gesammelten Ziffern will ich nun noch die Ziffer der im Jahre 1867 in Spanien existirenden Aristokratentitel angeben, obschon dieselben in keinem europäischen Lande so wenig besagen wollen, wie in Spanien. Im Jahre 1867 gab es in Spanien 8 Herzogstitel, 746 Marquistitel, 557 Grafentitel, 74 Vicomtetitel, 76 Baronentitel.

Vor der Septemberrevolution des verflossenen Jahres wurden in Spanien 400 Zeitungen, Zeitschriften und Tagesblätter herausgegeben, welche sich unter folgende Rubriken vertheilen: 99 unter offizieller Autorität erscheinende Blätter, davon in Madrid 2; Corporationsblätter 13, davon in Madrid 8; 14 religiöse Blätter, von denen auf Madrid 9 kommen; rein politische Zeitungen 38, von denen auf Madrid 18 kommen; öffentliche Instruktionsblätter 36, davon auf Madrid 5; philosophische und wissenschaftliche Blätter 15, davon auf Madrid allein 11; landwirthschaftliche Blätter 8, davon auf Madrid 2; industrielle Blätter 10, davon auf Madrid 5; mercantile Blätter 11, davon auf Madrid 4; medicinale Zeitschriften 11, davon auf Madrid 6; militärische Blätter 3, davon auf Madrid 2; Literaturblätter 42, davon allein auf Madrid 32; artistische Blätter 7, davon allein auf Madrid 4; satirische Blätter 15, davon auf Madrid 7; Modezeitungen 6, davon auf Madrid 4; Anzeigeblätter 56, davon auf Madrid 10. Nach der Revolution ist die Zahl aller Zeitungen, Blätter und Zeitschriften bedeutend gestiegen, und so im Wachsen begriffen, daß es nicht

möglich ist, auch nur annähernd richtige Ziffern anzugeben. In enormem Maße haben sich die politischen Zeitungen und Blätter vermehrt nicht allein in den großen Städten, sondern auch in den Provinzialorten. Zwei Drittel der spanischen politischen Zeitungen und humoristischen Blätter sind momentan republikanisch und finden vor allen anderen Blättern den bei weitem größten Absatz.

In den Jahren 1867 und 1868 bezahlte der Staat jährlich an das königliche Haus folgende Summen: Die Dotation der Königin Isabela betrug 34 Millionen Realen; die Dotation des Gemahls der Königin 240,000 Realen; die Dotation des Kronprinzen 245,000 Realen; die Dotation der Infantin Isabela, Gemahlin des Grafen von Girgenti, betrug 200,000 Realen; die Dotation der Schwester der Königin, der Frau des Herzogs von Montpensier, 200,000 Realen. Die Königin-Mutter, die berüchtigte Königin Christine, Wittwe des schändlichen Königs Ferdinand des Siebenten erhielt eine jährliche Dotation von 300,000 Realen. Die Totalsumme, welche der Staat jährlich an das königliche Haus bezahlte, betrug also 45 Millionen und 850,000 Realen. Alle speziellen Auslagen und Zahlungen sind in dieser Summe nicht mitinbegriffen. Die Ausstattung, welche die Tochter der Königin Isabela bei ihrer Vermählung mit dem Grafen von Girgenti erhielt, war kolossal. Sie erhielt allein 22 Millionen baares Geld. Die Kostbarkeiten und der Schmuck hatten einen Werth von 3 Millionen und 300,000 Realen. 8 Millionen Realen wurden ihr ge-

zahlt als Vergütung für einen Palast, der für sie erbaut werden sollte. Eine Summe von 1 Million und 900,000 Realen erhielt sie von ihrer Mutter, der Königin Isabela, als Geschenk. Ihr nomineller Vater, Francisco von Assis, gab ihr als Hochzeitsgeschenk 1 Million und 200,000 Realen. Die Ausstattung der Prinzessin belief sich also auf die Summe von 36 Millionen und 400,000 Realen.

Ein ganz kolossaler Unfug ist immer in Spanien mit den Pensionen der Staatsbeamten und Offiziere getrieben worden. Man hat mir in Madrid eine Zusammenstellung der im Jahre 1867 in Spanien gezahlten Pensionen gemacht. Ich bemerke aber ausdrücklich, daß die Gehalte der zur Disposition gestellten Offiziere und Beamten in dieser Liste nicht mitinbegriffen sind. Die Liste lautet folgendermaßen: Vergeltungspensionen 2,648,110 Realen; reguläre Pensionen 10,285,260 Realen; Legionspensionen 336,520 Realen; Militär-Monte-pios 25,942,720 Realen; Civil-Monte-pios 23,739,210 Realen; überlaufende Monatsgelder 103,180 Realen; Armee- und Marine-Pensionen 64,951,400 Realen; pubilirte Pensionen 21,131,210 Realen; Cesantes-Pensionen 14,059,310 Realen; Sequester-Pensionen 164,070 Realen. Der spanische Staat zahlte also im Jahre 1867 an Pensionsbeträgen die Totalsumme von 163 Millionen und 530,570 Realen. Bei einer solchen Finanzwirthschaft ist es denn nun auch nicht zu verwundern, daß das Deficit der Staatseinnahmen und Staatsausgaben in Spanien Ende des Jahres 1867 70 Millionen und 686,060 Realen betragen hat.

Die spanische Marine bestand im Jahre 1868 aus 7 Panzerfregatten, 10 hölzernen Dampf-Schrauben-Fregatten, 3 hölzernen Dampf-Räder-Fregatten, sämmtlich erster Classe; ferner aus 2 Segel-Corvetten, 3 Briggs, 11 Räderdampfern, 2 Fähren zweiter Classe; endlich aus 26 Dampf-Schrauben-Goletten, 10 Räder-Dampfern, 10 Schrauben-Transport-Dampfern, 5 Segel-Transport-Schiffen, 1 Fregatte dritter Classe. 18 Kanonier-Schaluppen (Schrauben-Dampfer) stationiren beständig in Cuba. Sämmtliche genannte Dampfer und Fahrzeuge führen 1029 Kanonen an Bord. Für Küstenbewachung waren im Jahre 1868 im Dienst folgende Fahrzeuge: 4 Dampf-Schrauben-Goletten, 5 Räder-Dampfer, 11 große Schaluppen, 68 kleinere Schaluppen, 6 kleine Schaluppen. Jedes von diesen zur Küstenbewachung bestimmten Fahrzeugen hat 1—3 Kanonen an Bord, je nach seiner Größe. Das Offiziercorps der spanischen Marine bestand im Jahre 1868 aus 1 Generalcapitän, 8 General-Lieutenants, 15 Escadre-Chefs, 29 Brigadiers, 61 Linien-Capitäns, 254 Linien-Oberlieutenants, 288 Linien-Unterlieutenants, 110 Fregatten-Capitäns, 267 Fregatten-Oberlieutenants, 328 Fregatten-Unterlieutenants, 377 Marine-Quardians. Die Totalsumme der spanischen Marine-Offiziere betrug also im Jahre 1868 — 1143.

Die Aushebungsziffer für die spanische Armee ist nicht alle Jahr dieselbe. Sie variirt jährlich zwischen 25 bis 50,000 Mann. Die Stellungszahlen der einzelnen Provinzen sind je nach der Bevölkerungszahl verschieden. So beträgt beispielsweise die Stellungszahl von Madrid

762, während die Stellungszahl von Malaga 1024, von Valencia 1368, von Granada 1035 beträgt. Bekanntlich findet bei der Aushebung der spanischen Armee die Loosziehung und demgemäß die Stellvertretung statt. Der jährliche Kostenaufwand jedes Mannes Militär beträgt in der Infanterie 2922 Realen, in der Kavallerie 3120 Realen, in der Artillerie 3070 Realen, im Ingenieurcorps 3032 Realen, in der Marine 2970 Realen, in der Gensdarmerie 7020 Realen. Die Unterhaltung jedes Individuums der Truppen wird ohne Unterschied der Classe noch Waffe auf 3912 Realen berechnet. Die Unterhaltung eines Reitpferdes berechnet man auf 4600 Realen; die Unterhaltung eines Ziehpferdes oder Maulthieres auf 4667 Realen.

In Sevilla sind mir die statistischen Notizen der städtischen Bevölkerung mitgetheilt worden. Sie sind insofern interessant, als man daraus ersehen kann, wie sich auf die Bevölkerung einer der schönsten und reichsten spanischen Städte Bildung, Gewerbfleiß, Handel, Industrie u. s. w. vertheilen. Leider stammen die mir zugänglich gemachten Ziffern aber aus dem Jahre 1860, da spätere statistische Zählungen in Sevilla nicht stattgefunden haben. Im Jahre 1860 betrug die Ziffer der städtischen Bevölkerung von Sevilla 118,298, welche in 11,878 Häusern und Gebäuden wohnten. Unter diesen 118,298 Bewohnern befanden sich nicht weniger als 1008 Priester, also wieder eine enorme Zahl, 1145 active Beamte, 200 Pächter, 5775 Industrielle, 1436 Kaufleute, 7000 Feldarbeiter, 10,000 Dienstboten, 15 bis 16,000

Tagelöhner beiderlei Geschlechts, nur 22 Schullehrer, aber 338 Advokaten, 133 Aerzte, 42 Apotheker, 29 Thierärzte, 305 Maler, Zeichner und Bildhauer, 841 Handlungscommis, 120 Schiffscapitäne, 977 Matrosen, 168 Sakristane und Kirchendiener, 4151 Militär- und Marine-Beamte. Die Steuern, welche Sevilla im Jahre 1860 zahlte, betrugen 5 Millionen und 216,115 Realen. Seit dem Jahre 1860 sind die Steuern, welche Sevilla zahlt, indeß um 10—15 Prozent gestiegen.

Im Jahre 1861 gab es in Spanien 97 Stiergefechtsplätze, auf denen in demselben Jahre 398 Stiergefechte stattgefunden haben. Im Jahre 1862 vermehrten sich die Stiergefechtsplätze auf 106, auf denen in demselben Jahre 393 Stiergefechte in Scene gesetzt wurden. Im Jahre 1863 gab es in Spanien 111 Stiergefechtsplätze, auf denen 456 Gefechte stattfanden. Die Ziffer des Jahres 1864 betrug 98 mit 427 Gefechten; die Ziffer des Jahres 1866 111 mit 375 Gefechten. Wenn man nur 5 getödtete Pferde, also eine äußerst geringe Anzahl, auf jedes Gefecht rechnet — zuweilen werden einige zwanzig Pferde getödtet — so beträgt die Durchschnittszahl der seit dem Jahre 1861 in Spanien bei den Stiergefechten gemarterten und in der scheußlichsten Weise gemordeten Pferde jährlich über 2000. Welch eine Abscheulichkeit! Die Stiergefechtsplätze haben gewöhnlich einen kolossalen Umfang. Der Stiergefechtsplatz in Madrid faßt 9760 Zuschauer; der Circus in Sevilla 10,000; der Circus in Barcellona 11,972; der Circus in Valencia sogar 16,816 Zuschauer.

12
8.32
6.45

1.47